Kranichfels

oder

Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmanns.

Von

H. E. R. Belani.

„Er dreht sich hin und dreht sich her,
Der Zopf der hängt ihm hinten."
Lied v. Goethe, comp. v. Zelter.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.

1844.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/kranichfelsoderg01bela

RBR
Jantz
#1273

„Es fällt mir nicht ein, den Adel anzugreifen, weder den Stand, noch dessen Persönlichkeiten; ich vertheidige nur die allgemeinen Menschenrechte und den Anspruch gleicher Bildung und gleicher Befähigung (sei es im Adel- oder im Bürgerstande) auf gleiche Berücksichtigung für Anstellung und Beförderung im Civil- und Militairdienst, gegen die selbstsüchtigen Prätensionen einer Parthei aus dem Adelstande, die ihre frühere politische Bedeutung, bei der Allgemeinheit der heutigen Bildung, längst verloren hat. Gern will ich dem Adel seine exclusiven Salons zugestehen; denn jeder Mensch muß die Freiheit haben, seinen Umgang nach persönlichen Neigungen zu wählen, und am Ende verlieren jene Exclusiven am meisten dabei, wenn sie sich im socialen Leben einer Masse von Bildung und Wissenschaftlichkeit berauben, die im heutigen Bürgerstande überwiegend sich vorfindet. Uebrigens kenne ich viele hochachtbare adlige Personen von einer

höheren Humanitätsbildung, die durch ihr eigenes Beispiel beweisen, daß in ihren Augen der wahre Werth des Menschen auf ganz andern Grundlagen beruhet, als auf dem kleinen Wörtchen „von," worauf meistens diejenigen, die sich keiner höheren Bedeutung als Mensch bewußt sind, gerade das bedeutendste Gewicht zu legen geneigt sind.

Johannes". (s. S. 26.)

Erzähler dieses erinnert sich immer noch mit einem gewissen Schauer des Erstaunens einer der imposantesten Waldparthien, die er vor vielen Jahren auf einer Reise im Süden Deutschlands gesehen hat. Da sich eine Familiengeschichte daran knüpft, die wohl in weitern Kreisen Theilnahme finden dürfte, so trägt er billig Bedenken, dem neugierigen Leser die Verfolgung der Persönlichkeiten in diesen Mittheilungen zu erleichtern, indem er angiebt, ob es im Spessart, Odenwalde, Schwarzwalde, Frauenwalde oder in Steiermark, Kärnthen, Salzburg, Schwaben oder Würtemberg gewesen sei.

Bekanntlich giebt es in alle den genannten Wäldern und Ländern bewaldete Berg- und Felsenparthien von unbeschreiblich wilder hochromantischer Schönheit, und so möge es genügen, und dennoch nicht zu viel verrathen, wenn wir unsre freundlichen Leser bitten, uns mit dem kühnsten Fluge der Phantasie auf jene Fahrstraße zu begleiten, die sich von Jenseit am Abhange einer dunklen Tannenwaldung in einen tief eingeschnittenen Thalgrund hinabwindet, dann unten mit kurzer Wendung über eine

hölzerne Brücke führt, woran ein Bildstöckel mit einem Marienbilde steht, die mit unbegreiflicher Kühnheit zwei senkrechte Felsen verbindet, in deren dunkler Spalte tief unten ein weißschäumender Waldstrom zwischen zerklüfteten oder abgerundeten Granitblöcken hindurchbrauset. Der alte Brückenbogen scheint beständig zu zittern vom Donner des Wogensturzes in seiner Tiefe, der zugleich, wenn man im engen Felsenbette des Thals hinaufblickt, eine Reihe malerischer Cascaden bildet, wie sie mit unnachahmlicher Schönheit auf den Meisterbildern eines Ruisdael sich dargestellt finden.

Hat nun der Wagen diese unter ihrer Last stöhnende Brücke mit Angst und Grauen der darin sitzenden Reisenden überschritten, so geht es auf der andern Seite auf einer in die Felsenwand eingehauenen Poststraße immer noch bedeutend steil, wenn auch in mancherlei Windungen und Krümmungen am andern Thalgelände wieder in die Höhe. — Aber die weise Oeconomie unsrer Vorfahren bei dem Bau solcher alten, ohnehin kostbaren Bergstraßen, besonders wenn sie durch mehrere kleine Gebiete führte, hatte auch hier sich bewährt, indem dieser der senkrechten Felsenwand abgewonnene Bergpaß nur eine Wagenspur Breite hatte. Da nun dieser Weg am immer tiefer sich hinabsenkenden Abgrunde, wo unten in schwarzer Kluft der schäumende Waldstrom brauste, nur durch ein schwaches, oft an den gefährlichsten Stellen eingebrochenes oder

morsch gewordenes Geländer getrennt war, so war es höchst gefährlich, wenn sich hier zwei Wagen einander begegneten. An Ausweichen oder Zurückgehen war nicht zu denken; trotz dem Hemmschuh glitten doch die Wagen von oben herab mit einer Grausen erregenden Heftigkeit, und trotz des Vorspanns, der hier nöthig war, hatten die Pferde der aufsteigenden Wagen alle Kraftanstrengung nöthig, um sie den steilen Weg hinanzuschaffen. Man begreift, daß Postillone und Fuhrleute durch Hornsignale und Peitschenknall, was von allen Felsen her ein wundervolles Echo gab, bemühet waren, einen Zusammenstoß zu vermeiden, der nothwendig einen oder beide Theile zum Sturz in den Abgrund gebracht haben würde. Kreuze an der Straße bezeugten, daß solche Unglücksfälle sich schon öfter ereignet hatten, und die Vorspannbauern hatten ein furchtbar treues Gedächtniß für Geschichten dieser Art, womit sie nicht unterließen die Reisenden oder ihre Diener jedesmal zu warnen und ängstigen.

Es war daher eben so gefährlich im Wagen sitzen zu bleiben als hinterher oder vorauf zu gehen, indem an ein Ausweichen in solchen Collisionsfällen nicht zu denken war. Zum Glück führte noch ein steiniger, aber sehr steiler Fußsteig über den Kamm des Felsengrads, auf welchen sich noch ein bis in die Wolkenregionen hinansteigender dichtbewaldeter Bergabhang gleichsam aufstützte; aber diesen beschwerlichen Richteweg zu ersteigen, forderte

schon kräftige und schwindelfreie Naturen. Diese aber fühlten sich dann auch, wenn sie die Schwierigkeiten überwunden hatten, durch den Anblick der vielen tief eingeschnittenen Thäler und über einander hervorragenden bewaldeten Bergkuppen unter ihren Füßen höchlich belohnt.

Diese Parthie war so unbeschreiblich schön und hochromantisch, daß sie schon längst bei den Touristen aller Nationen einen gewissen Ruf erhalten hatte; und als in der neuesten Zeit diese gefährliche Straße erweitert und verbessert, und die hölzerne halsbrecherische Brücke durch eine steinerne von kühner aber fester Bogenspannung ersetzt war, hörte man in den ersten Hôtels in Wien, Rom und Neapel, so wie selbst im Hospiz des St. Bernhard, in englischer, französischer oder russischer Sprache Unwillen der Touristen aller Nationen darüber laut werden, daß der Vandalismus des modernen Straßenbaus diesem hochromantischen Paß die wahre Poesie genommen habe, indem der Reiz des Lebensgefährlichen und Abentheuerlichen einer solchen Tour nunmehr gänzlich verschwunden sei. Man beklagte den Neubau dieser Straße wie das Verschwinden der alten Gotthardtstraße und vieler andern lebensgefährlicher Alpenpässe, so daß eine Passage Hannibals über die Alpen in unsern Tagen gar nicht mehr der Rede werth sein würde.

Sieh, lieber Leser, so giebt es immer noch Menschen genug, die an allen Fortschritten der Civilisation,

selbst an den nützlichsten Verbesserungen irgend etwas zu mäkeln und tadeln finden. Hier wollen wir es ihnen indeß noch zu Gute halten; denn es lag doch immer mehr oder weniger Poesie in den Motiven zu solcher Meinung, wie anders aber, wenn wir noch so viele, übrigens achtbare Männer sehen, die sich, sei es aus Engherzigkeit, Vorurtheil, Standesinteressen, beschränkter Weltansicht oder Kleinstädterei, deren sich selbst in den größern Städten noch hinreichender Vorrath findet, in die Fortschritte und Forderungen der Civilisation nicht finden können; die dennoch so gern für aufgeklärt und freisinnig gelten möchten, weil sie dergleichen für die Mode des Tages halten; denen aber die Zopf- und Perrückenzeit der alten und veralteten Welt aus jedem Winkel irgend einer Meinungsäußerung guckt. Solche Leute, denen wir noch täglich zu Dutzenden von jedem Alter und Stande begegnen, mahnen uns, ihnen heimlich lachend Zelters bekanntes Spottliedchen nachzusingen, das da lautet:

„Er dreht sich hin, er dreht sich her,
Der Zopf der hängt ihm hinten."

Wir werden später noch in dieser Geschichte Gelegenheit haben, Leute dieser Art kennen zu lernen; doch, wir wollten ja an die Schilderung jener Bergstraße den Anfang der Erzählung unsrer Geschichte anknüpfen, und so wird es denn Zeit sein damit zu beginnen.

Es war im Jahre 18...., noch vor der Zeit als der erwähnte moderne Vandalismus der Straßenverbesserungen diesem schönen Bergpaß den romantischen Charakter und die Gefahr, Hals und Beine zu brechen, genommen hatte, da hörte man an einem schönen Herbstmorgen jenes eigenthümliche Knarren und Knacken aus dem dunklen Tannenwalde am jenseitigen steilen Berggelände herüber schallen, das den unten diesseit der Brücke neben dem Bildstöckel haltenden Bauerburschen mit ihren sechs kleinen, des Bergsteigens gewohnten zottigen Vorspannpferden als ein sicheres Zeichen galt, daß die erwarteten Reisewagen über dem oft einknickenden Knüppeldamm, der noch hier und da mit kaum zerschlagenen Felsgestein gebessert war, herabgefahren kamen. Die Wagen ächzten in allen Fugen, und das Zurufen, von einzelnen abgerissenen verstimmten Posthornpassagen unterbrochen, verrieth, daß die fahrenden Postillone oder Schwäger, wie sie früher im Reiche allgemein genannt wurden, und die neben den Equipagen hergehenden Diener alle Mühe hatten, die schweren Wagen-Kasten an den schiefen Stellen oder in den vielen Schlaglöchern des Weges zu stützen oder ein Zerbrechen der Achsen und Räder zu verhindern.

Offenbar ging der Transport, eben dieser Vorsicht wegen, langsam genug; denn schon über eine Viertelstunde hatte dieses von den Bergen und Felswänden des Thals wiederhallende, ängstigende Geräusch gedauert, da

sah man endlich erst höher oben, dann weiter unten, da wo eine Blöße im Forst einen Durchblick der Straße gestattete, daß es ein großer herrschaftlicher Reisewagen war, mit sechs Postpferden bespannt, dem noch ein vierspänniger Kammer- oder Packwagen folgte.

Endlich traten diese Wagen, nachdem sie einige Male dem Auge durch das Tannendunkel entschwunden waren, aus dem Waldgrunde hervor und glitten mit gehemmten Rädern und auf Hemmschuhen die letzte steile Anhöhe bis zur Brücke, die ganz frei lag, herab. Man sah deutlich, daß die Dienerschaft ihre Plätze wieder eingenommen hatte. Ueber dem Verdeck der Reisebatarde, vom Bedientensitze her, ragte der bunte Federwald vom goldbrodirten Hut eines herrschaftlichen Leibjägers, dessen ganz goldnes Bandelier in der heitern Morgensonne glänzte. An seiner Seite saß ein Lakai im barocken, doch einfachen Geschmack einer englischen Livree gekleidet, und der feine schwarz gekleidete Mann im Coupé des, dem Reisewagen folgenden Fourgons schien der Kammerdiener der Herrschaft zu sein.

Da sich jenseit der Brücke nicht halten ließ, und diese selbst in abhängiger Richtung höher am jenseitigen Ufer als am diesseitigen, nur eine Fortsetzung der herabsteigenden Straße zu sein schien, so fuhren die Wagen auf ihren Hemmschuhen unaufgehalten über die Brücke. Diese aber ächzte und zitterte unter der Wucht der Last

bei dem Reiben des gehemmten Gefährts auf eine haaranſträubende Weiſe. Die Inſaſſen des Wagens ſchienen davon nichts zu bemerken, wohl aber wagte der Zuſchauer dieſer heilloſen Fahrt nicht eher wieder Athem zu ſchöpfen, bis dieſe Wagen jene wahre Teufelsbrücke paſſirt hatten und nun auf dem freien, ziemlich räumlichen Platz hielten, wo das Bildſtöckel mit dem Marienbilde hart am Rande des Abgrundes ſteht.

Hier war es nur ein Moment, ſo war der Leibjäger vom hintern Coupé herabgeſprungen und hatte die Wagenthür geöffnet; eben ſo ſchnell hatte der Lakai den Tritt herabgeſchlagen und nicht minder behende war der Kammerdiener zur Hand, um dem Ausſteigenden ſeinen Arm zu bieten. Noch einen Moment Aufenthalt gab es durch die Frage aus dem Innern des Wagens: „Alſo hier iſt die berühmte Straße, die das heilige römiſche Reich zum Halsbrechen eingerichtet hat?“

„Zu Befehl, Erlaucht,“ antwortete der Leibjäger. „Dieſes iſt das Drachenthal und jene Straße heißt: Jacobs Himmelsleiter.“

„Die wir denn doch billig den Engeln und Poſtgäulen zu erſteigen überlaſſen wollen,“ lachte der Graf gegen einen Gefährten im Innern des Wagens gewendet und ſtieg aus. Der Andere folgte ihm und während die Diener geſchäftig waren, die Mäntel und was es ſonſt bedarf aus dem Wagen zu nehmen, der Kammerdiener

die Männer zu bezahlen, welche die Hemmschuhe vermiethet hatten und jetzt los machten, die Vorspannbauern den Postillons zutranken und ihre kleinen Pferde vorspannten und die Reisenden selbst jene unwillkührlichen Bewegungen machten, wodurch Jemand, der sich gleichsam steif gesessen hat, seine Glieder wieder einzurichten sucht, wird es uns nicht an Zeit fehlen, um einen flüchtigen Blick auf die beiden aus dem Wagen gestiegenen jungen Männer zu werfen, und unsern Lesern davon eine eben so flüchtige Skizze zu zeichnen.

Jeder von ihnen mochte höchstens drei und zwanzig Jahre alt sein; das vornehme Wesen von Personen, die gewohnt sind sich mit Sicherheit in den höchsten Kreisen der Gesellschaft zu bewegen, und über Geringere unbedingt zu gebieten, hatten Beide; die Kleidung Beider war von jener ungesuchten einfachen Eleganz, die nur denen gegeben ist, die von Jugend auf sich stets auf dem Niveau des guten Geschmacks zu kleiden pflegen; man hätte Beide nach ihrer äußern Erscheinung ganz füglich für Personen vom höchsten Adel halten können, und doch ergab es sich bald, daß nur der Eine es war — der Andre sein Gesellschafter und Secretair, wie es scheint, von bürgerlicher Abkunft. Aber Erziehung, Geist, Kenntnisse und Bildung und besonders ein äußerst glückliches Naturell, bei den herrlichsten Körperformen hatte diesem

ein gewisses edles Selbstgefühl gegeben, das durchaus nichts Serviles in seinen Verhältnissen zu dem jungen Grafen aufkommen ließ, und hätte sich nicht in den Anredeformen der übliche Unterschied bemerklich gemacht, so würde man unbedingt Beide für gleiche Standesgenossen gehalten haben.

Doch wir gehen hier schon zu weit in unsern Andeutungen. Wir wollten vorläufig nur ihr Aeußeres skizziren, und darin machte sich allerdings ein bedeutender Unterschied auf den ersten Blick bemerkbar.

Graf Stephan, Johannes von Kranichfels-Hernany war, als Besitzer der Herrschaft Hernany in Ungarn, Magnat, auch Erbherr der ehemals reichsritterschaftlichen Herrschaft Kranichfels im südlichen Deutschland. Die Hernany in Ungarn bildeten eine Seitenlinie des deutschen Stammes Kranichfels. Der alte Freiherr von Kranichfels war der letzte seines Stammes, der auf dem Gute dieses Namens residirte. Dort war das Ziel der Reise des Grafen und seines Begleiters.

Der Erbgraf war in der That eine imposante Figur, stark gebaut, hoch gewachsen und mit vollem Gesicht, dessen Züge jedoch nichts weniger als schön oder edel genannt werden konnten. Auffallend war indeß bei ihm jene Zartheit der Haut und eigenthümliche Röthe mit Sommersprossen vermischt, wie sie sich meistens bei Personen, die röthliches Haar haben, zu finden pflegt. Zwar

schien das etwas dünne Haupthaar des Grafen, das sorgfältig über einen sogenannten Mondschein des Vorderhaupts gekämmt war, dunkelbraun zu sein; doch verrieth ein eigenthümlicher röthlicher Schein desselben die färbende Hand des Kammerdieners. Auch der dünne Schnurrbart war fuchsroth; noch heller aber und fast weißlich waren seine Augenbrauen und Wimpern. Seine Augen, klein und grau, hatten einen Ausdruck von spöttelnder, doch kalter Freundlichkeit, die in der That seiner Nähe etwas Unheimliches gab. Er war einer jener Menschen, von denen man nie so recht weiß, wie man mit ihnen dran ist, in diesem Augenblick die verbindlichste Artigkeit, die sogar liebenswürdig sein konnte, und dann wieder jenes kalte Uebersehen, das oft unangenehmer ist, als selbst eine Beleidigung, der man schon entschiedener entgegen treten könnte.

Uebrigens verrieth die ungezwungene vornehme Haltung und das noble Air dieses jungen Cavaliers, daß man von ihm Shakespeares Wort parodirend hätte sagen können: „an ihm war jeder Zoll ein Edelmann.“

Von dem Andern dagegen hätte man sagen dürfen: „an ihm war jeder Zoll ein edler Mann.“ — Und wer mag zweifeln, welche Eigenschaft dereinst schwerer wiegen wird auf der Wage des Gerichts!

Dieser andre junge Mann, der Johannes Zaploya

hieß, war ebenfalls ein geborner Ungar und der Milchbruder des Grafen, mit dem er zugleich auf dem Gute Kranichfels und später auf dem Gymnasium in derselben Stadt, wo sich der junge Graf auf der Ritterakademie befand, seine Jugenderziehung und wissenschaftliche Bildung empfangen hatte.

Johannes Zaploya hatte von der Natur die glücklichste Bildung als einen offenen Empfehlungsbrief empfangen. — Sein Haar war dunkelblond, seine Augen, groß und melancholisch, hatten etwas Herzgewinnendes im Ausdruck; die hohe Stirn war der Sitz eines klaren Verstandes; um den feinen Mund schwebte ein Schatten von Wehmuth mit einem Zuge von Ironie, die wohl auf eine tief verwundete Stelle in seinem Innern hindeuten ließ. Seine Figur war kleiner und schlanker als die des Grafen, und eine interessante Blässe schien mehr Folge einer feinern Organisation und geistiger Anstrengungen zu sein, als ein Zeugniß von Kränklichkeit, da er übrigens gesund war. Offenbar war seine Stellung eine untergeordnete, und für einen Mann von feiner Bildung und geistiger Klarheit eine gedrückte, allein eben das geistige Uebergewicht und die Gediegenheit seines Charakters hatten ihm eine Freiheit der Welt- und Lebensansichten und eine Ueberlegenheit der Meinungsäußerung gegeben, die Jener, ohne es zu wollen und wissen, gelten und sich aussprechen ließ, so sehr er

ſelbſt auch in allen Angelegenheiten des ſocialen Lebens andrer Meinung war. Dem Grafen genügte der Ton von Superiorität, womit er glaubte, ſeinen Geſellſchafter und Secretair fühlen laſſen zu müſſen, daß er deſſen Herr ſei.

Doch wir werden ja ſehen, wie ſich dieſe Widerſprüche in der Stellung Beider wieder ausglichen.

Jetzt kehrten ſie nach einer fünfjährigen Abweſenheit auf Univerſität und Reiſen in ihre zweite Heimath zurück. Johannes war im Innerſten bewegt, Graf Stephan mit großen Plänen und Entwürfen beſchäftigt, die ſpäter ans Licht treten werden.

Während die jungen Männer anfingen den Felſenweg hinauf zu ſteigen, ließen die Fuhrleute luſtig ihre Peitſchen knallen und das Echo des Schalls hallte vielfach gebrochen aus dem Felſengrunde zurück. Das war das Signal, um etwa oben haltende Fuhrleute zu warnen, die ſteil anſteigende Felſenſtraße, auf welcher an Ausweichen nicht zu denken war, herabzufahren. Inzwiſchen warf der gräfliche Leibjäger die doppelläufige Büchsflinte über die Schulter und den Mantel ſeines Herrn über den Arm, der Lakai belud ſich mit dem Reiſemagazine für Speiſe und Trank, und Beide folgten den beiden jungen Herrn auf dem ſteilen Fußſteige, gegen den Felſengrad hinan. Die Poſtillons aber und

Fuhrleute, nachdem sie vor dem Bildstöckel an der Brücke zur heiligsten Mutter Gottes noch ein kurzes Stoßgebet gesprochen hatten, tranken einander erst noch tüchtig Courage zu, und hatten wohl noch eine Viertelstunde mit den Vorbereitungen zur Bergfahrt zu thun, und dann erst trieben sie mit lautem Geschrei und Peitschenknall ihre Pferde an, alle Kräfte anzustrengen, um die schweren Wagen die steile Felsenstraße, welche das Volk: „Jakobs Himmelsleiter" nannte, hinanzuziehen.

Beide jungen Männer erklommen indeß schweigend die Höhe. Man hörte nur das taktmäßige Stacheln ihrer Alpenstöcke auf dem sich bröckelnden Gestein, das immer mehr sich entfernende Klatschen und Rufen der Fuhrleute auf der im weiten Bogen an der Felswand sich hinaufziehenden Fahrstraße, von welchem dieser Fußsteig gleichsam die Sehne bildete, so daß der Graf und sein Begleiter wohl einen Vorsprung von mehr als einer halben Stunde den Wagen voraus gewonnen hatten.

Oben angekommen, schöpften sie Athem und warfen dann von dieser bedeutenden Höhe den Blick hinab in die dunkle Thaltiefe, die jenseits von zackigen Felsen und bewaldeten Bergkuppen überragt wurde. Zwischen diesen öffnete sich ein Durchblick in eine wellenförmige Ebene von unermeßlicher Ausdehnung, in welcher gelbe Saatfelder im wärmsten Sonnenschein lagen; blaue Berge schlossen den Hintergrund, während tiefe

groteske Schattenparthien den romantischen Vordergrund bildeten.

Johannes stand lange schweigend im Anblick dieser wundervollen Aussicht versunken; Graf Stephan betrachtete sie durch sein Doppelperspectiv, mehr mit dem Ausdruck einer müßigen Neugier, als mit irgend einer Regung des Gemüths.

„Passable hübsch das," sprach er endlich, indem er sich behaglich auf einem bemooseten Steinsitz niederließ, „für dieses jämmerliche Deutschland wenigstens leidlich genug!"

„Ich muß gestehen," entgegnete Johannes, „daß ich diese Aussicht hochromantisch finde. Sie ist mit einem Zauber der Poesie angehaucht, die wahrhaft erhebend auf die Seele wirkt."

„Hm!" lächelte der Graf ironisch, „wir Leute comme il faut pflegen nicht so leicht in Ekstase zu gerathen."

„Das macht die Uebersättigung, Herr Graf . . ."

„Nun ich sehe nicht ein, wie sich diese Vue nur im geringsten messen könnte mit dem Panorama des Golfs von Neapel, oder einer Ansicht des Vierwaldstädter-Sees."

„Das ist es eben," rief Johannes, „womit sich Menschen, die viel gelebt und gesehen haben, jeden Genuß am wahrhaft Schönen verderben, daß sie stets Vergleiche ziehen oder Alles der kalten Kritik unterwerfen.

Jedes Schöne aber ist es nur durch seine eigene Harmonie, und jede schöne Landschaft, so wie auch diese, hat ihren ganz eigenthümlichen Zauber in sich selbst; ich dagegen gewinne die reichsten und innigsten Genüsse, indem ich mich dem Eindruck, den ein wahrhaft poetisches Bild auf die Seele macht, ohne Kritteln und Vergleichen hingebe. Mir geht schon nichts über einen deutschen Wald von kräftigen Eichen und Buchen, der uns an die heiligen Haine der alten Germanen und an ihre Thatkraft, ihre Treue und Einfachheit erinnert."

„Und an die deutsche Bärenhaut," spöttelte der Graf, „erinnere mich lieber an irgend eine Salonscene in Paris, an Wettrennen in England, Parforcejagden in Irland oder an hübsche Grisetten, wie z. B. die kleine braungelockte Bürgermeisterstochter in Flachsenfingen — die war, auf Ehre, so übel nicht."

„O mein Gott," rief Johannes, „Sie reißen mich aus meinem Himmel mit solchen Trivialitäten!"

„Ganz recht, das war auch eine Trivialität, aber eine amüsante, daß wir auf diesen Bürgerball gingen, zu welchem die ehrlichen Honoratioren von Flachsenfingen die Güte hatten, uns — als durchreisende Fremde von Bedeutung einzuladen."

„Erlaucht waren indeß ungewöhnlich herablassend gegen diese guten Leute. Sie nannten die bürgerlichen Damen: „Gnädige Frau und gnädiges Fräulein!"

„Bah, das ist noch so eine aus guter Gesellschaft hergebrachte Gewohnheit, eine noble Fiction, die man sich vorlügt, um sich selbst das Geständniß ersparen zu können, daß man sich in einer mauvaise compagnie befunden habe; im Uebrigen leidet die Ehre eines Cavaliers durchaus nicht darunter, wenn er sich mit hübschen Mädchen aus den geringern Ständen amüsirt."

„Auch tranken der Herr Graf Brüderschaft mit den Bürgern."

„Doch nur mit den Vätern und Brüdern hübscher Griseten und wenn weiter keine Personen von guter Familie zugegen sind, so sehe ich nicht ein, warum man sich geniren sollte. Solche Cordialitäten eines Mannes von Stande machen die Canaille entzückt und man erreicht nur um so schneller seine Zwecke; trifft man einmal solche Personnagen wieder, wenn Adlige zugegen sind, so ignorirt man die, womit man gestern fraternisirte und kennt die nicht wieder, die man gestern küßte."

„Man muß gestehen, Herr Graf, das sind höchst noble Gesinnungen, die Früchte der Ritterakademie, worauf Sie Ihre Erziehung erhielten."

„Ha, damals gab es noch unter diesem jungen Adel einen esprit de corps, der bis auf die Offiziercorps fast ganz aus der modernen großen Welt verschwunden zu sein scheint. — Kennst du die Geschichte mit dem Lehrer auf der Ritterakademie, der einen jun-

gen Baron von Hammel, wohl nicht so ganz mit Unrecht, einen dummen Jungen genannt hatte?"

„Nicht so genau."

„Nun so höre: Eine solche Anmaßung von einem bürgerlichen Lehrer mußte natürlich alle die adligen Junker der ganzen Ritterakademie aufs höchste indigniren. Zum Duell konnte man ihn nicht fordern, denn ein Bürgerlicher ist bekanntlich nicht satisfactionsfähig; Beschwerden darüber bei dem Director der Akademie blieben ohne Erfolg; was blieb uns also weiter übrig, als uns selbst eine eclatante Satisfaction zu verschaffen? Unserer zehn der Erwachsensten rückten daher dem arroganten Lehrer auf die Stube und forderten, daß er dem Herrn von Hammel öffentlich in der Classe Abbitte und Ehrenerklärung leisten solle. Der schwache, kränkliche, klapperbeinige Magister wurde blaß vor Aerger und Schreck, und versuchte, uns das Unziemliche und Unzulässige unserer Ansprüche begreiflich zu machen. Ich aber, der ich Anführer des Complotts war, habe ihn verdientermaßen gereitpeitscht, und die andern folgten nach. Nun gab es eine Untersuchung, und wir waren zu stolz, um eine Genugthuung abzuleugnen, die wir uns selbst genommen hatten. Alle Versuche ohnerachtet, die Sache nieder zu schlagen und den Magister durch ein Stück Geld zur Zurücknahme seiner Anklage zu bringen, waren vergebens. Der Exceß, wie man es nannte, sollte

daher, um die Würde des Lehramts aufrecht zu erhalten, exemplarisch bestraft werden. Uns zehn Söhne hochadliger Familien von der Anstalt zu verbannen, wagte man nicht; es wurde also einem Jeden von uns vier und zwanzig Stunden Carcer zudictirt. Dieses Märtyrerthum der verletzten Standesehre wurde indeß für uns ein Fest. Mit dem Gesange: „Gaudeamus igitur!" bezogen wir sämmtlich das Carcer. Der Pedell schloß hinter uns zu; aber die entgegengesetzte Thür war offen geblieben und durch den Garten über die beschädigte Mauer zogen wir aus ins Freie, und machten eine fidele Landparthie, von welcher wir mit Hülfe der Mutterpfennige, die Jeder von uns bei sich führte, am andern Morgen ziemlich angetrunken zurückkehrten in das gemeinschaftliche Gefängniß, woraus uns bald der Pedell erlöfete, der für seine Blindheit anständig honorirt wurde."

„Das war entsetzlich," entgegnete Johannes.

„Oho, das war noch nicht genug! wir hatten doch wenigstens nominell eine Strafe bekommen, und der Lehrer hatte formell Recht gegen uns behalten. Wo blieb da nun unsre Genugthuung für verletzte Standesehre? Unmöglich konnten wir uns noch mit Ehren von einem Lehrer unterrichten lassen, den wir en chien behandelt hatten. Wir schrieben deshalb an unsre chères mamans, diese gaben uns ganz Recht und lobten unser Point d'honneur; die Gemahlinnen hochgestellter

Personen benutzten alle Canäle und Connexionen, um eine Versetzung des arroganten Lehrers zu erlangen; inzwischen ergriffen wir jede Gelegenheit, den armen Sündenbock zu ärgern. Winke von oben kamen dazu; kurz, Magister Müller wurde bewogen, um Versetzung zu bitten; das geschah denn auch sofort, und wir hatten Genugthuung."

„Die Genugthuung," fiel ihm Johannes in die Rede, „einen gelehrten und verdienten Schulmann wahnsinnig gemacht zu haben. Er wurde als Oberlehrer an dasselbe Gymnasium versetzt, in welchem ich mich damals als Schüler befand; indeß nur kurze Zeit noch konnte er dem Lehramte vorstehen, denn er hatte sich die empfangene Mißhandlung so zu Gemüth gezogen, daß er erst tiefsinnig, endlich wahnsinnig wurde und im Irrenhause starb. — Da haben Sie den Segen Ihrer Junkerei!"

Diese Worte hatte Johannes in tiefster Entrüstung hinzugefügt, als er sah, daß Graf Stephan erschrak und sich verfärbte.

„Ei, das war freilich stark!" sprach der Graf, „und es thut mir um des Menschen willen leid, indeß wo es auf Prinzipienfragen ankommt, können die Folgen für Einzelne nicht in Rechnung gebracht werden. Was dort in meiner Jugend im Kleinen geschah, würde ich jetzt, in gereiften Jahren, keinen Augenblick Beden-

ken tragen im Großen zu wiederholen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Ansehen und die historische Bedeutung des Adels seit der großen französischen Revolution fast in ganz Europa gesunken ist. In Oesterreich heißt jetzt Jeder: „Herr von," und wird „gnädiger Herr" genannt, der einen ganzen Rock trägt, wo bleibt der Vorzug des Adels, der letzte, der uns geblieben ist im Laufe der Zeiten? — Im Norden Deutschlands fällt es keinem Bürgerlichen mehr ein, einen Cavalier von Adel mit: „gnädiger Herr!" anzureden. Die Bildung hat dort alles in socialer Hinsicht nivellirt. Dem Adel daselbst bleibt nichts übrig als die Absonderung vom Bürgerstande, woraus dieser aber sich nichts macht und worüber die Gebildeten dieses Standes lächelnd die Achseln zucken; in Frankreich hat die Geldaristokratie jede sociale oder politische Beachtung des Adels verschlungen; in Rußland tritt jeder Leibeigene, wenn er Staatsdiener wird, oder jeder Kaufmann in eine der sieben Adelsklassen, wo bleibt da der Vorzug des Geburtsadels? — in Polen bestand eigentlich das ganze Volk aus Adligen und Leibeignen. In Portugal und Spanien setzt der Adel seine höchste Ehre darein, nur der geringste Diener des Königs zu sein — nirgend in der Welt hat die ächte Adelsaristokratie noch diese Bedeutung, als in England. Dort regiert eigentlich das Parlament; dieses aber hat selbst nach der Reformbill noch immer ein

so bedeutendes politisches Uebergewicht der Adelsaristokratie behalten, daß es bis jetzt, trotz der freien Presse, trotz der Volksversammlungen und Petitionen von Hunderttausenden, nicht gelungen ist nur eins der Vorrechte abzuschaffen, wodurch der Adel seine Reichthümer, seinen Familienglanz und sein Ansehen zu erhalten weiß."

„Sagen Sie Mißbräuche, gnädigster Herr," sprach Johannes, „denn ist es nicht entsetzlicher Mißbrauch, wenn die Irländer verhungern müssen, weil die brittischen Lords, die zur Zeit der Eroberung Irlands in den Besitz der confiscirten Güter gesetzt wurden, Belieben tragen, die reichen Renten dieser Ländereien in London oder im Auslande zu verzehren, und vielleicht einmal tausend arme Bürgerfamilien zu vertreiben, um meilengroße Blachfelder zur Fuchshetze oder Schafweide liegen zu lassen, oder wenn die irische und brittische Hochkirche die fürstlichen Pfründen ihrer Bischofssprengel und Pfarreien nicht vermindert, um fleißige Seelsorger damit zu bezahlen und Schulen anzulegen, weil die adligen Familien darauf angewiesen sind, ihre nachgeborenen Söhne auf Kosten der Kirche zu erhalten, damit das Familienvermögen ungeschmälert in der Hand des Erstgeborenen bleiben kann; oder ist es zu loben, wenn desselben Zweckes willen im Staatsdienst noch unendlich viele reichdotirte Sinecuren, d. h. Stellen mit großem Gehalt und ohne Arbeit, geduldet werden, um durch de-

ren Häufung eben diese unbegüterten adligen Sprößlinge in den Stand zu setzen, ein fürstliches Haus zu machen? oder endlich ist es nicht die empörendste Ungerechtigkeit, daß die Kornbill, welche den nothwendigsten Lebensbedarf, noch mehr des Armen wie des Reichen, das Brod so unnatürlich vertheuert, nicht aufgehoben wird, damit die adligen Familien nichts verlieren an auf Kosten des Volks erhöhten Grundrenten? O!" rief Johannes aus, „das ist eine Seite, die ich nicht berühren darf, ohne Seelenschmerz zu empfinden, gewiß! es gäbe kein größeres Unglück für unser armes Deutschland, als wenn es einer reactionairen Parthei gelingen würde, hier eine Aristokratie wieder herzustellen, wie sie England noch heute besitzt."

„Und das wird und muß geschehen," sprach Stephan mit Nachdruck, „es soll wenigstens die Aufgabe und das Ziel meines Lebens sein, dem Adel wieder durch eine Reaction in der Gesetzgebung, in den Regierungsmaximen und in der gesellschaftlichen Usance wieder eine Stellung zu verschaffen, die seinen historisch hergebrachten Rechten einigermaßen entspricht."

„Historisch hergebrachten Rechten?" entgegnete Johannes im fast spöttelnden Tone; „Geschichtskenner vom Fach würden sagen: angemaßten Privilegien; denn der erste Adel in der ungeheuern Universalmonarchie Carls des Großen entstand durch die Beamten, die statt des

Geldsoldes mit Ländereien belohnt waren und diese und ihre Aemter in ihren Familien erblich zu machen wußten. Noch zur Zeit des Sängerkrieges auf der Wartburg gab es keine adligen Geschlechtsnamen; zur Zeit des Faustrechts erhielt der Knappe die Ritterwürde, wenn er von einem turnierfähigen Ritter den Schwertschlag empfangen hatte. „Es gab Zeiten," sagt Buchholz, „in welchen man nur glücklicher Krieger zu sein brauchte, um adlig zu sein," in Frankreich war es schon genügend als Bastard eines Großen geboren zu sein, um ein adliges Geschlecht zu begründen und die kaiserliche Kanzlei in Wien verkaufte Adelsbriefe Schockweise für eine billige Taxe, und jeder durch Schwindelei und Gaunerei reich gewordene Armeelieferant, jeder getaufte Jude, der den halben Adel der Provinz in der Tasche hatte; ja, wir haben Beispiele davon, auch in andern Ländern, jeder reich gewordene Schneider, wenn er sich ein Gut gekauft hatte, konnte den Freiherrntitel erlangen — wahrlich, das historische Recht, worauf die Aristokratie ihre Ansprüche gründet, gewährt gerade die schwächsten Argumente dafür."

„Du überflutheſt mich mit Deinen Kenntnissen, denen ich nichts entgegensetzen kann, weil ich mich nie viel mit historischen Studien geplagt habe; allein eins ist mir doch erinnerlich, gelesen zu haben: Friedrich der Große, der doch wahrhaftig seine Zeit kannte, sagte einst, „ich

kann nur Leute von Ehre als Offiziere brauchen," und daß er darunter nur den Adel verstand, bewies er durch die That, indem er nie Bürgerliche zu Offizieren ernannte, oder wenn es ja einmal geschah, sie zugleich in den Adelstand erhob."

„Eben weil Friedrich der Große sein Jahrhundert kannte, wie kein Andrer, konnte und mußte er so handeln. Damals hatte die Bildung noch nicht wie heute alle Stände durchdrungen. Der Gelehrte war ein Pedant von Profession und dieser wie der reiche Kaufmann, der gründliche Advokat, der gelehrte Geistliche und der viel erfahrene Arzt nannte jeden Edelmann schriftlich und mündlich nicht anders als: „gnädiger Herr!" Jeder Bürgerliche war überhaupt gegen den Edelmann unterthänig und servil in seinem Benehmen; Friedrich dem Großen aber war solche Kriecherei, als der Menschenwürde entgegen, zuwider. Er pflegte zu sagen: „wer vor eingebildeten Vorurtheilen kriecht, dem fehlt jede wahre Ehre, und diese Ansicht allein enthielt den Grund des Vorzugs, den er dem Adel bei der Besetzung seiner Offizierstellen gab."

„Und dennoch gerade für den ritterlichen Kriegsdienst im Offiziercorps eignet sich der Adel völlig exclusiv, oder doch wenigstens vorzugsweise. Schon als Nachkommen altritterlicher Geschlechter geziemt ihm das Schwert und hat er als Offizier von vorn herein schon

die Vermuthung der Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit für sich. Was könnte der Bürgerliche dagegen setzen, wenn er es sich sollte einfallen lassen ein Avancement zum Offizier zu prätendiren?"

„Die Geschichte des Nationalunglücks von 1806 und der Befreiungskriege von 1813 bis 1815, wo das deutsche Nationalheer, das den Dränger schlug und vernichtete, fast nur von bürgerlichen Offizieren ins Feuer geführt wurde. Ich will übrigens dem sonst achtbaren Adelsstande nicht zurechnen, daß im Jahre 1806 die Macht des Verhängnisses das von meistens adligen Offizieren geführte Heer schlug, und daß die Ehrlosigkeit gewisser Festungscommandanten, aus adligen Familien, die ihnen anvertrauten Waffenplätze von der Elbe bis zur Oder ohne Schwertstreich dem Feinde übergaben; aber so viel beweiset doch diese Denktafel der Geschichte, daß adlige Geburt allein noch nicht als zureichende Bürgschaft für die Ritterlichkeit der Gesinnungen betrachtet werden darf, zum wenigsten nicht mit Ausschließung des Bürgerstandes; denn die wahre und einzige Bürgschaft für die Tüchtigkeit eines Offiziers ist nur in der Ehrenhaftigkeit des Mannes, nicht des Standes zu finden."

„Du scheinst eine Pike auf den Adel zu haben, das ist eine Folge Deiner plebejen Geburt."

„Keinesweges, Erlaucht! Es fällt mir nicht ein, den Adel anzugreifen, weder den Stand noch dessen Per-

sönlichkeiten; ich vertheidige nur die allgemeinen Menschenrechte und den Anspruch gleicher Befähigung (sei es im Adel- oder im Bürgerstande) auf gleiche Berücksichtigung für Anstellung und Beförderung, im Civil- und Militairdienst, gegen die selbstsüchtigen Prätensionen einer Parthei aus dem Adelstande, die ihre frühere politische Bedeutung, bei der Allgemeinheit der heutigen Bildung, längst verloren hat. Gern will ich dem Adel seine exclusiven Salons zugestehen; denn jeder Mensch muß die Freiheit haben, seinen Umgang nach persönlichen Neigungen zu wählen und am Ende verlieren die Exclusiven am meisten dabei, wenn sie sich im socialen Leben einer Masse von Bildung und Wissenschaftlichkeit berauben, die im heutigen Bürgerstande überwiegend sich vorfindet. Uebrigens kenne ich viele hochachtbare adlige Personen von einer höheren Humanitätsbildung, die durch ihr eigenes Beispiel beweisen, daß der wahre Werth des Menschen auf ganz andern Grundlagen beruhet, als auf dem kleinen Wörtchen: „von", worauf meistens diejenigen, die sich keiner höhern Bedeutung als Mensch bewußt sind, gerade das bedeutendste Gewicht zu legen geneigt sind."

„Und dennoch fühle ich, und dieses Bewußtsein theilt gewiß jeder Edelmann mit mir, daß der Adel eine genetisch bevorzugte Menschenrace bildet. Wir werden schon durch die Geburt, was wir sind, der erste Stand in der menschlichen Gesellschaft, jeder Bürger-

liche dagegen, der etwas werden und bedeuten will, kann es nur werden und bedeuten durch Geldreichthum oder Verdienst. Nun, wir lassen auch solche Personen und selbst Gelehrte und Künstler in unsern Kreisen zu; aber freilich, man ist zu fein, um sie es merken zu lassen, daß sie eigentlich doch nur Eindringlinge sind in einem Stand, dem sie nicht durch das Recht der Geburt angehören; im Innersten der Seele fühlt man sich jedoch über solche Eindringlinge bedeutend erhaben."

„Ganz richtig, Herr Graf! Schon unter der Kaiserin Maria Theresia konnte ein berühmter Advokat des Bürgerstandes: Thomas Thyrnau von den Adligen seiner Zeit sagen:

„Diese Leute schämen sich, dem hochbegabten Manne des Bürgerstandes gegenüber, die festgeprägte Idee ihrer höheren Berechtigung geltend zu machen, und getrösten sich für den Zwang, den sie sich auflegen, in den Kreisen ihrer Standesgenossen, wo sie desto offener dann den Eindringling verspotten können, von ihrem Anhange unterstützt, der die Ansichten gern hört, die er um jeden Preis will siegen machen."

„Was übrigens," fuhr Johannes fort, „Ihre Meinung von einer angeborenen (genetischen) Bevorzugung anlangt, so sagt derselbe Thomas Thyrnau weiter:

„Ich habe sie gelehrt, daß auf einer Stufe

der Bildung stehen, den Unterschied des Standes auslöscht."

und ein französisches Volkssprichwort lautet:

„Tous les hommes sont egaux; ce n'est pas la naissance, c'est la seule vertu, qui fait la différence."

„Dagegen," rief Graf Stephan, der während dieser Rede seines Begleiters den Zerstreuten spielte und mit der Zerlegung einer Waldschnepfe beschäftigt war, nachdem er ein Glas Tokaier Ausbruch geleert hatte, „kann ich wieder mit einem Citat dienen; ein Herr von Bülow-Cummerow sagt in einer vor Kurzem erschienenen Schrift*):

„Daß ein Adliger sich auch zu einer Civilbedienung besser qualificire als ein Bürgerlicher, denn er bringe eine ganz andere Ansicht von den Dingen in der Welt mit zu einem solchen Posten, als der Bürgerliche."

„Auch eine bessere? und das ist die Frage," warf Johannes dazwischen; der Graf aber fand es für gut, diese Zwischenfrage zu ignoriren und fuhr fort:

„Und besonders wahr und überzeugend ist es was Herr von Bülow-Cummerow ferner sagt:

„Unbedenklich liegt in der Idee des Geburts-

*) „Ueber die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg." (Zerbst in Commission bei A. Füchsel 1821.)

adels etwas Höheres, etwas Edleres, wodurch das Individuum, welches diesen Vorzug fühlt, die Kraft erhält, sich über sich selbst zu erheben und einen gewissen innern Halt erhält, den ihm Niemand rauben kann."

„Und was sagt die Erfahrung dazu?" entgegnete Johannes; „wir wollen nicht untersuchen, bei wie vielen Adligen das der Fall sein mag; und gern will ich zugeben, daß recht viele Edelleute mit diesem wahrhaft edlen Bewußtsein in den Staatsdienst treten; aber soll dieses Bewußtsein der Volkswohlfahrt ein ersprießliches werden, so darf es kein egoistisches sein, sondern ein humanistisches. Der hochgestellte Beamte, wenn ihn kein höheres Bewußtsein beseelte, als das seiner adligen Geburt, wird immer als Staatsmann die Interessen dieses Standes höher stellen, als die der allgemeinen Volkswohlfahrt; der Egoismus der von ihm vertretenen Standesinteressen würde ihn so verblenden, daß er auch mit der besten Absicht, seine Pflicht zu erfüllen, selbst unbewußt dahin mitwirken würde, dem Adel ein politisches Uebergewicht zu reclamiren, das wahrlich dem Volke keine ersprießliche Früchte bringen kann."

„Wie ganz anders," fuhr Johannes fort, „wenn der Edelmann im hohen Staatsdienst zugleich ein so edler und aufgeklärter Mann ist, daß er über Standesvorurtheile und Prätensionen sich erhaben fühlt, und daß ihm

Menschenwohl mehr am Herzen liegt, als Standesinteressen, dann steht er höher als Mensch, wie als Edelmann und der zufällige Vorzug seines Geburtsadels wird ihn nicht hindern, Volkswohlfahrt zu fördern, so viel er es in seinem Wirkungskreise vermag."

„Und dennoch," entgegnete der Graf, „wird unser Stand wieder vorzugsweise in den Besitz aller bedeutender Staats- und Ehrenämter kommen, wenn erst die Fürsten einsehen werden, daß eine angesehene und reiche Adelsaristokratie, zwischen Fürst und Volk gestellt, die sicherste Stütze der Throne gewährt."

„Dann," versetzte Johannes, „müßten unsere Souveraine erst die Zeugnisse der Geschichte vergessen. Die meisten ihrer eigenen Dynastien sind aus alten Adelsfamilien hervorgegangen, die durch ihre Theilnahme an Aufständen gegen frühere Regentenfamilien zum Thron gelangten: so die Capets und die Orleans in Frankreich, die Braganza in Portugal, das Haus Romanow auf dem russischen Throne und viele andre noch. Von jeher suchte der Adel seine Macht nach oben wie nach unten auszudehnen; wie viele Revolutionen gegen ihre legitimen Könige gingen vom malcontenten Adel aus? Als Heinrich IV. von Ravaillac ermordet wurde, waren es vier der ersten Edelleute Frankreichs, die mit ihm im Wagen saßen, ohne daß eine Hand sich rührte, die schreckliche That zu hindern, was leicht hätte geschehen können; der Gustav IV.

von Schweden erschoß, war ein Herr von Ankerström, das fanatische Werkzeug einer Adelsverschwörung gegen das Leben des Königs; alle belgische Revolutionen gegen Kaiser Joseph, Philipp von Spanien bis auf die neueste von 1830 hatten berühmte adlige Namen an der Spitze der Bewegung. Die polnische Revolution war durchaus eine aristokratische von Edelleuten, die für sich eine Souverainetät forderten, während sie ihren leibeigenen Bauern nicht einmal die Freiheit der Menschenrechte zugestehen wollten, und in Frankreich war es die Sittenlosigkeit und die Willkührherrschaft des französischen Hofadels, welche das Königthum verhaßt machten und ein Prinz von Geblüt, ein Marquis von Lafayette, ein Marquis von Barras, ein Graf Mirabeau und Andre stellten sich an die Spitze des Bluttribunals, das Ludwig XVI. und Marie Antoinette hinrichten ließ. Selbst die Carbonari-Revolutionen in Italien hatten Grafen und Marcheses an ihrer Spitze. Ich könnte noch viele Beispiele aus der ältern und neuern Geschichte, selbst aus der neuesten Zeit aufstellen, die, wie jene Thatsachen, zahlreiche Beweise liefern, wie gefährlich es stets für die Sicherheit der Krone war, die Aristokratie zu mächtig werden zu lassen. Allein diese mögen genügen, da die Geschichte der Neuzeit lehrt, daß die Throne erst ihre Festigkeit, die Souveraine erst ihre Macht gesichert haben, seitdem sie sich auf den Kern des Volks anlehnten, sei es durch Verfassung oder

Popularität. Friedrich Wilhelm III. schuf einen wohlhabenden freien Bauerstand, und förderte Volksbildung und freiere Bewegung des Verkehrs; dadurch aber hat er seinem Throne festere Stützen gegeben als durch allen Hofadel möglich gewesen sein würde; und welche Liebe, welche Treue, welchen Beistand in der Noth könnte wohl ein König erwarten, der vom Adel und dessen Einfluß so umstellt würde, daß keine Bedrückung, keine Klage aus den Regionen des Bürgerstandes zum Throne dringen könnte. Wahrlich, — und ich spreche das durchaus nicht im Partheihaß, der mir fremd ist, sondern aus reiner Menschenliebe, — unter allen Strebungen eines unzufriedenen Adels ist diejenige die gefährlichste, die nach einer politischen Macht strebt. Einer unserer freisinnigsten Schriftsteller*) sagt nicht ohne Grund:

„Ein alter verkommener Adel ist der größeste Feind des neuen wahren Adels, würde dessen Herstellung auch durchaus auf gleicher Grundlage versucht, auf welcher sich der alte zur politischen Geltung erhoben."

„Und darum, erlauchter Graf, ich kenne Ihre Pläne und Bestrebungen, darum bitte und beschwöre ich Sie im Namen der Menschheit, geben Sie auf solche Pläne, die nur Unheil anrichten werden, wo Sie dereinst

*) Arnold Ruge.

eine hohe Stellung gewinnen würden; begnügen Sie sich damit, unabhängig und frei Ihre reichen Besitzungen zu verwalten und wollen Sie einmal regieren, nun so machen Sie die Gutshörigen Ihrer Herrschaften in Ungarn und Deutschland glücklich, und ernten Sie dafür: den Segen Gottes und die Liebe und Dankbarkeit guter glücklicher Menschen."

„Bist Du nun fertig, Du langweiliger Prediger in der Wüste?" rief der Graf. „Eins bestätigt sich mir indeß, selbst durch Deine eigenen geschichtlichen Citate, daß der Adel von jeher nach Macht und Ansehen gestrebt hat, und das ist sein, ihm durch Gottes Gnaden verliehenes Geburtsrecht, und dieses angestammte Recht, eine sociale und politische Macht zu bilden, ist eben so heilig als das der Fürsten: Land und Leute zu regieren. Glaube mir Johannes, ich kenne mein mir angestammtes Recht, und ich werde, so wahr Gott im Himmel lebt, trotz aller Federfuchserei Eurer plebejen Naturen mir und meinem Stande auch nicht ein Titelchen davon vergeben! dabei bleibt's, und bei meiner Ungnade verbiete ich Dir von diesem Moment an jede Widerrede."

„Herr Graf," sprach Johannes entrüstet, doch mit ruhiger Festigkeit, „bis zu diesem Punkt hätte ich nie geglaubt, daß die Verblendung eines unbesiegbaren Vorurtheils sich festgewurzelt haben könnte in Ihrer Seele. Nach solchen Erklärungen kann ich nicht mehr bei Ihnen

bleiben. Ihr Weg geht dorthin, der meinige dahin, hinaus wieder in die Welt, besser mit freiem Geiste den Bettelstab ergreifen, wenn es sein müßte, als dem Hochmuth und Wahnglauben dienen, um mit zu helfen die ewigen, unveräußerlichen Rechte der Menschheit zu unterdrücken!"

„Sclav, was erfrechst Du Dich gegen Deinen Herrn," rief der Graf zürnend, „vergiß nicht, daß Du mir leibeigen und dienstbar bist als ein auf meinen Gütern geborner Leibeigner. Als Dein Herr fordere ich mein Recht, und Du hast zu gehorchen."

„Herr Graf," sprach Johannes, „Sie lassen sich durch die Hitze der Leidenschaft zu einer Unbesonnheit hinreißen, die Ihnen bald leid sein wird; denn ich kenne Ihr Herz. Ich bin allerdings als Sohn einer Leibeignen in Ihren Gütern geboren; allein deutsche Civilisation hat jede Leibeigenschaft aufgehoben. Ich bin eben so frei als Sie es sind; allein Pflichten der Dankbarkeit und Liebe fesseln mich an Ihre Nähe. Ich verdanke meine Erziehung und Bildung der Freigebigkeit Ihres Oheims, des Freiherrn von Kranichfels, und glaube Ihnen noch ferner nützlich sein zu können; deshalb werde ich nach wie vor Ihr verschwiegener Geheimschreiber sein, in sofern Sie nur nichts von mir fordern, was meinen Grundsätzen und meinen Ansichten von den ewigen unveräußerlichen Menschenrechten zuwiderläuft. Herr Graf, hier ist meine

Hand! ich erinnere Sie nur noch an das Eine, wir haben Beide einer Mutter Milch getrunken!"

Graf Stephan war, wie wir gesehen haben, starr und unbeugsam in den Vorurtheilen so vieler seiner Standesgenossen befangen, im Uebrigen aber kein böser Mensch. Zu den trefflichen Seiten seines Charakters gehörte eine leichte Versöhnlichkeit, und die Zuneigung für seinen Milchbruder kam hinzu, um den Grafen auch dieses Mal sein schroffes Aufbrausen bereuen zu lassen. So reichte er dem Gefährten mit einem um Versöhnung bittenden Lächeln, die Hand und sprach nachgiebig:

„Das war so böse nicht gemeint, mein guter Johannes, wir disputiren wohl über Angelegenheiten, worin wir nie eine Meinung haben werden; aber mit der Feder in der Hand bist Du freundlich genug, stets aus meiner Seele zu schreiben, diene mir ferner so treu und sei überzeugt, daß ich Dein Glück machen werde."

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen durch einen Livreejäger von der seltsamsten Gestalt, der auf dem Fußsteige über den Felsengrad, aus der Gegend des Schlosses Kranichfels, daher kam.

Wer jemals einen alten knorrigen Eichenstamm betrachtet hat, der denke sich dessen tausendmal zerrissene Rinde auf ein menschliches Antlitz übertragen, und dieses starr und unbeweglich auf den hochgebauten Körper eines

magern, aber noch immer kräftigen alten Mannes, deſſen Glieder in einem weiten, verſchoſſenen grünen Sammtrock, mit handbreiten erblindeten Goldtreſſen brodirt, ſteckten. Ein breites Bandelier von derſelben Goldborte, worauf, wie auf der des Kleides, eine Reihe von auf einem Fuße ſtehender Kraniche eingewirkt iſt, ein kleiner Hut nach drei Seiten gleichförmig aufgeſtutzt, ebenfalls mit Gold brodirt und mit einem Büſchel Auerhahnfedern geſchmückt, ein breiter Leibgurt mit einem Schilde, worauf das eben erwähnte Wappenbild in erhabener Arbeit zu ſehen iſt, ein kurzer ſilberner Hirſchfänger, über das Knie heraufgehende Ledergamaſchen, Schuhe mit zolldicken Sohlen und dabei ein gutes Jagdgewehr nebſt Schießtaſche von Dachsfell, das war die Ausrüſtung des Mannes, der im rüſtigen Jägerſchritt daher gegangen kam und ſobald er die jungen Herren erblickte, ſtockſteif ſtehen blieb, indem er eine Art von militairiſchen Honneurs machte.

„Bei Sanct Hubertus," rief der Graf laut auflachend, „das iſt ja unſres gnädigſten Herrn Oheims, Jacobus des hundert und neun und neunzigſten, Freiherrn und Majorats- und Gerichts-Herrn auf Kranichfels, Taubenhoff, Pfittigheim ꝛc. ꝛc., Ritters des heiligen römiſchen Reichs wohlbeſtallter Leibjäger, wie auch Fiſch-, Fuchs-, Froſch-Oberjägermeiſter und Oberhofvogelſteller, abgeſendet ſonder Zweifel, um den angemeldeten Erbgrafen gebührend zu complimentiren."

„Gott grüß Dich, alter Mathias," sprach Johannes auf ihn zutretend, und schüttelte ihm die Hand; „wie gehts dem gnädigen Herrn, der Domina und meiner lieben kleinen Franziska?"

Der alte Diener hätte gern auf diese freundlichen Fragen seines blonden Lieblings, den er als Knaben im Reiten und Schießen unterrichtet, und so oft auf seine Knieen geschaukelt hatte, geantwortet; allein der Respekt vor dem gnädigen Herrn Erbgrafen verschloß ihm den Mund, bevor er nicht den officiellen Theil seiner Sendung abgefertigt hatte.

So trat er denn mit abgezogenem Hute zwei Schritte vor:

„Zu Befehl, gnädigster Herr Graf," sprach er in steifer Haltung. „Seine Gnaden der regierende Reichsfreiherr und Reichsritter auf Kranichfels, Herr Jacobus der Einhundert und neun und neunzigste, lassen durch mich vermelden, daß Höchste Sie ihren Kanzler, wie auch Gerichtshalter und geheimen Secretarius abgeordnet haben, Ew. Erlaucht auf der Grenze des hohen reichsfreiherrlichen Gebiets, als welche sich befindet in diesem erst auf der halben Höhe der von da unten emporsteigenden Himmelsleiter, gebührend zu empfangen."

In diesem Augenblick ertönte von da unten herauf ein durchdringender Hülferuf von einer weiblichen Stimme, dem unmittelbar nachher mehrere tobende und polternde Män-

nerstimmen folgten, begleitet von obligatem Fuhrmannsgeschrei. Johannes sprang vor auf die äußerste Kuppe des Felsens, von wo man in die senkrechte Tiefe der sich hinauf windenden Landstraße herabblicken konnte; der Graf aber, der sich nicht ganz schwindelfrei fühlte, wagte sich nicht so weit vor und fragte nur: „Was giebt's denn dort?"

„Die höchste Gefahr," rief Johannes, „schnell zurück! drei Equipagen, die eine von oben herab und die beiden Ihrigen, Herr Graf, von unten heraufkommend sind einander dort ins Zeug gefahren. Die Fuhrleute und Kutscher prügeln sich unter einander; ausweichen und zurückfahren ist rein unmöglich, und wenn nicht sogleich Hülfe kommt, so stürzt Alles durch einander Kopf über, die senkrechte Felswand hinab in den Abgrund, an dreihundert Fuß tief, zwischen die Klippen und das Steingeröll im schäumenden Waldstrom — Gott, es ist schrecklich! ein Frauenzimmer dabei, Herr des Himmels, ich glaube gar — — Franziska, meine Schwester!"

Der Anblick war allerdings entsetzlich, Alles ein Knäuel und Gewirr dort unten von Menschen, Pferden und Wagen; dabei das morsche Balkengeländer zum Theil schon eingebrochen, zum Theil schon aus den Fugen gewichen, noch die letzte gebrechliche Stütze einer altmodischen Chaise, die, schon aus dem Gleise gedrängt, im

Begriff war in die Tiefe des Abgrundes hinab zu stürzen. Das war die den Berg hinabfahrende Kalesche mit vier starken, schwarzen Pferden bespannt, die zwischen die acht Post- und Vorspannpferde des bergauf fahrenden Reisewagens des Grafen gerathen waren, so daß sie sich gegenseitig in die Stränge der Anspannung verwikkelt hatten. Während die Stangenpferde des bergab fahrenden Wagens Mühe hatten, diesen, der zum Glück mit einem Hemmschuh versehen war, aufzuhalten, mußten die Gespanne des Reisewagens alle ihre Kraft anwenden, um das Zurückgehen desselben zu verhindern. Zwischen diesen Pferden befanden sich die beiderseitigen Kutscher und Fuhrleute im Kampf und Streit, wodurch die Pferde nur noch unruhiger, die Gefahren immer größer wurden. Hinter dem gräflichen Reisewagen sah man noch den herrschaftlichen Kammerwagen in eben so gefahrvoller Lage. Neben diesen Wagen stieg aber auf der einen Seite die Felswand senkrecht empor, auf der andern so überhängend drohend herab in die Tiefe, daß kaum ein Fuß breit Raum blieb, um darauf nur stehen zu können. Im obern Wagen saß ein ältlicher Mann, dessen braune, aufgetrocknete Gesichtszüge von einer weißen, kurzen Perrücke eingerahmt waren, in einen schwarzen Talar mit weiten Aermeln von Camelot gehüllt; dieser aber ließ sich durch die drohende Gefahr des Herabstürzens seines Wagens nicht aus jener Gravitätsruhe

bringen, welche das Bewußtsein einer großen Amtswürde und einer bedeutenden Autorität zu gewähren pflegt. Trotz seiner Unbeweglichkeit war indeß seine Stimme so penetrant, daß man durch alle das Getobe und Getümmel deutlich die Worte vernahm:

„Ihr Schlingel, Bauernlümmel, wollt Ihr zurückfahren mit Eurer verdammten Karrete da? Seht Ihr nicht, daß Ihr den hohen Commissarius Seiner Gnaden des Herrn Reichsfreiherrn von Kranichfels vor Euch habt, als welcher die Ordre hat, Seine Erlaucht den Herrn Erbgrafen auf der Landesgrenze zu empfangen."

„Aber das sind ja hier eben die Reise-Equipagen Seiner Erlaucht!" schrie der Kammerdiener zurück, der sich vertrauend auf die Kraft der acht Pferde in den herrschaftlichen Wagen gesetzt hatte, um die seiner Obhut anvertraute Chatulle keinen Augenblick zu verlassen.

„Sind Seine Erlaucht selbst anwesend?" schrie der kleine Mann in der Kalesche des Freiherrn von Kranichfels zurück.

„Nein!" hieß es von unten herauf, „der Herr Graf und der Herr Secretair sind ausgestiegen, und steigen über den Felsengrad ins Gebirge."

„Nun denn, Ihr Bedientenpack!" schrie der Abgesandte des Freiherrn, „befehlen wir Euch bei Gefängnißstrafe, daß Ihr augenblicklich ausweicht dem Kanzler, Cabinetssecretair und Gerichtshalter Seiner reichs-

freiherrlichen Gnaden. Wisset, daß ich hier auf herrschaftlichem Grunde noch zu gebieten habe und keine Widerspenstigkeit dulde."

Während dieses unsinnigen Gezänks haben wir fast ein Wesen aus den Augen gelassen, das jetzt in der gefahrvollsten Katastrophe auf dem Rücksitz, der von oben herabkommenden Kalesche über dem Abgrund zu schweben schien, gleich einer Sylphide, die keine Tiefe, keine Höhe zu fürchten braucht — das war Franziska, dieselbe, nach der Johannes sich so angelegentlich erkundigt hatte. Eine Figur, klein, leicht, von einer wunderbaren Lieblichkeit der feinen Gesichtszüge — hier im Moment der Gefahr, wo der Schreck die Wangen bleicht und dem Blick des sonst so klugen, dunklen Auges etwas Starres giebt, ist es nicht der günstigste Augenblick, den wunderbar anziehenden Eindruck zu schildern, den ihr ganzes liebliches Wesen, die kindliche Naivetät, bei großer Schärfe des Verstandes auf ihre Umgebungen macht — nichts auch sei hier gesagt von jenem neckenden Humor und durchdringenden Witz, wie man ihn bei den Spanierinnen so häufig findet, und wie sich in ihrem Munde das Unbedeutendste sehr bald zum pikantesten Gespräche gestaltete, oder von der natürlichen Grazie, die jeder ihrer Bewegungen eigen war. Jetzt war in der That der Ausdruck ihres Gesichts, trotz des Schreckens, mehr klug und überlegend, als verzweiflungsvoll. Mit-

gend aber sah sie einen Ausweg. Die starre Rechthaberei und der stoische Gleichmuth des Kanzlers verhinderte ohnehin jede Möglichkeit zur Rettung, und nach menschlichen Berechnungen war der Untergang gewiß. Da erschien ein Helfer in der Noth.

Johannes hatte in menschenfreundlicher Uebereilung die Unmöglichkeit wagen wollen, an der senkrechten Felswand herabzuklettern, als ihn der alte Jäger noch im gefährlichsten Augenblick kräftig an die Schultern packte und zurück hielt.

„Herr Johannes," rief er, „plagt Sie der Teufel, daß Sie wie eine Bombe mitten dazwischen fahren wollen, um mit Ihren Knochen unsere kleine Franziska und den gestrengen Herrn Gerichtshalter todt zu schlagen?"

„Aber, zum Henker, die Gefahr ist dringend."

„Langsam führt auch zum Ziel, folgen Sie mir, Herr, als Jägersmann kenne ich einen Gemsensteig . . . . ."

„Der hinunterführt? — gut! — alles geschwind!"

„Eile mit Weile," sprach der alte Jäger mit unerschütterlichem Gleichmuth, „ist das beste Recept gegen alle Halsbrecherei."

Dieser äußern Ruhe und innern Bedächtigkeit ohnerachtet schritt er mit langen Jägerschritten rüstig voran, in einer Richtung hin, die sich immer weiter vom Schauplatz des Schreckens zu entfernen schien. Gleichwohl bildete die Felsenwand dort eine Bucht, in deren Mitte

ein tiefer Riß, vor uralten Zeiten von einem längst versiegten Wildbach mit Steingeröll ausgefüllt, in die Tiefe führte.

Das Hinabsteigen dort war halsbrechend genug, weil man auf diese rund gerollten Steine nicht den Fuß setzen konnte, ohne sie in eine kollernde Bewegung zu setzen, und mit ihnen eine Strecke herabzurollen, ehe es gelang, sich an irgend einem in den Felsenspalten wurzelnden Gebüsch oder dünnen Bäumchen festzuhalten. Zum Glück hatte Johannes Kraft und Gewandtheit genug, um diese steile und gefährliche Niederfahrt ohne Beschädigung, mit großer Schnelligkeit zurückzulegen. Der alte Jäger folgte ihm erst, als Johannes schon in Sicherheit war, gegen die oft centnerschweren Steinlawinen, die jeder Fußtritt aufregte und die donnernd und prasselnd über die steil ansteigende Landstraße hinweg, auf der anderen Seite derselben in die Tiefe des Waldstroms niederstürzten.

So wollte es der Himmel, daß Johannes noch im letzten Augenblick ankam, als schon das Geländer eingebrochen war und der aus dem Gleise gedrängte Wagen sich hinüberneigte nach der entsetzlichen Tiefe. Dadurch war zwischen der ansteigenden Felswand und dem obern Wagen ein schmaler Raum entstanden, aber breit genug, daß Johannes diesen Umstand mit Blitzesschnelligkeit benutzen konnte, um auf den Tritt und die Radfelgen des Wagens nach der Felsseite zuzusteigen, dadurch diesen selbst

noch einige Augenblicke im Gleichgewicht halten und der kleinen Franziska, die ihn in diesem Augenblick erkannte, zuzurufen zu kommen, sich in seine Arme zu stürzen. Das geschah denn auch sogleich mit einem Aufschrei der freudigsten Ueberraschung von Seiten des jungen Mädchens. „Johannes!“ rief sie, „Johannes, Dich sendet der Himmel in meiner höchsten Erdennoth!“

Und damit schnell wie ein Gedanke hing sie am Halse des jungen Mannes, dieser aber nahm sie leicht, wie man ein Kind trägt, auf den linken Arm und suchte mit wenigen Worten dem Rechtsgelehrten begreiflich zu machen, daß er aussteigen müsse, sonst stürze der Wagen in den Abgrund, in dem Augenblick, wo er, der Retter, seinen Standpunkt verlasse.

„Quod non!“ schrie dieser abwehrend, „protestire quam solennissime, lasse mich aus dem Besitzstande, den ich im Namen Seiner Gnaden occupirt habe, nicht verdrängen, und wenn ich den Tod finde im Beruf, so sind jene Hallunken von Bedienten und Bauerschlingeln dafür responsabel, und werden vor das hochnothpeinliche Halsgericht gestellt werden; das sei meine Satisfaction, fiat justitia et pereat mundus!“

Während er indeß noch so schrie, und mit Händen und Füßen protestirte, hatte ihn Johannes schon mit starker Hand vor die Brust gepackt, über den Wagenschlag herüber gerissen und gegen die Felswand gedrängt.

In dem Augenblick als Johannes die Stellung auf dem Wagentritt und den Radfelgen verließ, verlor der alte Kaleschwagen das Gleichgewicht und stürzte polternd hinunter in die Tiefe.

Ohne Zweifel würde dieser Fall die vorgespannt gewesenen Pferde mit hinabgerissen haben, wenn nicht zum Glück noch der alte Jäger schnell genug herbeigekommen wäre, um die Stränge der Anschirrung mit dem Weidemesser zu durchschneiden und damit die herrlichen Rappen des Freiherrn zu retten.

Nun erst war es möglich, diese wieder den Berg hinaufzuführen und die steil ansteigende Straße frei zu machen, so daß des Grafen Equipagen nach erneuerter Anstrengung endlich die Höhe erreichten.

Diesen voran war auf dem weiten Umwege der spiralförmig sich hinaufwindenden Landstraße Johannes, immer noch mit der kleinen Franziska auf dem Arme, und dem alten Herrn, der noch fortwährend protestirte, indem er gewaltsam ex possessione ermittirt sei, und damit die Hoheitsrechte des gnädigen Herrn gewahrt haben wollte, auf der Höhe des Bergrückens angekommen.

Hier gab es eine seltsame Scene. Der junge Graf hatte die kleine Franziska seit ihrer Kindheit nicht wieder gesehen, und jetzt machte die ungemeine Zierlichkeit und Lieblichkeit ihrer Erscheinung auf ihn einen Eindruck, den er sich selbst nicht gestehen wollte.

„Ei sieh da! Franziska," rief er im scherzhaften Tone, „wie groß geworden? und doch noch nicht groß!"

„Erlaucht," sprach diese im scherzenden Ton, „es heißt immer: „Wer sich erhöhet, soll erniedrigt werden", und deshalb halte ich es damit, lieber klein zu bleiben, um vielleicht einst höher zu steigen, als Eure Philosophie es sich träumen lassen mag, Ihr Herren der Welt."

„Was verschafft uns denn das Glück, Dich hier zu sehen, kleiner Engel?"

„Ich habe den Onkel Canzler hierher begleitet, um einige Minuten früher die Freude zu haben, meinen geliebten Bruder umarmen zu können," und damit warf sie sich aufs neue in Johannes Arme, der sie mit mehr Wärme küßte, als sonst wohl im Verhältniß des Bruders zur Schwester zu liegen pflegt.

„Und für mich kein Küßchen?" fragte der Graf mit liebenswürdiger Heiterkeit, und machte den Versuch, das wunderliebliche kleine Wesen, das ihm auswich, zu haschen.

„Mit nichten, mein Herr Graf," rief sie lachend, indem sie sich tief verneigte, „dem gnädigsten Herrn gebührt nur der tiefste Respekt."

„Nicht auch das Herz?"

„Für die Zukunft die Treue der Unterthanin."

„Für jetzt aber der Gutenmorgen eines artigen

Kindes; Allons, Franziska!" und damit reichte er ihr die Hand entgegen.

„Ich soll Ihnen die Hand küssen, Herr Graf? das wäre ein wenig viel verlangt; denn auf diese Huldigung haben nur Damen Anspruch, und wenn sich Ew. Erlaucht als ein ächter Cavalier auf Kranichfels einführen wollen, so werde ich Ihnen allenfalls die Ehre gewähren ...."

Das junge Mädchen sprach dieses mit dem Anstande einer Dame von Welt, was allerdings der kleinen Figur etwas komisch ließ, und doch nicht ohne eine gewisse gebietende Hoheit war.

„Dir die Hand küssen," ergänzte der Graf lachend, und that es wie im Scherz doch mit einem so zärtlichen Blick, daß Franziska die Augen niederschlug; „bist Du mir gut?" fragte er dabei, indem er ihre wunderkleine Hand mit den Rosenfingerchen in der seinigen festhielt.

„Es ist ganz seltsam," sprach sie naiv mit ihrer gewohnten Offenheit, „Ihnen bin ich gut, wie eine Schwester dem Bruder, und doch glaube ich Furcht vor Ihnen zu haben."

„Das macht der Respekt, mein Kind."

„Kann sein, oder auch nicht; die Furcht liegt tiefer, aber Gott weiß es, was ich fürchte; mir ist noch alles unklar. Meinen Bruder aber da liebe ich,

ach, wie eine Braut den Bräutigam. Auch das ist sehr seltsam, und könnte mich fast unruhig machen."

„Sie aber, Erlaucht," fuhr sie in einem heitern Tone fort, „werden ohne Zweifel die feierliche Anrede des Ministre plénipotentiaire unsers gnädigsten Herrn dem dummen Geplauder eines unartigen Kindes vorziehen. Allons, Johannes, suchen wir Erdbeeren."

Damit ergriff sie so rasch die Hand ihres Bruders und zog ihn fort in den Wald hinein, ehe dieser sich besinnen konnte, ob es nicht schicklicher gewesen wäre, an der Seite des Grafen zu bleiben. Dieser murmelte indeß ein Damn'd zwischen den Zähnen, kaute an den nach fashionabler Sitte lang, schmal und durchsichtig gehaltenen Nägeln, und glaubte sich aus Rücksicht auf den Oheim und seine eigne Standesehre der Anrede des Canzlers, der sich schon zehnmal in Positur gesetzt und geräuspert hatte, nicht entziehen zu dürfen.

Der Graf versammelte durch einen Wink seine Leute um sich und stellte sich nicht ohne ein Lächeln der Selbstironie auf, den einen Fuß zurück, die rechte Hand in eine aufgeknöpfte Oeffnung des besternten Rockes gesteckt; die linke auf den Rücken gelegt, den Kopf zurückgeworfen, so empfing er die Botschaft seines gnädigsten Oheims und man wußte kaum, ob er sich den Scherz machte, dessen Etikette und Audienzpositur zu parodiren, oder aber im Ernst eine solche Huldigung annahm, die ihm

in der Form einer veralteten Zopf- und Perrückenzeit dargebracht wurde.

„Altissime Comes", begann er in seinem ungarischen Mönchslatein, das jedes Wort buchstäblich ins Lateinische übertrug, „gratiosissime Domine hereditarius, in specie altissime, reverendissime Domine!" oder zu deutsch: Hochgeborner Graf, gnädigster Erbherr, insonderheit höchst zu verehrender Herr!

„Gut, gut," unterbrach ihn der Graf, „reden wir deutsch, damit unsere Suite verstehe, was uns unser gnädigster Herr Oheim für schöne Sachen da sagen läßt; wir wollen," fuhr er in unverkennbarer Ironie fort, „daß diese Oratio pro rostris auf die Nachwelt übergehe, gleich der eines Marcus Tullius Cicero."

Der Canzler fühlte sich dadurch eben so geschmeichelt, als in Verlegenheit gesetzt. Er hatte schon ein bedeutend starkes Heft, das die mit großem Fleiße elaborirte lateinische Rede enthielt, aus der Tasche hervorgezogen und sah nunmehr seine ganze schöne Arbeit vergebens gemacht, zugleich aber auch sich selbst in die Alternative versetzt, eine Uebersetzung derselben ex tempore zu geben, oder eine neue Rede zu improvisiren. Er wählte seufzend das Letztere und begann:

„Hochgeborner Graf, gnädigster Erbherr, insonderheit höchst zu verehrender Herr und Gebieter!

Gleichwie zu Zeiten der großen Sündfluth die Taube

das Oelblatt brachte in die Arche Noä, zum Zeichen, daß nunmehr eine neue, grünende Zeit über die Erde ausgehen werde: also erscheint auch meine Wenigkeit gleichsam als ein Tauber, der da den Gruß des Friedens und die Botschaft eines neuen Völkerfrühlings bringet, als welcher in Folge des glückseligen Ereignisses des Eintreffens des hochgebornen Erben dieser reichsritterschaftlichen Herrschaft — Ew. Erlaucht — unsres künftigen Herrn und Gebieters demnächstige Unterthanen höchlichst beglükken wird. Dem gemäß und also haben Seine reichsfreiherrliche Gnaden, Jacobus der 199, mich, Höchstdero unterthänigsten Knecht, abgesendet, um Höchstdieselben im Namen meines gnädigsten Herrn über Ew. Erlaucht beglückendes Eintreffen auf der Grenze Höchstdero künftigen Gebiets zu bekomplimentiren und beglückwünschen. Möge Ew. Erlaucht hoher Stamm stets grünen und blühen, gleich einer hohen Eiche, die..."

„Aber die Eiche blüht ja nicht, mein Lieber," sprach der Graf mit spöttelndem Lächeln, und wendete sich ab, indem er den alten Mathias fragte, ob der Wildstand hier gut sei, namentlich ob es Schwarzwild hier gebe.

Indem er nun mit dem Jäger weiter ging, um seinen Wagen zu besteigen, nahm er von dem Canzler weiter keine Notiz.

Dieser war im höchsten Grade darüber betroffen und im

tiefsten Groll sprach er leise vor sich hin die räthselhaften Worte:

„Verdammte Brut! von mir keine Notiz nehmen, der ich der Schöpfer seines Glücks bin? Nur Geduld, hochmüthiger Narr, ich werde Dir noch dereinst ein Licht aufstecken, worüber Du Dich wundern sollst!"

Endlich waren die gräflichen Equipagen erreicht. Der Graf und Johannes stiegen ein; der erstere hob auch scherzend die kleine Franziska in den Wagen und ließ sie im Fond an seiner Seite sitzen, während Johannes ihr gegenüber den Rücksitz einnahm. Der Jäger und Lakai des Grafen stiegen auf den Sitz hinter dem Wagen. Die Postillons bliesen lustig ein Lied in den Wald hinein, und dann ging es im Trabe auf der Hochebene, wo der Weg erlaubte, rascher zu fahren, auf Kranichfels zu.

Um den hohen Abgesandten, Canzler Rabulista kümmerte sich Niemand. Da dessen Wagen in den Abgrund geschleudert war, so sah er sich genöthigt, mit Aerger über diese Zurücksetzung, die freundliche Einladung des Kammerdieners anzunehmen, der ihm ein Plätzchen auf dem Kammerwagen einräumte.

Endlich war Schloß Kranichfels erreicht, und die Zugbrücke vor der nördlichen Einfahrt, von der Waldseite her, rasselte nieder.

Burg Kranichfels gehörte zu jenen alten Feudalschlössern, wie man sie noch hin und wieder in manchen Theilen Deutschlands bald zerstört, bald modern restaurirt und erweitert wieder findet. Hier war das Ganze wohl erhalten, d. h. so weit es Sturm und Regen von sechs Jahrhunderten gestatteten. Die Zeit hatte das alte Gemäuer grau gefärbt, aber von der freundlichen Hand der Natur war es wieder geschmückt mit Moos, Epheu und Vogelbeerenbäumchen, die mit ihren rothen Beeren aus den Steinritzen hervorgewachsen waren, oder hoch oben vom Mauerkranz und von den Thurmzinnen herabnickten. Und so ragte das Ganze freundlich und malerisch, wenn auch in seinem Grundcharakter ernst und melancholisch, auf der Höhe eines die waldige Gegend nach Mitternacht hin beherrschenden Berges empor über die Gipfel dunkler Tannen, die mit ihren langen, grauen Moosbärten den grünbekränzten Burgreis wie uralte Zionswächter umstanden. Von der Nordseite her, wo der steil abschüssige zerbröckelte Felsen in ein tiefes Thal sich herabsenkt, aus dem das Klappern einer Mühle heraufschallt, wo in dunkler Tiefe der Silberschaum eines Sturzbaches blitzt, da sieht man nichts als die von mächtigen Strebepfeilern gehaltenen massenhaften Mauern, die jedoch oben von einem alten hölzernen Giebelgebäude überragt werden, welches einige Schiebfensterchen mit runden in Blei gelegten Scheiben enthält. Ein Blumenbret mit blühenden

Rosenstöckchen vor dem einen dieser Fensterchen läßt auf eine sinnige Bewohnerin dieser Gemächer schließen; und in der That ist es die Wohnung der kleinen Franziska, die, wenn sie unten in der öden Räumlichkeit der ungeheuern Wirthschaftsgebäude, die vor zwei Jahrhunderten an das alte Herrnhaus angebaut sind, sich in ihren kleinen Geschäften umgetummelt hat, hier oben der Ruhe sich hingiebt, und durch einen träumerischen Blick auf die ungeheuere Waldeseinsamkeit sich wieder sammelt zu jener schönen Gemüthstiefe und reifen Verständigkeit, die in ihrem phantastischen Wesen ein wahres Räthsel ist, indem sie bald Alles überstürzt, was Jahrhunderte an hochadliger Etikette aufgebaut haben, bald durch Heiterkeit und Schmeichelei den alten Freiherrn und das ganze Schloß regiert, und dann wieder einer ernsten Muse gleicht, die alles Triviale in ihren Umgebungen mit dem Hauch der Poesie durchweht.

Wir müssen uns nun schon bequemen, aus diesem kleinen Gemach, das die Hand einer gütigen Fee für dieses ihr Lieblingskind geschmückt zu haben scheint, die enge dunkle Wendeltreppe hinabzusteigen, die zunächst in das eigentliche Herrnhaus hinabführt, von dem jene hochliegende Erkerstübchen, so alterthümlich sie auch aussehen, doch immer nur ein späterer Anbau zu sein scheinen.

Das erste, was uns hier auffällt auf dieser Südseite des Schlosses, ist das Verschwinden des burgartigen

Mauerwerks, welches, wenn man von der Nordseite her auf das Ganze schließen wollte, sich rings um die Burg herumziehen müßte. Allein hier an der Mittagsseite der Burg hatte die Glanzperiode Ludwigs XIV., im Anfange des vorigen und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts tüchtig aufgeräumt am alten Burggemäuer, und dafür ein Herrnhaus mit geschmacklos geschnörkelten Verzierungen, im wunderlichen Baustyl Franz I., mit einstöckigen Flügeln im Geschmack von Versailles angebaut. Dadurch war ein mit brennend gelbem Grande belegter Schloßplatz gewonnen, von dem eine uralte Kastanien-Allee sich an der minder steilen Berglehne hinabzog nach dem unten befindlichen, zum Gute gehörigen Dorfe. An beiden Seiten der Allee sah man einige altfranzösische Gartenanlagen mit in Figuren beschnittenen Taxushecken und weiß angestrichenen Sandsteinfiguren, die eine mythologische Bedeutung haben, oder kleine Schäfer und Schäferinnen in Reifröcken und mit Perrücken bedeuten sollten, aber von der abscheulichsten grotesken Form waren.

Was aber durch diese Französirung der Südseite dieser alten Feudalburg wirklich Schönes gewonnen war, das war eine unermeßlich weite Aussicht aus den hohen Bogenfenstern des Herrnhauses über ein reiches fruchtbares Gefilde, das sich über eine Ebene von mehreren Quadratmeilen hinerstreckte, die größesten Theils zum Dominium des vormals reichsunmittelbaren Freiherrn von Kra-

nichfels gehörte. In diesem Gefilde tauchten zwischen grünem Getreide und brennend gelb blühenden Rübsamenfeldern, zwischen Wiesen und langen Reihen graugrüner Weidenbäume mit ihren runden Köpfen, zwischen kleinen Wäldern und Obstgärten die rothen, und daher von einer gewissen Wohlhabenheit zeugenden Dächer vieler Dörfer mit ihren spitzen Kirchthürmen, Weiler und einzelner Pachthöfe herauf, und das Alles gehörte zum Herrschaftsgebiet des Freiherrn von Kranichfels, der seit der Aufhebung des deutschen Reichsverbandes und der Mediatisation der Reichsritterschaft, unter die Landeshoheit eines souverain gewordenen Fürsten gestellt, den Titel eines Grafen erhalten hatte, wovon aber der alte Freiherr niemals Gebrauch machen wollte, da er weder die Aufhebung des heiligen römischen Reichs, noch die Stellung des reichsunmittelbaren hohen Adels unter Landeshoheit, jemals als ein zu Recht bestehendes Factum hatte anerkennen wollen.

Was man da auf dem fernen Horizont heraufragen sah, das war das weiße Schloß des ihm aufgedrungenen Landesherrn mit den wie Silber blitzenden Fenstern, und wenn unfern davon die drei Thurmspitzen wie Schattenriesen über die äußerste Grenzlinie des Horizonts heraufzusteigen schienen, so war es das Residenzstädtchen X.... des Fürsten dieses Namens, dessen Ländchen außer der Landeshoheit über die freiherrlich Kranichfeldsche Herrschaft wenig Quadratmeilen mehr umschloß, als diese.

Doch es wird Zeit sein, daß wir uns nach den wenigen Bewohnern dieses seltsamen Schlosses umsehen, das manchem reisenden Handwerksgesellen, wegen der tiefen Stille, die dort herrschte, wie ein verwünschtes Schloß aus einem Feenmährchen vorkommen mußte, zumal wenn der alte bemoosete Jäger mit dem Eichenrinden-Gesichte, ihm einen Zehrpfennig zuwarf, und dabei die beiden riesengroßen, unter der Freitreppe angeketteten englischen Doggen knurrend die Zähne fletschten; dann aber dem schüchternen, sich zurückziehenden Wanderer ein elfengleiches weibliches Wesen, von wunderlieblicher Figur, mit der anmuthigsten Leichtigkeit nacheilte, und den bestäubten Reisenden mit den freundlichsten Worten zurückführte, um ihn in der Vorhalle der herrschaftlichen Küche mit Speise und Trank zu erfrischen, und auch einige Silberlinge in den Hut zu werfen. Ja dann war es das Schloß einer guten Fee, wofür die kleine Franziska in der ganzen Umgegend galt, während sie den stillen Hausbewohnern oft ein neckender Kobold oder ein Sprühteufelchen war.

Ein nicht minder räthselhaftes Wesen, um nur gleich bei der Sippschaft zu bleiben, war Franziska's Mutter, welche die ganze Dienerschaft nach ungarischer Sitte die Domina nannte. Nur wenige der ältesten Bewohner des Schlosses erinnerten sich noch des Umstandes, daß sie vor einigen zwanzig Jahren, in Begleitung des jetzigen Canzlers, damaligen Secretärs des Freiherrn, aus Ungarn

angekommen war. Die Domina brachte übrigens damals als Amme und Wärterin dem jungen Erbgrafen ein rothhaariges Bübchen, das viel schrie, und ihr eigenes Söhnchen, den hübschen freundlichen kleinen Johannes, mit. Diese waren nun seitdem jener ein großer Herr, dieser aber ein tüchtig ausgebildeter junger Mann geworden; es waren dieselben, deren erwartete Rückkehr nach vieljähriger Abwesenheit das ganze Schloß in festliche Bewegung setzte; dieselben, denen der Canzler und Franziska bis auf die Grenze im Waldrevier entgegen gefahren waren, und dieselben, für die Frau Domina schon seit acht Tagen das alte Schloß von oben bis unten scheuern und vom Spinnengewebe hatte reinigen lassen, dieselben, die unten an der mit Blumenfestons geschmückten, mittelalterlichen Thorpforte, an der Waldseite, wo man die Zugbrücke niedergelassen und die eisernen Gitter aufgezogen hatte, die Prediger, Schulzen und Schuljugend der nächsten Dörfer erwarteten; dieselben, die es zu verantworten hatten, wenn der regierende gnädige Herr schon seit drei Stunden in einer rothen ungarischen Husarenuniform aus dem vorigen Jahrhundert mit dem einen steifen Knie, das er einer Kugel vor Belgrad verdankte, mitten im Ahnensaal seines Schlosses unter den Stammbäumen seines erlauchten Hauses den lebensgroßen Familienbildern von sechs Jahrhunderten her, und den geharnischten Rittern und Waffentrophäen, unbeweglich auf

seinen Säbel gelehnt, stehend, selbst einer Mumie aus längst vergangenen Zeiten glich.

Und das war der Freiherr in jeder Hinsicht. Ein baumlanger ausgetrockneter Körper, so groß und stark wie sie die heutige Pygmäenwelt selten erzeugt, ein faltenreiches Gesicht, nicht ohne edle Züge, das Jagd- und Kriegeszüge in der Jugend gebräunt hatten, und der ritterliche Humpen des Mittelalters geröthet zu haben schien, graue buschige Augenbrauen, die ein stolzes, immer noch blitzendes Auge überschatteten, ein Schnurrbart so lang an beiden Seiten herabhängend und in Knoten geschlungen, wie er jedem Magyaren zur Zierde gereichen würde, und hinten, wenn wir uns dieses Anhängsel der guten alten Zeit zu erwähnen erlauben dürfen, ein kurzer, dicker Zopf, der am Ende einer langen weißgepuderten Haarwulst zwischen den breiten Schultern hing, dazu ein colossaler Säbel in gelber Scheide, worauf sich der Freiherr stützte, unbeweglich gleich dem ehernen Denkmal eines alten Husarengenerals, das schon ein Jahrhundert an sich hatte vorüberziehen gesehen; Dolman und Pelz, Beinkleid und die gelben Maroquin-Stiefel, waren auf das reichste mit Gold besetzt; aber die Zeit hatte dessen Glanz verwittert, so wie die Farbe des rothen Dolmans und hellblauen Pelzes, und der rothen Husarenhosen verschossen war, und das Pelzwerk, auch der Pandurenmütze, die Motten zernagt hatten.

Wie am Ende Alles verwittert, was sich selbst und seine Zeit überlebt hat, so auch dieser würdige Freiherr und seine eben so ehrenwerthe Husarenuniform aus der alten Zeit; an beiden ließ sich noch das edle Gold erkennen, aber es hatte seinen Glanz und seine Geltung verloren, und war unscheinbar geworden.

Jacobus der 199ste, regierender Freiherr auf Kranichfels ꝛc., war mit allen seinen Ideen, allen seinen Erinnerungen und Ansprüchen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben, alles Neuere, was seitdem die Weltgeschichte gebracht hatte, wußte er zu ignoriren oder auf seine Weise auszulegen. Die französische Revolution war ihm nichts mehr als ein Bauernaufstand, den man mit einem tüchtigen Frohnvoigt hätte zur Ruhe bringen können. Ludwig XVI. war, wie er steif und fest behauptete, von einer Räuberbande angefallen, und diese hatten ihm und der armen Königin Marie Antoinette den Hals abgeschnitten. Die Emigranten waren in seinen Augen feige Memmen, weil sie ihren König verlassen hatten; da sie aber meistens von gutem alten Adel waren, so glaubte er ihnen alle mögliche Hospitalität und Standesrücksichten erweisen zu müssen. Dann pflegte er zu sagen, der Charakter eines Edelmanns ist unauslöschlich, weil er von Gott herstammt, und hätte Gott der Herr einem Edelmann, der Brudermörder ist, das Kainszeichen

aufgedrückt, er hätte sicher nicht vergessen, einen Abdruck seines hochadligen Familienwappens beizufügen.

Das war in seinen Augen alle Sünde, die über die Welt gekommen war, daß das Ansehen des Adels zu sinken begann, daß der tiers-état, diese Leute von geringer Geburt, diese Demokraten, Jacobiner und Sansculotten, die zur Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit von Gott erschaffen waren, sich nun freventlich zu Herren und Gebietern aufgeworfen hatten; daß man die Fürsten und Könige nicht mehr für Götter der Erde, den Pabst nicht mehr für den infallibeln Nachfolger Petri hielt, sondern die erstern für Menschen, die nach der heillosen Theorie Jean Jacques Rousseau's durch den Contrât social, kraft des souverainen Volkswillens, die höchste Staatsgewalt empfangen hatten, oder die nach der Philosophie Friedrich des Gr. sich als die ersten Staatsdiener betrachten sollten; den Pabst aber für das geistliche Oberhaupt der katholischen Kirche, der in weltlichen Dingen nichts zu sagen habe, und der nicht das Recht habe, durch seine Decretalen und Bullen das Erwachen der gesunden Vernunft, die Forschungen des Verstandes, die Fortschritte der Aufklärung und die der Bildung, Wissenschaft und Civilisation zu hemmen, — und wegen dieser ungeheuern, nie auszutilgenden Frevel des leidigen Zeitgeistes hatte Gott der Herr eine Strafruthe über die Welt geschickt, die gleich dem Engel mit dem feurigen Schwert, welcher

das erste sündige Menschenpaar aus dem Paradiese vertrieben, gleich der Sündfluth, die das Menschengeschlecht bis auf Vater Noah und seine Familie vertilgte (diesem ersten Weintrinker auf der Welt, der daher eigentlich der erste Edelmann war, mithin das Recht gehabt hätte, sich „Herr von Noah" zu schreiben), gleich den Flammen, die Sodom und Gomorra verzehrten, gleich den Wasserflüssen Babylons und den ägyptischen Landplagen, die sündige Menschheit züchtigen sollte, — und diese von Gott gesandte Zuchtruthe war in seinen Augen Niemand als Napoleon, den er jedoch nie anders nannte, als: „Herr von Bonaparte", weil es ihm noch das einzige Begreifliche war, daß der Mann, der eine so glänzende Carrière gemacht hatte, aus guter Familie herstammte. Aus einem Edelmann von gutem Hause, pflegte er zu sagen, kann leichter ein gekröntes Haupt werden, als ein Schneider oder Schuster, und da Herr von Bonaparte in der militairischen Carrière sein Glück gemacht hat, so finde ich nichts Erstaunenswerthes dabei. Hätte nicht die verdammte Kugel bei Belgrad mir ein steifes Knie .... wer weiß, — wer weiß? .... das Uebrige behielt er im Gedanken und geneigte Leser mögen's errathen, wenn sie wissen dürfen, daß unser Freiherr allerdings ein scharfsinniger und gelehrter Historiker war, in sofern er zu beweisen wußte, daß alle Dynastien regierender Häupter

ursprünglich aus dem hohen Adel, mithin aus guten Häusern hervorgegangen waren.

Doch es könnte uns ängstlich werden, daß wir den ehrenwerthen Freiherrn mit seinem steifen Knie während dieser ganzen langen Deduction seines Charakters, auf seinen Säbel gestützt, mitten im Ahnensaal haben stehen lassen: wäre es nicht ein unbezweifeltes historisches Factum, daß der an militairische Pünktlichkeit gewöhnte gnädige Herr mit der Minute des Glockenschlages, der vorausbestimmten Stunde der Ankunft des erwarteten Erbherrn, sich auf den ihm als Majorats- und Landesherrn gebührenden Posten im Audienzsaal begeben, und dort fast schon zwei Stunden lang unbeweglich gestanden hätte.

Eben so lange stand sein Gefolge im halbdunklen Hintergrunde des hohen bilderreichen Saales, und hätte es nicht die Tabatière gegeben, dieses nasenerquickende, Höflichkeit spendende Langweiligkeitssubstitut und Unterhaltungsfurrogat, wahrlich wir hätten Grund genug gehabt, daß sowohl der Oberhofmarschall, Oberceremonienmeister und Oberkammerherr, Chevalier de boeuf, so wie der Oberpräsident der Regierung, des Consistoriums, des Kammer- und des Schulcollegiums, welche hohe Dikasterien der Präsident von Flegel in seiner Person vereinigte, als auch der General von Buddel, der noch sein Generalspatent von der längst untergegangenen Reichsarmee hatte, — während dieser Periode des Harrens auf

den großen Empfangsmoment zu Salzsäulen erstarrt wären, hätten sie nicht durch das Präsentiren und Empfangen einer Prise ihre Lebensgeister von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt.

Gelegentlich haben wir von diesen drei Herren noch zu erwähnen, daß sie die drei Elemente einer reichsritterschaftlichen Hofhaltung würdig repräsentirten, nämlich die Hofchargen, die höchsten Militair- und die Civilautoritäten, und darin lag eben die weise Oeconomie dieses musterhaften Hof- und Staatshaushalts, daß sie bei geringen Besoldungen durch hohe Titel hinreichend belohnt wurden, während sie zugleich das ganze Departement repräsentirten, wofür sie angestellt waren. Doch um nicht zu viel zu sagen, müssen wir zugestehen, daß der Hofmarschall noch den Marsstall mit den Leibkutschern, Reitknechten und ein Dutzend altersgrauen Kutsch- und Reitpferden, auch das Jagddepartement, welchem der alte Leibjäger mit dem Eichenborkengesicht als Hofjägermeister vorgesetzt war, so wie die Forstbedienten in den reichen herrschaftlichen Forsten unter sich hatte; daß endlich der Präsident eines durch seine Person allein repräsentirten Collegiums noch einen jungen Menschen als Regierungssecretair und Canzelist zu befehligen hatte, der aber eigentlich das ganze Departement regierte, weil sich sein hoher Chef um nichts bekümmerte, als um das Unterschreiben der Rescripte und Gehaltsquittungen. Daß alle

drei Herrn übrigens schon hochbetagt waren, und aus der guten alten Zeit herstammten, in welcher der Freiherr noch in der Wirklichkeit ein kleiner Souverain war, der von Kaiser und Reich mit der hochnothpeinlichen Halsgerichtsbarkeit belehnt war, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung.

Der Hofmarschall, Chevalier de boeuf, war früher auf den besuchtesten Bädern als Croupier bei einer Hazardspielbande attachirt gewesen, und hatte das zweifelhafte Adelsdiplom jener Glücksritter aus dem vorigen Jahrhundert, die dasselbe mit dem Pistol oder dem Degen in der Hand gegen jeden Zweifler zu vertheidigen wußten; die als Chevaliers von feiner Tournüre, und etwas Renommage und Intrigue, an allen Höfen sich einzudrängen und geltend zu machen wußten; und die am liebsten da weilten, wo sie einen grünen Tisch, eine gute Küche und einen trefflichen Weinkeller fanden, — alle drei noblen Passionen gab es aber damals auf Kranichfels, und das war das Anziehungs- und Bindemittel, das den Chevalier de boeuf dort attachirt hatte. Viel zu noble, um irgend einen Gehalt anzunehmen für seine hohe Hofcharge, verließ er sich darauf, daß der Freiherr jeden Abend nach der Tafel eine Parthie mit ihm machte, worin er jedesmal einen Thaler verlor, nie mehr, nie weniger, und das betrug jährlich 365 Thlr., die Summe des Gehalts, welchen der Freiherr für sämmtliche Hofchargen ausge-

worfen hatte, welche der Chevalier in sich vereinigte. Das Benehmen und das Aeußere dieses distinguirten Cavaliers war das eines ancien Marquis, mit dem Ludwigsorden im Knopfloch. Nichts war feiner als seine blassen Gesichtszüge, welche früh schon die Leidenschaft des Spiels gefurcht hatte; nichts war zarter als die Spitzenjabots und die Spitzenmanschetten, welche letztere die mit imitirten Brillanten verzierte kleine Hand umgaben; nichts so sauber als das pfirsichblüthfarbige Hofkleid mit den großen glänzenden Stahlknöpfen. Daß eine weißgepuderte Frisur mit Haarbeutel, ein Chapeau-bas unter dem Arm und kleiner silberner Galanteriedegen an der Seite, die lange Schoßweste, die kurzen seladongrünen, modesten und gestreiften seidenen Strümpfe mit großen Schnallenschuhen diese Toilette aus der ächten Rococo-Zeit vollendeten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Der General war ein kurzer dicker Herr mit einem weinrothen runden Glatzkopf, dessen spärlich weiße Haare am Hinterhaupt nur mit Mühe in einen dünnen, aber desto längern Zopf sich hatten einflechten lassen. Uebrigens hatte sein Kahlkopf durch reichlich aufgestreuten Puder und ein paar steife eingekleisterte Ohrlocken ein respektables Ansehen bekommen. Ueber den runden Leib, der seine Weltkugelform den Fasanen, Austern und Rheinwein von der reichsfreiherrlichen Tafel zu danken hatte, spannte sich eine Weste vom schärfsten Schwefel-

gelb, deren lange Schöße eine weißgekollerte Lederhose um so ungebührlicher verkürzten, als auch schon die, das Knie weit überragenden spiegelblanken steifen Stiefel mit den obligaten Stiefelmanschetten den untern Theil dieses inexpressiblen Kleidungsstückes beträchtlich abgekürzt hatten. Der Uniformrock vom ältesten Schnitt, hellblau mit goldbrodirten Knopflöchern und Schleifen, und mit rothem Kragen, Aufschlägen und Unterfutter, dessen Schöße aufgehakt waren, machte den Mann nach dem Sprichwort: „Kleider machen Leute", und dann versteht es sich von selbst, daß auch der kleine brodirte dreieckige Hut mit der Generals-Plüme innerhalb des Aufschlages, der Offizierdegen mit dem Porte-épée, und die Schärpe, Silber und Roth, die Farben des freiherrlichen Wappenschildes, nicht fehlen durften. — General von Buddel war erweislich aus einer altadligen Familie, die das althergebrachte Recht hatte, daß einer ihrer nachgeborenen Söhne das Majorspatent für die Reichsarmee des heiligen römischen Reichs (die der Volkswitz damals die Reißaus-Armee nannte) in die Wiege gelegt erhielt. Auch war es historisch, daß er bei der Auflösung dieses tapfern Heeres, mit dem Range eines Generals begnadigt, seinen Abschied erhielt. Da nahm ihn der Freiherr von Kranichfels in seine Dienste, um über seine Armee zu kommandiren, die aus verschiedenen Truppentheilen bestand, als erstlich dem bisherigen reichsritter-

lichen Kontingent zur Reichsarmee, das nach der Reichsmatrikel mit drei und einem halben Mann von der freiherrlich Kranichfels'schen Herrschaft gestellt werden mußte. Der halbe Mann war der Tambour, ein dickköpfiger, zwergartiger Junge, der jetzt schon ein altes Gesicht mit Runzeln erhalten hatte, und nebenbei als Hofzwerg und allerwelts Spaßmacher fungirte. Dieses Kontingent hatte aber der Freiherr beibehalten, weil er den Umsturz der Reichsverfassung nicht für gültig und rechtsverbindlich hielt, und daher es der Politik seines Hauses für angemessen hielt, ad casum belli gerüstet zu bleiben. Aus diesem Stamme des Heeres mußte der General, laut der ihm in der Bestallung ertheilten Instruction die Musquetier-Kompagnie organisiren, die einstweilen in Friedenszeiten die Schloßwache zu beziehen hatte.

Da diese Soldaten aus der alten Zeit, mit ihren eben so alterthümlichen Uniformen und Armaturen, schon etwas gebrechlich waren, so hatte ihnen der Freiherr in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit stillschweigend das schöne Veteranenvorrecht zugestanden, sitzend Wache zu stehen und schlafend zu wachen. Da nur immer ein Mann die Wache bezog, so hatte er, wenn der General, oder der Freiherr passirte, sich selbst herauszurufen, Pfeife und Schnapsfläschchen konnten dann selten schnell genug versteckt werden, um dem General nicht Gelegenheit zu geben, im nächsten Tagesbefehl die eingerissene

Unordnung zu rügen, und um das Gewehr präsentiren zu können, mußte es dem alten Invaliden mit den schlotternden Knieen oft erst selbst von der ersten besten Stallmagd, die sich zufällig in der Nähe des Schilderhauses befand, präsentirt werden.

Die Cavallerie der reichsfreiherrlichen Armee befand sich auf einem weit stattlicheren Fuße. Sie bestand aus zwei Kammerhusaren von ächt ungarischem Blut, mit mächtigen grauen Schnurrbärten, deren klirrende Säbel und ihr „Terremtate und Bassamanelka" dem ganzen Hofgesinde Furcht einjagte.

Die Artillerie endlich, aus einigen Böllern, die bei feierlicher Gelegenheit abgefeuert wurden, stand unter dem Kommando des Hofgärtners, der früher einige Jahre als Kanonier einem fremden Potentaten gedient hatte und jetzt vermöge der Macht der Trägheit endlich dafür sorgte, daß dem Unkraut im herrschaftlichen Küchengarten die Freude am gedeihlichen Dasein nicht allzusehr verkümmert wurde.

Rechnen wir etwa noch ein Dutzend in sackweite Livreen gesteckte Bedientenschlingel, mit schlotternden Strümpfen hinzu, die übrigens außer den Gallatagen einige Beschäftigung als Drescher, Knechte, Gärtnerburschen u. s. w. hatten, dann einige vollwangige Mägde, einen stocktauben Pförtner, einen Amtsverwalter mit dem Titel eines Oekonomieraths, der nur zwei alternative Lei-

denschaften hatte, zu schlafen oder zu prügeln, so hätten wir damit der Verpflichtung genügt, die Oertlichkeit mit Allem, was darin lebt und webt, zur Nothdurft zu schildern, um darüber Beruhigung geben zu können, daß der junge Graf und Erbherr in keine seinen hohen Ansprüchen unwürdige Umgebungen eingeführt werden würde.

Einige Mißtöne indeß dürfen wir wohl besorgen, wo sich das moderne und antiquirte Junkerthum schwerlich ohne Störungen so leicht amalgamiren werden.

Nach zwei Tagen wurde dem Freiherrn beim Kaffee ein Zeitungsblatt auf den Tisch gelegt, worin folgender Bericht zu lesen war:

„Schloß Kranichfels, am 15ten des Wonnemondes, anno 18 .... p. Chr. n. (Privatmittheilung). Heute feierten Himmel und Erde, die ganze Natur und die gesammte Menschheit einen großen, alle Herzen erhebenden Moment, der in den Annalen von Schloß Kranichfels ewig Epoche machen wird und würdig ist, mit flammenden Zügen auf die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben und der darob staunenden Nachwelt überliefert zu werden. Es war die Feier der gnadenreichen Rückkehr Seiner Erlaucht, unsres hochgebietenden gnädigsten Herrn, Herrn Grafen Stephan Johannes Hernany, ungarischen Magnaten und Erbherrn auf Kranichfels, in die Burg, welche die Glorie des Nachruhmes der Ahnen des hohen Ge-

sammthauses Kranichfels-Hernany umstrahlt. Als Se. Erlaucht geruhten, die nordwestliche Landesgrenze des Gebiets Hochdero Herrn Oheims, des zeitigen Majorats-Herrn, Reichsritter, Freiherrn und Grafen von Kranichfels, Jacobi CLXXXXIX. zu überschreiten, hatten Hochdieselben die Gnade, die Beglückwünschungs-Rede, welche Se. Wohlgeboren der Herr Canzler, Gerichtshalter und Geheimsecretair Rabulista, als welcher das Glück und die Ehre hatte, mit der hohen Mission der Bekomplimentirung Sr. Erlaucht, im Namen Sr. freiherrlichen Gnaden des hohen Oheims unsres gnädigsten regierenden Herrn auf Kranichfels, beauftragt gewesen zu sein, an Hochdenselben zu richten sich unterwand, huldreichst anzuhören und nur aus hochangeborener Bescheidenheit, den Schluß derselben gnädigst zu unterbrechen. Einen kleinen Unfall auf der Landesgrenze, am hohen Himmelssteige, übergehen wir lediglich mit Stillschweigen, da derselbe durch das pflichtmäßige Verlangen des genannten Abgesandten, der ihm ertheilten hohen Instruction buchstäblich nachzukommen, veranlaßt war. Man bewunderte die wahrhaft stoische Ruhe und heldenmäßige Todesverachtung, womit besagter Herr Plenipotentiarius aller Signale, der den Bergpaß herauffahrenden Wagen ohnerachtet auf der unausweichlichen Straße, diesen entgegen zu fahren beharrt hatte. Nun aber, als der hohe Herr geruhte, Hochdero in Bereitschaft gesetzte Reisewagen wieder zu besteigen,

und Höchstihre Reise nach Schloß Kranichfels fortzusetzen, lächelte Phöbus auf seinem erhabenen Sonnenwagen, und die Hamadryaden in den Gipfeln der Bäume vereinigten sich, den hohen dereinstigen Gebieter dieser Wälder würdig zu empfangen. Ein Adler schwebte über dem erhabenen Haupte Seiner Erlaucht, und deutete damit auf den hohen Adel Hochdessen erhabenen Hauses. Und wenn am nordöstlichen Schloßthore außerhalb der Zugbrücke die Bewohner der umliegenden Dörfer, mit einem wahren Freudenrausch der begeistertsten Unterthanenliebe, durch Hurrahgeschrei, wehende Tücher und geschwungene Hüte und Pudelmützen empfangen zu dürfen die gnädigste Erlaubniß erhalten hatten: so geruhten Seine hochgräfliche Erlaucht dem entzückten Volke das Glück zu erweisen, nach allen Seiten hin sich zu verneigen und den Hut zu lüften. Innerhalb der Zugbrücke empfing der Dorfschulmeister mit der gesammten Schuljugend den hohen Herrn mit der Aufführung einer großen Cantate von Beethoven, welche der Herr Cantor wie auch Schulpräceptor eigens für dieses hohe Ereigniß arrangirt hatte. Seine Erlaucht geruhten sich anfänglich beide Ohren zuzuhalten, wegen des disharmonischen Zetergeschreis des ersten Sopranisten, eines rothhaarigen Jungen, allein alsbald hatten Hochdieselben die Gnade, in große Heiterkeit auszubrechen und dem Herrn Cantor zu sagen, daß Hochdieselben für einen Kunstgenuß sehr dankbar seien,

den kein Haufen aufgescheuchter Krähen am Rabensteine elegischer darstellen könne. Aber noch ungleich langmüthiger geruhten Seine Erlaucht die lange Rede des Sprechers der anwesenden Geistlichkeit, die ihre Kirchen- und Seelenschäflein der hohen Protection des gnädigsten Erbherrn empfahlen, entgegen zu nehmen. Diese wohlgesetzte Rede war aber noch nicht halb beendet, als Seine Erlaucht einen rühmlichen Beweis von Humanität und gnädiger Herablassung gaben, indem sie huldreichst zu äußern geruhten: „Meine Herren, es zieht hier so stark unter dem Thore, ich danke. — Zugefahren!“

Erst als unter der mit Blumenfestons dekorirten Vorhalle zwölf bräutlich geschmückte Landmädchen Seine Erlaucht mit Blumenstreuen und Ueberreichen eines wohlgereimten Festgedichts empfingen, geruhten Hochdieselben mit einer Heiterkeit, welche jedes treue Unterthanenherz entzückte, aus dem Wagen zu springen und mit huldvoller Herablassung die schönsten dieser Jungfrauen mit wiederholten Küssen zu beglücken, sodann aber sah man Seine Erlaucht von Trommeln, Trompeten und ein und zwanzig Kanonenschüssen empfangen, die gesammte Schloßwache in der Eile über den Haufen werfen, darauf durch ein Espalier von der hochfreiherrlichen Dienerschaft gebildet, die Treppe hinauf, in den Ahnensaal und Seiner Gnaden unserm regierenden Herrn in die Arme stürzen. Seine Erlaucht geruhten dabei hohe Zähren der

Rührung zu vergießen, als welche Beweise von Pietät in den Augen Seiner freiherrlichen Gnaden unsers gnädigsten regierenden Herrn, eine gleiche Ergießung der Thränendrüsen hervorbrachten. Alsbald wurden alle Schloßbewohner und hiernächst alle künftige Unterthanen Seiner Gnaden von einer gleichen Rührung ergriffen, und die ganze Menschheit vergoß Freudenzähren über das schöne Bild von Pietät, Liebe und Einigkeit, womit sich der hohe Besitzer und regierende Herr von Kranichfels ꝛc. und Seine Erlaucht der Herr Graf Hernany, Erbherr auf Kranichfels, einander zu umarmen geneigten."

Dieser Bericht, eine unverkennbare Parodie des servilen Zeitungsstyls unserer Tage, machte auf beide hohe Herrschaften einen verschiedenen Eindruck. Während der Freiherr in seiner fixen Idee einer fürstlichen Würde, die er noch immer zu repräsentiren habe, sich ungemein dadurch geschmeichelt fühlte (weshalb der Chevalier de boeuf, der ihm diesen Artikel vorlas, sich nicht enthalten konnte, sich selbst als den Verfasser desselben zu bekennen), lachte der Erbgraf darüber laut auf und meinte, das Ganze schmecke zu sehr nach Ironie, um aus dem servilen Haupte dieses ancien Marquis entsprungen sein zu können. Er nahm sich vor, weiter nachzufragen, und der Zufall war ihm dabei behülflich, indem ihn das aufgefundene Concept dieser Anzeige auf die Spur brachte, daß Niemand als die kleine Franziska diesen Bericht auf-

gesetzt hatte. An diese hatte sich der Chevalier gewendet, mit der Bitte, ihm bei der Redaktion des halboffiziellen Zeitungsberichts behülflich zu sein, da man ihr Talent, die Feder zu führen, kannte und der Secretair des Präsidenten hatte die Abschrift davon an die Zeitungsredaktion nach X abgesendet, ohne daß weder Jener noch Dieser die schelmische Ironie des kleinen Schloßkobolds gemerkt hatten.

„Aber Franziska," sprach der Graf zu ihr, „was machst Du für Streiche, blamirst mich und den Oheim vor den Augen aller Gebildeten durch solche servile Zeitungsartikel."

„Ich wüßte nicht," versetzte Franziska mit einer so unschuldigen Miene, daß man Mühe hatte, den kleinen Schelm zu erkennen, der ihr im Nacken saß, „daß ich einen andern Styl geschrieben hätte, als man täglich bei solchen Veranlassungen in allen Zeitungen findet. So las ich kürzlich einen Artikel, worin der Einzug eines Königs in einer Provinzialstadt beschrieben wurde, und zählte darin 17 mal „Seine Majestät," 15 mal „Allerhöchstdieselben" und „Allerhöchst welche," und 20 mal „geruhten." Himmel und Erde mußten auch dort mit helfen den Einzug feiern und Freudenthränen flossen so zahlreich, daß Ueberschwemmungen entstanden, welche alle Wiesen zehn Meilen in der Runde unter Salzwasser

setzten und alle Vegetation zerstörten; ach, eine traurige Geschichte."

„Sei fest überzeugt, Du kleiner Schelm, wenn solche servile Salbaderei der aufgeklärte Monarch gelesen hätte, dem sie galt, er würde entweder, wie ich, darüber gelacht, oder sich darüber geärgert haben."

„So? Hm! — warum verbietet's denn die Censur nicht?"

„Weil es immer noch Leute genug giebt, die dergleichen mit großer Andacht lesen, und die von der tiefsten Reverenz gegen das hohe Haupt sich durchdrungen fühlen."

„Nun dann ist es ja Alles gut, und ich weiß in der That nicht, was Sie dagegen haben können. Die Juden wagen es auch nicht, ihren Gott Jehova zu nennen, und so haben sie zehn andere umschreibende Ausdrücke dafür. Machen es die Zeitungsschreiber anders, wenn sie statt einfach und wahrlich ehrenwerth genug: „der König" zu sagen, sich in Umschreibungen, wie Seine Majestät, Allerhöchstdieselben u. s. w. erschöpfen. Die Sache an sich selbst ist nicht lächerlich, denn solche Respektstitel sind einmal hergebracht, aber komisch macht sie die, den Styl verderbende, den guten Geschmack verhöhnende Häufung dieser Respektsausdrücke; ist etwas Verletzendes dabei, so ist es dieser, die Würde des Menschen herabsetzende Servilismus, der keine andere Erge-

heitsbeweise kennt, als jene Kriecherei in Wort und That, die wahrlich einem Fürsten, der auf der Höhe der Menschheit steht, nicht wohlgefällig sein kann."

„Mädchen, wo hast Du diese Philosophie studirt."

„In der Schule der gesunden Vernunft, Herr Graf, im Selbstbewußtsein der eignen Menschenwürde, da ich Jedem wünsche, auch Ihnen, Herr Graf, dem es Noth thut zum Bewußtsein zu kommen, daß des Menschen Würde und Bedeutung nicht durch seinen conventionellen Rang, sondern durch die sittliche Höhe, worauf er steht und durch das Verdienst, das er sich um das Wohl seiner Mitmenschen erwirbt, ermessen wird. Nur kleinliche Geister können sich durch Rang oder Reichthum imponiren lassen, wer aber durch Seelenkraft und Bildung höher steht, als das engherzige Treiben im conventionellen Leben, dem wird der tugendhafte Bettler mehr gelten, als der lasterhafte Fürst; der wird einem braven Bürger mehr Achtung erweisen, als einem unsittlichen Edelmann, der nichts bedeutet als Mensch!"

Mit diesem Schlagwort verneigte sich die Kleine und war im nächsten Augenblick verschwunden.

„Wettermädchen," rief der Graf vor sich hin, „spricht da, wie ein Professor der Demagogie! Woher sie das haben mag? im eignen Köpfchen dieses wunderniedlichen Püppchens ist solche Philosophie nicht gewachsen."

Den geehrten Leserinnen, die etwa eine ähnliche Neu-

gier hegen würden, können wir dienen. Franziska war zwei Jahre lang in der Stadt bei einem Exprofessor Namens Volkmann, in Pension gewesen, der wegen demagogischen Umtrieben zehn Jahre lang eine Anstellung als Staatsgefangener gehabt hatte, und seitdem er amnestirt und in Freiheit gesetzt war, eine Pensions-Anstalt für junge Mädchen hielt, denen er in der Hoffnung auf die viel besprochene Emancipation der Frauen, seine liberalen Grundsätze beizubringen suchte; „denn," sprach er, „es wird noch dahin kommen, daß die Frauen die Welt regieren; schon sitzen sie auf drei Thronen Europa's und in vielen Familien führen die Frauen das Kommando; ist also nur erst das weibliche Geschlecht gewonnen für die liberale Richtung unserer Zeit, so werden die Männer bald nachfolgen und endlich wird die gute Sache triumphiren."

Franziska war an Körper die kleinste seiner Schülerinnen, aber an Geist die bedeutendste. Ihr Verstand war so durchdringend und klar, daß sie den Begriff: „Mensch" in seiner höchsten Bedeutung auffaßte, und aus dieser Idee alle socialen Verhältnisse beurtheilte. Man sollte es nicht glauben, was sich oft in einem kleinen Mädchenkopfe für Ideen bilden können, wenn zugleich das Herz und der Verstand den Gegenstand umfassen. In Franziska's Köpfchen herrschte fast eben so sehr noch die Puppe, wie die höchste Philosophie des

menschlichen Daseins; das Kleinste, wie das Erhabenste umfaßte ihr reich begabter Geist mit derselben Leichtigkeit und Beweglichkeit, und so klein ihre Gestalt war, so lieblich ihr Mund lächelte, so fühlte doch auch schon Graf Stephan die moralische Macht ihres überlegenen Geistes, der sich Alles im Schlosse Kranichfels unbewußt unterordnete.

Eine ganz andre wieder war Franziska gegen den alten Freihern, gegen Johannes und gegen ihre Mutter, die Domina.

Eines Tages war der Erbgraf nach X gefahren, um sich dem regierenden Fürsten des Landes vorzustellen. Der alte Freiherr saß in seinem geräumigen Wohnzimmer auf dem mit Leder beschlagenen Lehnsessel, der ihm schon über ein halbes Jahrhundert gedient hatte. Er rauchte aus einem großen Meerschaum-Pfeifenkopf, der von eben so langem Gebrauch bereits eine schwarzbraune Farbe von der herrlichsten Politur empfangen hatte. Dieser Kopf war stets seine Leidenschaft gewesen; er wickelte ihn selbst nach jedem Gebrauch sorgfältig in ein Seidentuch und steckte ihn in eine lederne Hülle, die kein Mensch, außer ihm und Franziska, berühren durfte, welche letztere das Geschäft hatte, ihn in einen wohlverwahrten Wandschrank einzuschließen, der, in einer steinernen Nische sich befindend, gleichsam bombenfest war. Noch jetzt betrachtete

er den Kopf von Zeit zu Zeit mit dem Ausdruck des Vergnügens, und fuhr dann fort mit großem Behagen bläuliche Ringel in die Luft zu blasen, während Franziska, wie sie seit ihrer Kindheit gewohnt war, auf einer Fußbank sitzend, welche Stellung ihre Figur noch kleiner machte, ihm den Hamburger Korrespondenten vorlas.

Bei dieser eintönigen Beschäftigung saß die Domina, deren Familiennamen Niemand im Schloß wußte, in der Fensternische des einzigen hohen und breiten Fensters, welches durch die farbigen kleinen Scheiben des darin eingelegten freiherrlichen Wappens ein magisches Streiflicht auf die Gruppe des Freiherrn und seiner lieblichen Vorleserin warf.

Frau Domina war wie eine fleißige Hausfrau alter Zeit mit der Spindel beschäftigt, und schien auf nichts weiter zu achten, als auf die Feinheit des Fadens, der unter ihren Händen entstand und um die Spindel sich wickelte. Wer sie aber genauer betrachtete, hatte Blicke der glückseligsten Mutterliebe bemerkt, die sie auf ihre kleine Franziska warf und dann wieder einen längern, sinnenden Blick, welcher auf ihrem Sohn Johannes ruhte, der am Schreibtische des Grafen mit dem Ordnen und Durchsehen der vieljährigen und ziemlich vernachlässigten Domanialrechnungen des Freiherrn beschäftigt war. Aber dieser Blick hatte etwas Seltsames. Seelenkundige hätten darin vielleicht eben so sehr die Beun-

ruhigung eines gestörten innern Friedens, vielleicht Gewissensvorwürfe bemerkt, als einen sorgenschweren Blick in die Zukunft.

Indeß wollen wir auch nicht zu voreilig schließen. Es giebt Seelenzustände im menschlichen Leben und eine Ausdrucksweise derselben auf den Gesichtszügen, die Niemand entziffern kann, dem nicht die ganze Vergangenheit, ja die Herzensgeschichte eines solchen menschlichen Wesens, in ihren geheimsten Falten bekannt ist. Hier aber im Leben dieser Frau war Alles verschleiert, was hinter der Gegenwart lag.

Wir haben hier nur noch gelegentlich zu bemerken, daß der Titel Domina derselbe war, den man in Ungarn einer jeden Wirthschafterin zutheilt. Das war sie auch hier, ob aber auch noch tiefere Beziehungen in ihren Verhältnissen vorlagen, wer der Vater ihrer Kinder war, das Alles waren Fragen, die uns vielleicht die Zukunft enthüllen wird.

Um endlich das Bild des alten Freiherrn in diesem Stillleben noch zu ergänzen, müssen wir hinzufügen, daß Schlafrock und Pantoffeln ihm eben so fremde und verachtete Gegenstände der modernen Verweichlichung waren, als einst Friedrich dem Großen. Der Freiherr trug daher als Hausbekleidung einen hellblauen mit verwitterten Goldschnüren besetzten Husarenpelz, dessen lange Taille ihm fast über die Mitte des Körpers ging, dann rothe

Husarenhosen ebenfalls mit schon abgenutzter Goldborte besetzt, und eine kleine ungarische Pelzmütze mit einem rothen Beutel, der bald hineingesteckt war, bald über der Schulter hing; an den Füßen gelbe Husarenstiefel, deren Farbe sich nicht mehr erkennen ließ.

Im nächsten Vorzimmer sah man durch die Glasthüren die drei schon beschriebenen Notabilitäten des freiherrlichen Hofes im Kartenspiel vertieft sitzen, und das erste Vorgemach war gleichsam ein Feldlager für Kammerhusaren und Lakaien, die, weil sie nur höchst selten zum Dienst berufen wurden, mit ausgezogenen Livreen sehr ungezwungen Würfel spielten, Tabak rauchten und Bier dazu tranken. Der regierende Herr in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit gönnte seinen Leuten gern jede Erholung, und pflegte dergleichen zu ignoriren, weshalb auch die Domina, die von allen Leuten eben so geliebt als gefürchtet war, solchem Schlaraffenleben selten ein Hinderniß entgegen zu stellen pflegte.

Die Vorlesung der Zeitung hatte schon ziemlich lange gedauert, da klopfte der Freiherr seine leergebrannte Pfeife aus am Rande der Armlehne seines Sessels, ein Zeichen für Franziska, ihm eine neue Pfeife mit ihren niedlichen Fingern zu stopfen, denn das war ihr Geschäft, dem er gern zusah; für die andern Beiden aber war es ein Zeichen, daß der gnädige Herr Lust hatte zu plau-

dern; die Domina legte daher ihre Spindel zur Seite und die Hände in den Schooß, und Johannes schob seine Akten von sich und wendete sich auf dem Drehstuhl nach dem Freiherrn herum, denn dieser liebte es nicht, daß er in seiner schwerfällig zusammen gehaltenen Rede durch irgend eine Bewegung, am wenigsten durch eine, die Aufmerksamkeit ablenkende Arbeit gestört wurde. Nur Franziska durfte eine Ausnahme machen, indem sie für die kleinen gewohnten Bedürfnisse des regierenden Herrn mit einer Aufmerksamkeit sorgte, die jeden Kammerdiener beschämt haben würde; dabei aber so leise und leicht in ihren Bewegungen war, daß durch ihre Geschäftigkeit nicht die geringste Störung entstand, während ihre klugen Augen und aufmerksamen Blicke verriethen, daß ihr auch nicht das Geringste von der Unterhaltung entging.

Zunächst wendete sich der Freiherr an die Domina. „Höre," sprach er, „wir haben uns nun die Sache von gestern überlegt und beschlafen. Wenn der Großknecht, wie unser Oekonomierath klagt, ein fauler Esel ist, der fortgejagt werden müßte, so steht dem das Bedenken entgegen, daß einen trägen Menschen Niemand wieder in Dienst nehmen wird. Was soll er dann anfangen? Stehlen, rauben, mordbrennen? das wäre am Ende das Loos eines solchen herrenlosen Tagediebes, und wir möchten unser Gewissen nicht damit beschweren, eine solche Seele dem Teufel zugeführt zu haben, aus leidigem

Eigennutz; nein nein, Domina, unsere landesherrliche Resolution, die wir gefaßt haben, ist eine andere. Will der Schlingel nicht arbeiten, so mag er schlafen auf seinem Heuboden so viel er will; unser Oekonomierath mag ihm höchstens eine kleine Aufmunterung mit einem Unteroffizierstock geben, weil das zur Disciplin gehört und im Militair von guter Wirkung ist; aber er soll sich hüten, dem armen Schelm nicht wehe zu thun, denn wir wollen nicht, daß unsertwegen ein Mensch gemißhandelt werde; bleibt er dennoch incorrigible, nun wohl, so gebe man ihm einen Tagelöhner zur Hülfe, wir werden diese kleine Mehrausgabe aus unserer Chatoulle schon decken."

So weit war der Freiherr gekommen, als ihm Franziska die frisch mit Knaster gefüllte Pfeife mit einem brennenden Fidibus präsentirte.

„Rauch selbst an!" sprach der Freiherr, denn es war dieser Gegenstand seiner unbeschreiblichen Herzensgüte noch nicht erschöpft, und während Franziska mit komischem Verziehen des reizenden kleinen Mundes das Anrauchen der Pfeife übernahm, fuhr der Freiherr fort:

„Uebrigens soll mir die Sache nicht lange so dauern. Solche Taugenichtse zehren an meinem Beutel und schnappen damit meiner Armee gleichsam das Brod vor dem Munde weg, man gebe ihm also die Anwartschaft auf die Nachtwächterstelle, wenn der jetzige sich todt gesoffen

hat, denn das hält kein Mensch lange aus, täglich ein paar Quart Branntwein zu trinken; und dann denke ich, haben wir uns doch schon bedeutend verbessert, mich bestiehlt Keiner, dafür kann ich sicher sein, auch wird mir kein Vagabund den rothen Hahn auf's Dach sezzen, weil sie sich dadurch selbst eines stets offnen Gasthauses berauben würden; daher thut uns ein Nachtwächter, der immer schläft, weniger Schaden als jener Trunkenbold, der, wenn ihm der Spiritus zu Kopfe steigt, bald uns durch blinden Feuerlärm erschreckt, bald mit dem Geschrei „Diebe, Diebe," das ganze Schloß in Bewegung setzt und die arme Wachtmannschaft in ihrer duseligen Ruhe stört."

„Das ist recht gut," sprach die Domina mit einem Eifer, der verrieth, daß ihr die Oekonomie des Herrn mehr am Herzen lag, als das Glück solcher Taugenichtse. „Ew. Gnaden treffen in Dero hohen Weisheit immer das Rechte, und ich will auch nicht gerade bei den Leuten für die Hexe von Endor gelten, die solche Schlingels aus Dero Hause beißt." „Terremtate Kutnia Erdeck!" diesen ungarischen Fluch murmelte sie fast unverständlich zwischen den Zähnen. „Allein," fuhr sie fort, „wo Moral und gute Sitte leidet, wo es einen Skandal giebt, daß eine jede ehrbare Frauensperson erröthen müßte . . ."

„Alle Teufel, was ist vorgefallen," rief der Frei-

herr, der schon durch lange heftige Züge aus der Pfeife verrathen hatte, daß hier die empfindlichste Seite seiner Hausehre getroffen war, denn er hielt was auf Ehrbarkeit, Sittlichkeit und Kirchlichkeit unter seinen Leuten; „ich will doch nicht hoffen, daß sich Jemand unterstieht . . .“

„Ei freilich, gnädigster Herr, in der vergangenen Nacht ist der Hans zu der hübschen Käthe durch's Fenster gestiegen. Andre haben es belauscht und machen ihnen nun Schimpf und Schande. Pfui, über das Gezücht! Ich glaube, Ew. Gnaden hohe Intention zu treffen, wenn ich Beide Knall und Fall aus dem Dienst jage.“

Das ehrenwerthe Haupt des Freiherrn gab durch ein kaum bemerkbares Hin- und Herwiegen seine Mißbilligung zu erkennen. Er that einige lebhafte Züge aus seiner Pfeife und ein tiefes Schweigen bewies, daß er den ernsten und unangenehmen Vorfall reiflich zu erwägen beabsichtige.

„Hm, hm, wegjagen,“ sprach er dann wie vor sich hin, „das ist leicht gesagt und leicht gethan, aber, aber, was werden die Folgen davon sein? Wenn die größern Staaten Zuchthäuser anlegen, um durch Vereinigung der Gefallenen mit dem Abschaum der Menschheit jene in die Schule des Lasters zu schicken, damit sie als perfektionirte Spitzbuben wieder in die menschliche Gesellschaft

zurückkehren; wenn man ihnen durch die Zuchthausjacken das Brandmahl der Ehrlosigkeit aufdrückt und es ihnen unmöglich macht, wieder durch redlichen Fleiß ihr Brod zu verdienen; wenn man sie durch Schläge und Mißhandlungen aller Art gegen die ganze Menschheit erbittert und somit den, vielleicht wegen eines aus menschlicher Schwachheit begangenen Fehltritts, durch Anwendung einer verkehrten Strafe zum Bösewicht und Menschenfeind macht, und ihm dabei jede Möglichkeit raubt, wieder ein besserer Mensch zu werden und sich selbst und die Seinigen ehrlich und redlich zu ernähren, — wie, hm? soll ich's im Kleinen auch so machen und die Gefallenen, die bei richtiger Behandlung noch die besten Menschen werden können, rettungslos zu Grunde richten, nun . . .?"

Niemand gab Antwort, die auch vielleicht der Freiherr, der in Angelegenheiten der Humanität völlig mit sich selbst im Klaren war, kaum anders, als durch eine schweigende Zustimmung erwartet hatte; nur Franziska kniete an seiner Seite nieder und küßte seine Hand. Diese schweigende Huldigung seiner Humanität war dem würdigen Freiherrn ungemein wohlthuend; er nickte Franziska freundlich zu, nahm die Pfeife aus dem Munde, hob ihr das Kinn auf, sah ihr liebevoll in die mit Thränen gefüllten blauen Augen und küßte sie auf die schöne, klare Stirn.

„Schon gut, schon gut," sprach er mit seiner gewinnenden Güte, indem er selbst eine Rührung unterdrückte, die seine greisen Wimpern überschlich, „Du bist ein liebes, gutes Kind, mein Fränzchen, weiß schon, in allen Dingen, die die Menschenliebe noch so leise berühren, bist Du immer auf meiner Seite; nur wenn ich meine guten historischen Standesvorrechte vertheidige, wenn ich die gute alte Zeit lobe gegen die Alles überstürzenden Ideen des modernen Lebens, sehe ich es Dir an, daß Du nur aus Ehrerbietung schweigst, aber mir Unrecht giebst im Herzen. Nun das sind die Früchte der verkehrten Erziehung, die Du von Deinem Professor in X. empfangen hast; das wird sich auch schon geben mit solchen liberalen Ideen, wenn Du erst einsehen wirst, daß alle die hohlen Theorien des Liberalismus unserer Zeit zu nichts führen, als alles Bestehende umzustürzen und dem Adel seine historischen Vorrechte zu rauben."

„Was indeß die Sache selbst betrifft, Fränzchen," fuhr er fort, „so will ich Dir eine Freude machen. Schließ einmal da meine kleine Chatoulle auf; so, nun nimm den grünen Beutel mit Goldstücken heraus, gut; damit geh' hinunter in den Kuhstall und schenk's der Käthe als Ausstattung unter der Bedingung, daß sie den Hans binnen drei Tagen heirathe; für den Dispens werde ich sorgen, und damit die Leutchen leben können, will ich ihnen den erledigten Kolonistenhof geben; ist das

abgemacht, nun dann, Domina, jagt sie zum Teufel, des Exempels willen, habe nichts dagegen."

Dieser neue Zug von Herzensgüte und dieser Auftrag entzückte Franziska so sehr, daß sie aufsprang, den Handkuß vergaß und den alten Herrn umarmte, indem sie ihn mit dankbarer Innigkeit auf die Wangen küßte; dann, fort war sie, um Glückliche zu machen, und der Freiherr sah ihr lange, still vor sich hinlächelnd, nach; alsdann fuhr er fort, indem er sich jetzt gegen Johannes wendete:

„Nun, hast Du was in den Papieren gefunden?"

„Leider, ja, gnädigster Herr!"

„Konnt's denken, bin auch so dumm nicht, wie sie mich halten."

„Es ist schändlich, bei Gott, einen so edlen Herrn so abscheulich zu betrügen — —"

„Ja, ja, Johannes, das ist der Welt Lauf, mundus vult decipi."

„Hier, der Beweis eines offenbaren Falsi . . ."

„Wo? wo?"

„Die der . . ."

„Still mit dem Namen, ich will nicht wissen, wer mich betrügt, sondern nur, ob ich betrogen werde; ich gab Dir den Auftrag nicht, um Leute anzuklagen, die ich bisher für treue und ergebene Diener hielt, sondern

damit Du beſſere Controllen einführen helfen mögeſt, um ſolche Prellereien für die Zukunft unmöglich zu machen.“

„Hier aber lägen in der That Indicien vor, die einen Criminalprozeß . . ., ſoll ich vielleicht dem Canzler . . .“

„Nein nein, ein Criminalprozeß, ei, das wäre ſo übel nicht, um einmal wieder, wie vormals, die mir von Gott, Kaiſer und Reich zuſtehende hochnothpeinliche Halsgerichtsbarkeit zu üben, wär's auch nur um ſpäter mein landesherrliches Begnadigungsrecht eintreten zu laſſen; allein ich kenne das ſchon, der heutige factiſche Zuſtand meiner unterdrückten Hoheitsrechte würde mehr gelten, als das Recht und die Sache vor dem Criminalgerichte der Reſidenz des Fürſten von X. ziehen; mein landesherrliches Begnadigungsrecht würde man dort am Ende nicht anerkennen, und ich hätte zuletzt von der ganzen Geſchichte keinen Vortheil, als mein gutes angeſtammtes Recht compromittirt zu ſehen, den armen Teufel aber unglücklich gemacht zu haben, das iſt nichts Geringes, mein guter Freund; nun gieb her das verfälſchte Dokument, und Ihr, Domina, haltet mir das Licht, damit ich meine erloſchene Pfeife wieder anzünden kann.“

Damit ergriff der Freiherr das verhängnißvolle Blatt, machte mit dem größeſten Gleichmuth einen Fidibus dar-

aus, und zündete die Pfeife damit wieder an, den Rest ließ er im nahen Kamin ausbrennen.

„So, so," sprach er selbstzufrieden, „nun haben wir doch dem Canzler den criminalistischen Spaß verdorben. Ein Glück, daß er's nicht selbst fand, er würde mir tüchtig zugesetzt haben mit seinem quid juris, wovor der Himmel jede ehrliche Christenseele bewahren möge. Dixi!"

Johannes war darüber in tiefes Nachdenken gerathen. Er hatte die entsetzliche Entdeckung gemacht, daß der Betrüger Niemand war, als eben dieser Canzler, dem der Freiherr so unbedingt vertraute, den die ganze Welt für so rechtlich als gerecht und streng hielt; und dieser Blick in die Seele eines Mannes, der mit seinem eignen Geschick, vielleicht mit seinem Dasein auf der Welt, in so unverkennbarer Beziehung stand, erfüllte ihn mit einem geheimen Schauder, den er vergebens suchte zu bemeistern.

Der Freiherr dagegen schien davon nicht so sehr afficirt zu sein. Einmal in's Gespräch gekommen, hatte er Lust es fortzusetzen.

„Daß Graf Stephan dem Fürsten von X., der eigentlich der Räuber meiner landeshoheitlichen Rechte ist, die Cour machen will, ist mir durchaus nicht gelegen, ich selbst habe ihn stets ignorirt, habe mich nie an seinem Hofe sehen lassen, das mir zugeschickte Diplom, wo-

durch er mich in den Grafenstand erheben wollte, eine abscheuliche Anmaßung, habe ich uneröffnet zurückgeschickt, weil schon auf der Adresse stand, an den Standesherrn, Grafen von Kranichfels. Ich ließ ihm sagen, ich sei nicht Graf, und ehe mir nicht der Kaiser des, so Gott will, einst wieder herzustellenden heiligen römischen Reichs diesen Titel verleihe, würde ich mich nie für berechtigt halten, denselben zu führen. Ich habe ihm auch nicht den Erbhuldigungseid geleistet, denn die Specialvollmacht, auf deren Grund mein Canzler den Huldigungseid für mich abgeleistet hat, habe ich absichtlich nicht selbst unterschrieben; hat man meine Handschrift nachgeahmt, nun, so bleibt der Akt immer noch null und nichtig. Kurz, meinem Recht habe ich bis jetzt noch nicht ein Titelchen vergeben, deshalb auch meinen Sitz in der ersten Kammer der Landstände noch nicht eingenommen. Nun aber will es mich bedünken, daß mein Neffe durch diesen Schritt allerdings zu der Voraussetzung einer indirecten Anerkennung Veranlassung gegeben haben dürfte und noch mehr, wenn er reüssiren sollte, in Äschen Staatsdienst zu treten. Allein seine Gründe sind so überwiegend und so rein aus unserm Standesinteresse genommen, daß ich als vernünftiger Mann nichts Ernstliches dagegen haben kann und mich darauf beschränken muß, die Sache zu ignoriren, oder schlimmsten Falls öffentlich zu desavouiren. „Mein gnädigster Oheim," sprach er zu

mir, als ich ihm Reprochen darüber gemacht hatte, „im Leben der Völker, wie der Menschen sind die Ereignisse oft mächtiger, als das starre Recht; der factische Zustand in der heutigen Politik hat das angestammte historische Recht nur zu sehr mit Füßen getreten. Die Macht des Factums hat das heilige römische Reich aufgelöst, den reichsunmittelbaren Adel seiner Landeshoheit beraubt und mediatisirt, und den Adel überhaupt um seine historischen Privilegien und die Anerkennung eines genetisch bevorzugten Standes gebracht und daneben ihm fast alle seine Standesprivilegien geraubt, mit Ausnahme des Wörtchens „von," das in Oesterreich jeder wohlgekleidete Schneider führt. Was ist nun die Pflicht," fuhr er fort, „eines jeden heutigen mediatisirten Standesherrn, überhaupt eines jeden Edelmannes? Im Allgemeinen den alten Familienglanz wieder herzustellen, zu retten, was noch zu retten ist, und wieder zu gewinnen, was noch zu erringen bleibt. Mit passivem Widerstande, selbst mit Protestiren, Prätendiren und Negiren wird nichts ausgerichtet, unsere Zeit ist so verderbt durch die leidige Aufklärung, daß sie keine andern Rechte mehr anerkennen will, als die sogenannten Menschenrechte. Der Kluge aber benutzt die Umstände und bedient sich der Waffen des Friedens, um diesen zu schlagen. So werde auch ich mich in den Staatsdienst dieses uns aufgedrungenen Souverains begeben, nicht zweifelnd, daß ich

es dann durch das Ansehen meines erlauchten Hauses zum Premierminister bringen werde. Der jetzt regierende Fürst ist durch und durch Aristokrat, der den Adel für die Stütze des Thrones gegen die hereinbrechende Demokratie hält, der also leicht reactionairen Bestrebungen zugänglich sein wird, wenn ein Mann, wie ich, an die Spitze der Regierung treten würde."

„Gott sei uns in diesem Falle gnädig!" seufzte Johannes leise und fragte dann lauter: „Aber der Thronfolger? . . ."

„Der Thronfolger," sprach mein Neffe, „ist ein unbedeutender junger Mensch; komme ich zur Gewalt, so werde ich schon Mittel finden, um ihn in beständiger Unmündigkeit des Verstandes und in Abhängigkeit von meinen reactionairen Ideen zu erhalten."

„Und dann . . .?" rief Johannes in steigender Angst.

„Dann werde ich die erlangte Macht benutzen, erstlich um die Regierung über die mir einst anfallende Herrschaft Kranichfels factisch zu führen, so unabhängig wie sie mir nach der Reichsmatrikel rechtlich gebühren würde, und dann werde ich mit starker Hand der liberalen Richtung des Zeitgeistes entgegen treten. Ich würde den Adel in alte Offiziers und höhere Civilstellen einzuschieben wissen. Kein Bürgerlicher darf alsdann hoffähig werden, das versteht sich von selbst; allein noch mehr: kein Nichtadliger darf sich der geheiligten Person des

regierenden Herrn nahen, noch weniger mit ihm sprechen. Für Unfähige von Adel werden Sinecurenstellen geschaffen; die Besoldungen in diesen, dem Adel allein zugänglichen Stellen werden splendid sein, wogegen man den arbeitenden bürgerlichen Beamten den Gehalt so knapp zumessen würde, wie nur immer möglich ist. In Großbritannien hat man die herrliche Auskunft getroffen, die kirchlichen Stellen so reich zu dotiren, daß eigentlich das ganze ungeheure Kirchenvermögen nur da ist, um nachgeborene Söhne der hohen Aristokratie zu versorgen und damit das ungeschmälerte Uebergehen der Reichthümer der Familie auf den Erstgebornen möglich zu machen. Ich werde also versuchen, eine solche Hochkirche mit ihren Bischöfen, die man auf der Parforcejagd od beim Wettrennen häufiger sieht, als vor dem Altare, auch bei uns einzuführen. Arme Candidaten giebt es auch bei uns genug, die gegen einhundert und vierzig Thaler Gehalt Vicarstellen bei einem Pfarrer übernähmen, der keine Zeit hat, seine Gemeinde zu sehen, weil er, um ein fürstliches Haus machen zu können, so reich dotirt ist."

„Sind das auch Ew. Gnaden Ansichten?" fragte Johannes.

„Allerdings, und zwar der Konsequenz wegen, denn es ist nicht zu leugnen, daß nichts so sehr zum Ruin des Adels gereicht, als die Aufhebung der Majorate und

daß diese unvermeidlich bleibt, so lange es nicht, wie in England, noch andere Wege giebt, die nachgebornen Söhne hoher Adelsfamilien auf andere Weise glänzend zu versorgen. In sofern kann ich also nicht anders, als es rühmend anerkennen, daß Graf Stephan mit seinem klaren, praktischen Verstande das rechte Mittel aufgefunden hat, dem gegen frühere Zeiten gesunkenen Adelsansehen wieder aufzuhelfen; sein Reichthum, den der meinige noch erhöhen wird, gestattet ihm ein so glänzendes Haus zu machen, daß er dadurch den Hof des ohnehin tief verschuldeten Fürsten noch überstrahlt, und so habe ich ihm den östlichen Flügel dieses meines Schlosses eingeräumt, der sogleich nach seiner Angabe modern und elegant ausgebaut werden wird, so wie auch den dahinter liegenden Thiergarten und mein Hôtel in der Residenz des Fürsten von X., um ihn in den Stand zu setzen, ein großes und glänzendes Haus zu machen, wie es die Ehre meiner Familie erfordert."

„Aber, gnädigster Herr," fragte Johannes, „wird nicht das geräuschvolle Leben in den nächsten Umgebungen Ihrer Residenz Ihre gewohnte Ruhe stören?"

„Hoffart will Zwang leiden, mein lieber Johannes," sprach der Freiherr seufzend; „wer den Zweck will, der muß auch die Mittel wollen. Mit einigen unruhigen Wochen im Sommer und zur Jagdzeit wird es abgemacht sein, denke ich; und damit gewinnen wir

einen splendorem familiae, wie er durchaus nothwendig ist, wenn sich der Adel über das gemeine Volk erheben und von diesem als eine höhere Menschenklasse anerkannt werden soll. Du aber, Johannes, wirst unter diesen Umständen dem jungen Erbherrn als Sekretair zur Seite stehen. Ich habe Dich deshalb so sorgfältig ausbilden lassen, damit Du in allen Geschäften, die schriftlich abgemacht werden können, für ihn die Feder führen kannst; Du wirst ihn ferner, wo es auf mündliche Erörterung ankommt, ihn darauf vorbereiten, daß er seine Intentionen mit Scharfsinn und Sachkenntniß auch mündlich geltend machen könne; von einem jungen Edelmann kann man billig nicht den Fleiß und die Anstrengung verlangen, die nothwendig sind, um gründliche Kenntnisse zu erwerben. Einem solchen genügt vollkommen eine oberflächliche Weltbildung, da er in einer höheren Stellung die Intelligenz seiner bürgerlichen Untergebenen nur für sich zu benutzen braucht, um für einen bedeutenden und gründlich gelehrten Staatsmann zu gelten. Auch diese Idee, die mir der Erbgraf in vertraulicher Konferenz entwickelt hat, finde ich sehr vernünftig; so wird ihm durch Deinen Fleiß das Mittel geboten werden, die nöthige Zeit zu gewinnen, um durch Glanz und Repräsentation seinem Stande Ehre zu machen, zugleich auch mit Kenntnissen zu glänzen, die einmal nach den heutigen leidigen Forderungen des Zeitgeistes für die Be-

kleidung eines hohen Staatsamtes als unerläßlich nothwendig erachtet werden."

„Gnädigster Herr," sprach Johannes mit geziemender Bescheidenheit, „ich werde thun, was in meinen Kräften steht, mit meinem Gewissen und meinem Selbstgefühl als Mensch vereinbar sein wird, den Herrn Grafen auf seiner Laufbahn im Staatsdienst nach Möglichkeit zu unterstützen. Gern will ich bescheiden im Hintergrunde bleiben und mich durch die Erfolge für belohnt halten, wenn diese wahrhaft segensreich sein sollten. Ich glaube indeß, gnädigster Herr, es Ew. Gnaden nicht verschweigen zu dürfen, daß ich auf meinen vielen Reisen wahrhaft durchgebildete Männer vom höchsten Adel, im Staatsdienst sowohl, als außer demselben kennen gelernt habe, die ein höheres Ziel kennen, als eigensüchtige Standesinteressen zu fördern; Männer, die die höchste Ehre ihres Ranges und Standes darein setzen, durch Geist und Kenntnisse, in Verbindung mit ihrer hohen Stellung, die Fortschritte der Civilisation, so wie jede höhere Angelegenheit der Menschheit zu fördern; die nur den für einen wahren Edelmann anerkennen, der ein durchaus edler Mann ist. Ich glaube daher, daß die Ansichten und Gesinnungen, die Seine Erlaucht bis jetzt vertreten zu müssen glauben, nicht die des gesammten Adelstandes sind, sondern nur derjenigen Mitglieder desselben, die im dunklen Gefühl ihrer eigenen Unbedeu-

tendheit als Menſch, ihrer geiſtigen Nichtigkeit und innern Leerheit ſich durch die Fiction einer bevorzugten Geburt, ſo wie durch veraltete Anſprüche auf eine genetiſch höhere Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft, die heut zu Tage kein Gebildeter mehr anerkennt und die ſelbſt im heutigen Volksleben alle Bedeutung verloren hat, geltend machen möchten. Ich lebe der Hoffnung, gnädigſter Herr, daß der Erbgraf, bei ſeinen übrigen trefflichen Eigenſchaften des natürlichen Verſtandes, und des Herzens, mit der Zeit von ſeinen bisherigen Standesvorurtheilen zurückkehren und auf die wahre Höhe der Menſchheit ſich ſtellen wird; denn dahin gehört in unſern Tagen der Adel und dort wird er ſich durch Geiſt, Herz und Bildung behaupten müſſen, wenn er die ihm durch angeerbte Bildung überlieferte höhere Miſſion erfüllen will."

„Auch Du, Johannes, biſt ein Illuminat? o Zeiten, o, Sitten," rief der Freiherr mit einem Ausdruck, der mehr Schmerz als Unwillen verrieth, „geh, geh, beſinne Dich, daß nach der Weltordnung, die ſich Jahrtauſende bewährt hat, ein Unterſchied der Stände nothwendig iſt, damit die Welt beſtehe. Ein Volk von Königen, was wäre das? da würde Keiner König ſein, weil es keine Unterthanen gäbe; ein Volk aus lauter Edelleuten beſtehend, wie es einſt die Polen waren, würde nicht möglich ſein ohne Leibeigene und Juden; denn wer ſollte für das adlige Volk arbeiten und Handel trei-

ben; solche Sklaverei und Schacherei wäre doch noch zehnmal inhumaner, als wenn die Nation zum Theil aus Adligen, zum Theil aus Bürgern und Bauern bestände, indem dann jene zum Gebieten, diese zum Gehorchen, jene zum Verzehren, zum Glänzen und Repräsentiren bestimmt, diese aber zum Erwerben und zu einer bescheidenen Existenz geboren sind. Ich glaube wohl, daß ihr niedrig gebornen Leute Euch keinen Begriff machen könnt von dem Bewußtsein der höhern Geburt, das die Brust eines jeden Edelmanns durchdringt; ich finde es auch ganz natürlich, daß Ihr durch Selbstüberschätzung und freche Ueberhebung dahin strebt, Euch selbst Adelsrechte anzumaßen, oder den Adel herab zu setzen; deshalb wird doch dereinst Gott der Herr am Tage des jüngsten Gerichts seine Seelenschäflein zu sortiren wissen, um den adligen Seelen ein Paradies, zunächst dem Throne Gottes, anzuweisen, wogegen die bürgerlichen Seelen sich in den niedern Regionen des Himmels ihre ewige Seligkeit suchen mögen, wo es ihnen beliebt, — und dahin wird und muß es in der heutigen Welt auch noch kommen, daß die Böcklein von den Zicklein geschieden werden. Dixi. Nun Adieu für heute, und für künftig verbitten wir uns jede unberufene Remonstration.“

Der Freiherr hatte sich aus dem Schmerz in den Aerger hineingeredet und war hochroth von Gesichtsfarbe darüber geworden. Bei aller Herzensgüte und Humani-

tät war doch sein Standesvorurtheil schon mit ihm so alt geworden, daß an eine Milderung oder Ablegung desselben nicht zu denken war.

Johannes erhob sich, verneigte sich tief und zog sich zurück, wohl wissend daß über dem Zorn des Freiherrn noch niemals die Sonne untergegangen war.

„Es ereignet sich Manches zwischen Himmel und Erde, wovon sich Eure Philosophie nichts träumen läßt."

So weit: Shakespeare, wir aber fügen hinzu, man wolle nicht glauben, daß die jetzt folgende Skizzirung des Fürsten von X. und seines Hofes so ganz aus der Luft gegriffen sei. Vor etwa zwanzig Jahren gab es in der That einen solchen Fürsten in Deutschland, der mit aller Gemüthlichkeit zugleich den Despoten und Patriarchen seines Volks spielte, und in jeder Beziehung ein Vater des Vaterlandes war.

Dieser Fürst, der schon im höhern Lebensalter stand, schien zwei Naturen zu haben: eine gemüthliche und eine repräsentirende. Den Forderungen der Etikette unterwarf er sich nur höchst ungern, und das auch nur, wenn er sich in seinem weitläufigen Residenzschloß in X. befand. Dann wurde aber auch die Etikette mit einer Steifigkeit und Strenge beobachtet, die an den Hof Ludwigs XIV. erinnerte; auch in Hinsicht des Glanzes suchte

er dann dieses große Vorbild der deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts zu erreichen.

Ein ganz Anderer war er auf seinem Jagdschloß „Favorite," das etwa eine Stunde von der Residenz, am Eingange bedeutender Forsten lag, deren Ueppigkeit der Vegetation an die Urwaldungen Amerika's erinnerte. Nicht weit davon, in einem reizenden Buchenwäldchen, glaubte man einen Mineralbrunnen entdeckt zu haben, der ursprünglich in einer gelben lehmigen und ockerhaltigen Pfütze bestanden hatte; indeß der Fürst wollte einen berühmten Gesundbrunnen in seinen Staaten besitzen. Eine Kommission von Chemikern erhielt Auftrag, die Quelle zu untersuchen, und berichtete günstig; die Quelle wurde gefaßt und mit einem dorischen Tempel überwölbt; ein Coursaal mit Spielzimmern und Colonnaden, ein Pavillon für den Fürsten, ein Logierhaus, eine Restauration stiegen bald in niedlichen, geschmackvollen Gebäuden von vergänglicher Bauart empor um eine fünffache Allee von Kastanienbäumen, die bei der Fruchtbarkeit des Bodens sich sehr bald auf das Ueppigste entfalteten; im Wäldchen selbst waren geschlängelte Wege ausgehauen, und diese führten zu kleinen Tempelchen, Grotten, Moosbänken und freundlichen Aussichten; sogar ein kleines Schauspielhaus war mit Zuschüssen einer reisenden Gesellschaft eingeräumt. Kurz es war nichts vergessen, um das Bad zu heben, als auch die Frequenz von

Karlsbad oder Wiesbaden heranzuziehen, die mit allen Mitteln des Fürsten von X. nicht zu erreichen stand. Das Publikum der Saison bestand aus dem Fürsten mit seiner Favorite, einigen Hof- und Jagdcavalieren, dem Personal der Hofkapelle, des Theaters und der Spielbank und dem Publikum, das sich in ein Badepublikum und ein Sonntagspublikum theilte.

Das erstere bestand größtentheils aus Beamten des kleinen Landes, die sich alle unter einander bis in den Suppentopf hinein kannten; die entweder, um sich bei Seiner Durchlaucht zu insinuiren, oder durch Gratificationen zur Badecur in Amalienbad unterstützt, oft mit ihren Familien die Badesaison hier zubrachten. Das Sonntagspublikum vermehrte sich noch durch einige adlige Familien, Domainenpächter, Beamte, Bürger und Bauern der Umgegend, zu welchen sich auch noch eine große Mannichfaltigkeit von glänzenden Uniformen gesellte.

Das Ländchen von X.** von 17 Q.-Meilen Größe, hatte nämlich 421 Mann Bundeskontingent zu stellen; der Fürst hielt aber, sei es aus Eitelkeit oder Franzosenhaß, 650 Mann Militair, die in alle Waffengattungen zerfielen, so daß man Kürassiere und Husaren, reitende und Fußartillerie, Grenadiere, Musquetiere und Jäger mit deren Offizieren, die letztern besonders in reichen, überladenen Uniformen auf dem Schloß und Pa-

radeplatz von X.** zu sehen bekam, und gewiß ist es, daß das glänzende Offiziercorps, welches jeden Sonntag nach der Parade zur Cour beim Fürsten erschien, das Militair der größesten Potentaten an Eleganz und Pracht übertroffen haben würde, wäre nicht der Schnitt derselben noch nach dem Geschmack der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts gemodelt gewesen. Uebrigens war es reicher dotirt mit Orden, Denkmünzen, hohen Titeln und Schulden, als in Hinsicht der Gage. Auch mußte damals noch das ganze Militair mit Einschluß der Offiziere Zöpfe tragen, die ordonnanzmäßig eine Länge von drei Viertel preußische Ellen haben sollten. Die Soldaten, die einen Mutterzopf hatten, d. h. einen von Mutter Natur ihnen am Hinterkopf befestigten, erhielten die sogenannten Mutterpfennige als Zulage. Des angehängten Zopfes bedienten sich aber in der Regel die Offiziere, weil sie sich davon dispensiren konnten, sobald sie sicher waren, daß nicht der scharfe Musterungsblick des Fürsten ihren Rücken traf. Zur Jagdkleidung, selbst am Hofe, oder wenn sie auf dem Bade in einem erlaubten Incognito en civil erschienen, waren sie vom ordonnanzmäßigen Zopf dispensirt. Der Puder war erst seit zwei Jahren in der Armee des Fürsten von X. abgeschafft; Spötter sagten: weil die Mehlwürmer einen Soldaten mit Haut und Haar aus der Montur herausgefressen hatten; wenigstens

fand man eines Morgens in dessen Quartier die leere Uniform, der Mann aber war verschwunden.

Schon diese Züge verrathen, daß der regierende Fürst von X.** zu den hohen Herren gehörte, für welche die Zeit seit dem Beginn der großen französischen Revolution völlig still gestanden hatte. Es war unmöglich, ihm irgend etwas begreiflich zu machen, das einem Fortschritt nur ähnlich sah. Er betrachtete Land und Leute als das ihm von Gott verliehene Eigenthum, und da er eben so sehr die althergebrachten Rechte Anderer ehrte, als er starr an den seinigen hielt, so war ihm die Mediation seines Nachbarn, des vormaligen Reichsritters Freiherrn von Kranichfels, ebenso ungelegen als unbegreiflich. Er würde ihm factisch die angestammte Landeshoheit unverkürzt gelassen haben, hätte nicht ein alter Jagd- und Grenzprozeß, der schon seit hundert Jahren vor dem Reichskammergerichte in Wetzlar schwebte und bis zu diesem Augenblick noch nicht entschieden ist, fortwährende Reibungen zwischen den beiden Grenznachbarn, eine gegenseitige Bitterkeit und Spannung hervorgebracht, die durch den starren Stolz des alten Freiherrn, der stets fortfuhr, die große Veränderung in der politischen Stellung Beider gegen einander zu ignoriren, diese Entfremdung noch unheilbarer gemacht.

Um die Regierung des Ländchens bekümmerte sich der Fürst wenig; diese überließ er mehr seinen Räthen

und Kollegien; da er aber sehr neugierig, von allen Privatverhältnissen seiner Beamten und der Unterthanen, so weit seine unmittelbaren Beziehungen reichten, Notiz zu nehmen, übrigens auch auf Favorite, wie im Amalienbade sehr zugänglich war: so war die natürliche Folge davon, daß er oft aus Privatrücksichten durch Kabinetsbefehle eingriff, um mit einem Schlage alle Kombinationen und jahrelange Protectionen der Vetterschaft dieses oder jenes einflußreichen Mannes zu zerstören. Auch Kabinetsjustiz erlaubte er sich, wenn seinem einfachen, geraden Rechtssinn eine Entscheidung seiner Justizkollegien ungerecht oder unbillig erschien. Es war aber nicht immer Gerechtigkeit damit verbunden, trotz des guten Willens nur gerecht zu regieren, denn wer sich an ihn zuerst wendete und seine Sache nur mit einiger Gewandtheit vorzutragen wußte, behielt in seinen Augen immer Recht, und weil er sich darüber augenblicklich aussprach, so konnte der gute Herr schon um der leidigen Konsequenz willen den andern Theil nicht einmal anhören, geschweige denn ihm Recht geben.

Am bedenklichsten aber waren seine Eingriffe in Finanzangelegenheiten des Staates. Das Vermögen seiner Unterthanen pflegte er stets als das seinige zu betrachten. Er nannte das mit einem Ausdruck des römischen Rechts: „dominium eminens“, und wollte sich in dieser Hinsicht auch nicht die geringste Einschränkung von seinen Land-

ständen erlauben lassen, die seit undenklichen Zeiten kein anderes ständisches Recht geübt hatten, als zu allen Propositionen der Regierung stets „Ja" zu sagen. So oft er sich daher in Finanzverlegenheit befand, und das war fast immer der Fall, so war ihm der Staatsdiener der liebste, der eine neue verdeckte Erhöhung der Steuern ihm vorschlagen konnte. Auch hatte das Wild und der Forstmann mehr Recht als der Bauer, der etwa ein Stück Wildpret erlegt hatte zum Schutz seiner Aecker, oder der Arme, der ein Stückchen Holz abgehauen hatte, um sich im Winter zu erwärmen. Unter allen Verbrechen war nach alten Landesordnungen das schwerste: die Wilddieberei; dann erst kamen Raub, Mord und Brand im Strafmaß des Kriminalcodex; und Jagd- und Forstbedienten hatten das Recht, Wild- und Holzdiebe ohne Umstände todt zu schießen, wenn diese auf der That ertappt Miene zur Flucht oder Gegenwehr machten.

Gleichwohl war der Fürst bei dem Volke beliebt durch seine Leutseligkeit, womit er besonders auf dem Amalienbade, oder wenn er auf seinem Jagdschlosse die Beschwerden der Unterthanen anhörte. Dann pflegte er sogleich Abhülfe zu versprechen, wenn es sich irgend thun lasse, schimpfte auch wohl auf die Beamten, denen er alle Schuld der Bedrückung beimaß, und erkundigte sich theilnehmend nach Frau und Kindern der Beschwerdeführenden, oder nach dem Befinden des Viehs oder dem

Stande der Saaten. Darauf wurden die guten Leute gewöhnlich redselig, erzählten die kleinsten Familienereignisse, von Krankheiten, Wochenbetten und Viehsterben, und vergaßen darüber die Hauptsache. Blieb es auch Alles beim Alten, so hieß es doch im ganzen Lande, unser gnädigster Fürst ist doch halt ein gar zu guter Herr. Er reitet zwar unsere Saaten nieder, um einen Hasen zu hetzen, aber bezahlt auch den Schaden fürstlich; seine Amtleute ziehen uns zwar das Fell über die Ohren, aber der Herr braucht auch Geld, und dafür sind wir Unterthanen, daß wir zahlen und uns placken und scheeren lassen müssen; und wenn der gnädigste Herr mit unsern Frauen und Töchtern schön thut, na, so müssen wir's uns halt für 'ne Ehre schätzen, wenn so ein hoher Herr gegen uns arme Leute so herablassend zu sein geruht.

Nicht mehr trat diese wahrhaft kindliche Naivetät der legalen Unterthanen des Fürsten von X.** hervor, als wenn derselbe im grünen Jagdkollet, mit gelbgekollerten Lederhosen, steifen Stiefeln und Jagdmütze auf dem erhöhten Halbrondel vor seinem Pavillon saß und seinen linken Arm um eine schlanke, blasse Mädchengestalt von schönen, leidenden Gesichtszügen geschlungen hatte, während er, aus einem großen Meerschaum-Pfeifenkopf rauchend, bläuliche Dampfwolken in die Luft blies und in gedankenloser Behaglichkeit auf die treffliche Musik sei-

ner Kapelle lauschte. Dann pflegten unten in ehrerbietiger Entfernung, mit abgenommenen Hüten und Pudelmützen, die ehrlichen Bauern von den nächsten Dörfern und einige Bürger zu stehen und einander blinzelnd zuzuflüstern: Schaut, Gevatter, unsern gnädigsten Herrn und seine Liebste, wie glücklich die sind; na, wir gönnen's ihm von Herzen, dafür ist er auch unser gnädigster Herr, dem Alles frei steht und erlaubt ist."

Daß die Fürstin, seine Gemahlin, darüber im Auslande lebend verkümmerte; daß der erste Hofprediger die so rührend schöne, einst so unschuldige Gastwirthstochter beredet hatte: daß es Kindespflicht für sie sei, und ihr einst im Himmel gut geschrieben werden würde, wenn sie ihre Eltern durch Annahme der fürstlichen Propositionen vom Bankerott und Untergange retten würde; daß die arme Mariane hinsiecht über dieses ungeheuere Opfer von Ehre und Tugend zu Gunsten der Kindespflicht, wozu man sie von allen Seiten beredet und bestürmt hatte; daß auch noch ein blutiges Opfer der Liebe hinzugekommen war, indem ein junger reisender Kaufmann, der sie heimlich liebte, und nun, nachdem er sich etablirt hatte, nach X. zurückkehrte, um ihr Hand und Herz anzubieten, dann aber, als er auf die Erkundigung, wo sich Mariane befinde, zur Antwort erhielt: Auf dem Amalienbade, und er sie nun dort in der Umarmung des Fürsten erblickte und durch einen Pistolen-

schuß im nächsten Wäldchen sein Leben endete; daß darüber Marianens Herz gebrochen war, so daß sie nach zwei Jahren starb und ein frisch blühendes, schönes Bauermädchen ihren Platz einnahm — das waren Alles in den Augen der loyalen Bevölkerung von X. nicht mehr als kleine Unannehmlichkeiten, die man aber doch dem gnädigsten Herrn nicht hoch anrechnete, weil — — nun, weil er der regierende Herr war, dem ja Alles erlaubt sein mußte, weil er nach den Lehren, die jedes Kind schon in der Schule mit den religiösen Lehren des Katechismus empfing, ein regierender Fürst über dem Gesetze stand, der von seinem Thun und Lassen Niemandem als einst dem Könige der Könige Rechenschaft schuldig sein würde.

Hier war also gleichsam das Eldorado des legitimistischen Prinzips; Volk und Fürst waren einig, weil der Fürst das Volk als sein Eigenthum betrachtete, und dieses nicht daran zweifelte, daß Gottes Gnade ihm den angestammten Fürsten gegeben habe, um ihm zu dienen und sich von ihm nach dessen Belieben beherrschen zu lassen. Man sah das für ein eben so natürliches Verhältniß an, als das des Vaters zu seinen Kindern; nannte den Fürsten ehrfurchtsvoll Landesherrn und voll Vertrauen Landesvater, und wen dessen Hand züchtigte, der murrte nicht, denn es war ja auch dieselbe väterliche

Hand, die Gaben der Liebe und des Wohlwollens austheilte.

Wer die alte, gute Zeit noch kennt, der wird wissen, daß es solche patriarchalische Verhältnisse zwischen Fürst und Volk in Deutschland in kleinern Staaten noch gab, als längst schon die Macht der Aufklärung und das Gefühl der ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte um sich gegriffen und den sogenannten Liberalismus erzeugt hatte.

Mitten in dieses naive Hof- und Volksleben hinein, war nun der Erbe von Kranichfels gekommen mit seinem blasirten Wesen und seinen modernaristokratischen Welt- und Lebensansichten. Der regierende Fürst hatte den Erben seines reichen Standesherrn mit Auszeichnung aufgenommen, die bald in jene cordiale Herzlichkeit überging, welche dem alten Herrn so eigen war.

Graf Stephan begriff sogleich, daß hier ein Feld für Reactionen in seinem Sinne offen stehe. Hier galt es nur die vorliegenden Elemente seines Systems von Geburtsvorrechten zu moderniſiren. Und der Fürst, der wohl fühlte, daß er in gewohnter Behaglichkeit hinter seiner Zeit zurückgeblieben war, fühlte sich durch Anwesenheit eines so reichen, jungen Edelmannes, der die Welt gesehen hatte, an seinem Hofe geschmeichelt, und ernannte ihn zum Kammerherrn und Assessor seines Geheimrathskollegiums.

Mit dieser Würde bekleidet kehrte am Abend des Präsentationstages Graf Stephan nach Kranichfels zurück, und erzählte lachend seinem Privatsecretair und Gesellschafter von den kleinstädtischen Verhältnissen und Gesinnungen, die er dort angetroffen habe. Dann gab er seine Befehle zu einer neuen Einrichtung im Sinne des eleganten und vornehmen Lebens, das er in X. wie in Kranichfels einzuführen gedachte.

Es war ein Jahr später. Keine Macht ist gebieterischer, als die der Mode; wo sie einmal auftaucht, gewinnt sie bald die Herrschaft. Sie trägt die Farbe der Bildung und unterjocht die Vernunft. Sie herrscht um so mächtiger, je länger man sich ihrem Zepter entzogen hat. Man sieht das in kleinen Städten. Das Modejournal ist das Orakel in jedem Hause, aber es bringt nur Uebertreibung. Verirrt sich einmal eine Mode aus einer großen Residenz dorthin, so wird sie bald allgemein herrschend, und es kommt gar nicht darauf an, damit ein Jahr zu spät zu erscheinen.

So im Privatleben, so im öffentlichen Leben kleiner Städte und Staaten. Am Hofe und im Ländchen X. und auf Kranichfels war Alles modernisirt. Das Beispiel und die Anregung des eleganten Grafen Stephan hatte den Fürsten mit einem glänzenden Hofstaat umgeben. Das Volk wurde mehr fern gehalten und murrte

im Stillen; doch blieb es gehorsam und unterwürfig, denn die moderne Aufklärung mit ihrem Drängen nach Verfassung, Preßfreiheit und Emancipation war noch nicht in dieses Ländchen gedrungen. Die Maitresse wurde, nachdem sie der Fürst geadelt hatte, an den alten Marquis de boeuf auf Kallenfels verheirathet, mit der Bedingung, daß auf die Trauung die durch die Gnade des Fürsten ausgesprochene Ehescheidung folge. Diesem Spiel mit dem Heiligsten, um frivole Zwecke ohne Aergerniß (ungeheure Ironie) zu erreichen, war dem Marquis de boeuf durch eine Gnadenpension angenehm gemacht; auch hatte er einige Fonds erhalten, um sich bei der Spielbank auf dem Amalienbade, die auf die großartigste Weise wieder eröffnet worden war, zeigen zu können. Reiche Engländer und andre Cavaliere hatten sich auf besondere Einladung des Grafen Stephan dorthin begeben; dieses kleine Bad war in die Mode gekommen. Es bildete sich dort gleichsam ein Kongreß der Repräsentanten moderner Aristokratie, welche den Hof des Fürsten von X. mit einem früher nie gesehenen Glanz erfüllte.

Das vormalige Bauermädchen, das mit der dem weiblichen Geschlechte eigenen Leichtigkeit sich die Manier einer Weltdame angeeignet hatte, war nun als Frau Marquise hoffähig geworden, und machte, von einigen altadligen Damen unterstützt, die Honneurs am fürstlichen Hofe. Aus den Gutsbesitzern und Domainenpächtern der

Umgegend hatte Graf Stephan britische Sportsman gemacht. Englische Vollblutpferde verdrängten die deutschen Klepper. Ein Jagdverein nebst allem Zubehör für die Parforcejagd, selbst einer elegant logirten Hundekolonie unter dem Kommando eines englischen Hounds-Man, störte jetzt die poetische Einsamkeit einer der schönsten Gartenparthien von Kallenfels. Es war Herbst; die Felder waren leer und die Reihe der eines Cavaliers würdigen Unterhaltungen sollte mit einem Wettrennen eröffnet werden.

„Nun mein Herr Protector der materiellen Interessen des Volks," fragte der Erbgraf spöttelnd seinen Gesellschafter und Geheimschreiber Johannes, in Gegenwart von mehreren Cavalieren, die schon seit einer Stunde von nichts als Pferden, Mädchen und Hunden gesprochen hatten, „endlich wird man doch das Glück haben, sich Ihrer Zustimmung erfreuen zu dürfen. Diese Wettrennen sind, das werden Sie zugeben müssen, ein souveraines Mittel, die Pferdezucht zu veredeln."

„Zu verderben, mit Erlaubniß, Herr Graf," entgegnete Johannes im Tone der Bescheidenheit, aber mit der männlichen Festigkeit und Ruhe, womit er seine innerste Ueberzeugung auszusprechen pflegte, „denn die Pferdezüchter werden dadurch verleitet, Alles anzuwenden, um jene hochbeinig-schnellfüßige Race zu erzielen, die weder die Arbeitspferde, noch die Gebrauchspferde für den Civil- oder Militairstand veredelt. Diese Wettren-

nen sind weiter nichts als aristokratische Thierquälereien zur Begünstigung eines großen Hazardspiels. Ein solches Rennpferd ist zu nichts auf der Welt weiter zu gebrauchen, als einen abgemagerten kleinen Jokai durch die Lüfte sausen zu lassen. Sie sind nicht einmal angenehme Reit- oder Jagdpferde. Viele derselben werden schon im zweiten oder dritten Jahre auf den Trainir-Anstalten zu Grunde gerichtet."

Dieser letzte Grund schien einzuschlagen, um alles Vorhergehende in Vergessenheit zu bringen.

„Wie, zu Grunde gerichtet?" rief der Baron von Hippel, ein sehr hübscher, eleganter, junger Mann, dessen wohlgepflegter Bart die trefflichste Erziehung genossen hatte; „auf Ehre, ich glaube der Herr da hat recht, obgleich er begreiflich die Sache nicht von dem Standpunkt eines Cavaliers aus betrachten kann. Von Thierquälerei kann durchaus hier nicht die Rede sein; ein Vollblutrenner ist durchaus kein Thier im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern ist eine höhere Gattung von Geschöpfen, eben so erhoben über die niedere Thierwelt durch Abstammung und reines Blut, wie der Edelmann über die bürgerliche Menschenwelt. Und deshalb finde ich es durchaus unmoralisch, daß man jene edlen Rennpferde durch Schläge antreibt. Schläge gebühren nur dem Hunde, den britischen Soldaten und allenfalls Gefangenen während der Untersuchung, um sie durch Prü-

gel zu dem Bekenntniß einer Schuld zu bringen, die sie vielleicht nicht begangen haben, nicht aber einem edlen Vollblutpferde, dessen Ehrgefühl dadurch lädirt wird. Ich werde im nächsten Jokai-Klubb die Motion machen, daß man die Pferde allein laufen lasse, wie auf dem Corso von Neapel und Rom, oder daß wenigstens der Groom, der sie reitet, weder Peitsche noch Sporen führen darf. Das Point d'honneur dieser edlen Race darf durchaus nicht unterdrückt werden, und ich wette tausend Guineen gegen Ihren Wallace, mein lieber Graf, daß bei echtem Vollblute das Ehrgefühl allein hinreichen wird, um die edlen Renner zu der äußersten Anstrengung anzufeuern."

„Der Meinung bin ich auch," rief Johannes lebhaft, „doch nur aus Gründen der Menschlichkeit."

„Es giebt Pferde von großer Kraft und Schnelligkeit," bemerkte einer der Sportsman, indem er die Asche seiner Cigarre an den hohen Stiefelabsätzen ausklopfte.

„Eine Kraft, die der Peitsche bedarf, hat keinen Werth," entgegnete Johannes, „sie ist die Eigenschaft einer gemeinen Natur."

„Yes, Sir," entgegnete der Engländer, „das heißt, insofern von Pferden die Rede ist."

Darüber entspann sich eine lebhafte Diskussion unter den anwesenden Cavalieren, die wir nicht weiter verfolgen wollen. Das Ende derselben war, daß beschlossen

wurde, dem ersten Sieger im Rennen mit Vollblutpferden eine Reitpeitsche als Preis zuzuerkennen.

„Ungeheure Ironie," rief Johannes, „der Sieger, das Pferd, wird wenig dadurch erfreut werden, wenn es durch seine Schnellfüßigkeit dem Herrn das Strafinstrument gewinnt, womit es sich sehr schlecht belohnt fühlen wird."

„Mein lieber Johannes," antwortete der Graf mit blasirtem Lächeln. „Man hört es dieser Bemerkung an, daß Sie nichts verstehen von unsern noblen Passionen. Der edelste Renner besitzt durch seine hohe Geburt nichts als Naturgaben, diese aber werden durch eine feine Erziehung in den Trainiranstalten erst entwickelt, und durch die Geschicklichkeit des Jokai im rechten Moment geweckt. Sie sehen also, mein Herr, daß eigentlich der Jokai der Sieger ist, und da dieser nur im Dienste seines Herrn arbeitet, so ist er der Herr des Pferdes und des Jokai, dem allein die Ehre des Sieges und der Siegerpreis zusteht."

„Verstehe," antwortete Johannes mit tiefer Ironie, „es ist gerade derselbe Fall, wie er im Leben oft vorkommt, daß Ehre, Anerkennung und Belohnung für die Arbeiten der Subalternen dem höher Stehenden, für welchen die Arbeit gemacht wird, zu Gute kommen."

„Ganz recht," entgegnete der Graf Stephan ernsthaft, „vorausgesetzt, daß dieser Hochstehende, der Personen geringeren Standes für sich arbeiten läßt, von gu-

tem Hause ist, denn sonst finde ich es in der That unrecht; hat einmal ein Bürgerlicher das horrende Glück gehabt, sich durch weiter nichts, als sogenannte Meriten um den Staat zu den höchsten Stellen im Militair oder Civil aufzuschwingen, so ist er schon über alle Gebühr durch solche Erhebung für seine Applikation belohnt, und mag dann selbst arbeiten, wie Adam, als er aus dem Paradiese vertrieben wurde, denn dieser kann unmöglich ein Edelmann gewesen sein, sonst würde der Herr ihm nicht gesagt haben: „im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen."

„Ich wage nicht zu widersprechen, Herr Graf, da ich mich zu der Erhabenheit Ihrer Ansichten nicht aufzuschwingen weiß; indeß bitte ich mir die Erscheinung im heutigen Staatsleben zu erklären, daß die am höchsten gestellten Beamten, namentlich die Minister in vielen Staaten, selbst wenn sie aus dem Adel gewählt sind, Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, hoher Bildung und nicht zu ermüdender Thätigkeit zu sein pflegen. Es scheint mir daher in der That, daß die Gebildetsten im modernen Adel es einsehen, daß wir in Zeiten leben, in welchen nur das Verdienst, nicht blos die Geburt zu Ehre, Einfluß und Ansehen führen."

„Leider, lieber Johannes," entgegnete der Graf von Wehmuth durchdrungen, „und das ist auch so ein Produkt des leidigen Zeitgeistes, soll das Verdienst allein be-

rechtigen, um die höchsten Ehrenämter zu erlangen und selbst bis zu den Stufen des Thrones vorzudringen. Welche Herabsetzung für den Geburtsadel? Wohlan denn, vertheidigen wir das historische Recht desselben mit allen Mitteln der Klugheit und Beharrlichkeit; wir befinden uns der sogenannten Aufklärung gegenüber fast in derselben Lage, wie die Jesuiten, die Hierarchie und die Perrückenmacher, die durch den Zeitgeist ihre Stellung und ihren Einfluß verloren haben; unter diesen Umständen wird der Zweck jedes Mittel heiligen. Wie die Perrúquiers in Paris anfangen die Haare zu färben, um Kahlköpfe zu machen, damit ihre Perrückenzeit wieder die herrschende werde; wie sie suchen die reizendsten jungen Modedamen, denen Alles kleidet, für den Puder zu gewinnen; wie die Jesuiten, theils unter andern Namen, theils unter dem Vorwande die Jugenderziehung zu übernehmen, sich hier und da wieder einnisten in verschiedenen Staaten, so soll auch der Adel, wo es immer die Verhältnisse zulassen wollen, sich sein Eldorado schaffen. Ich habe aus innerster Ueberzeugung die Mission übernommen, im Fürstenthum X. eine Aristokratie zu bilden, wie sie bald dem ganzen übrigen Deutschlande zum Vorbilde dienen wird. Aber, meine Freunde," so wendete er sich zu den übrigen Gentlemans, die indeß dem Portwein und Rostbeef mit noch blutendem Beefsteaks, welche der englische Koch des Grafen very deli-

cious bereitet hatte, den Tod geschworen zu haben schienen, „ich schlage vor, zur Tagesordnung überzugehen und die Rennbahn abstecken zu lassen, sodann für die Bahn mit Hindernissen das schwierigste Terrain auszumitteln.“

„Yes, Sir,“ entgegnete trocken ein Engländer mit ellenlangen Gesichtszügen, „ich aber mache die Motion: erstlich, daß die Hindernisse von der Art sein müssen, daß Mann und Roß entweder das Genick brechen können, denn ein Kirchthurmrennen, bei welchem keine Seele den Hals bricht, bringt keine Ehre; und zweitens, daß Niemand sich unterfange einem Gestürzten wieder aufzuhelfen, denn es bleibt doch immer ein möglicher Fall, daß ein Gestürzter sich recolligirt und noch den Preis gewinnt. Man kennt ja den Fall in England, wo ein solcher Geretteter seinen Retter mit Vorwürfen überhäufte und dann noch dazu ihn auf Entschädigung verklagte.“

Der Tag des Wettrennens war endlich gekommen. Die Rennbahn auf dem Blachfelde von Kranichfels war abgesteckt. Die Distance-Pfähle sah man, so weit das Auge reichte auf dem in sanfter Wellenform sich dahin ziehenden Terrain. Im Vordergrunde befanden sich die Anstalten für das Committee, die Schiedsrichter und die Tribüne für die Zuschauer.

Graf Stephan war natürlich Präsident des Committee, das aus den angesehensten Sportmans und Pferdezüchtern auf fünfzig Meilen weit in der Runde bestand. Wenn wir sagen: angesehen, so versteht es sich von selbst, daß damit Namen bezeichnet werden, die Klang und Gewicht haben in der exclusiven Welt, als der regierende Herzog von N., der sich durch seinen Oberstallmeister vertreten ließ, Lord B., Graf R., Baron von R.

„Gut," sprach der Graf halb leise, als er die Liste so erlauchter Namen überflog, „so hätten wir wenigstens das Committee rein erhalten, obgleich sich der Verein der Pferdezüchter ohne reiches Bürgerblut nicht komponiren ließ. Es ist in der That empörend, daß wir jetzt oft über die Hälfte der Rittergüter in bürgerlichen Händen sehen. Warum werden solche Käufe nicht eben so gut vom Gesetz für ungültig erklärt, als in gewissen Staaten die der Juden? Das Auskunftsmittel, das man neuerlich in einem großen Staate getroffen hat, die bürgerlichen Gutsbesitzer zu nobilitiren, ist eine neue Herabsetzung unseres Standes. Doch wir sind zur Stelle; nehmen wir die Anstalten in Augenschein."

Zuerst fiel der Blick auf ein seltsames Gerüst, das Franziska schon verspottet hatte, als ihr Graf Stephan eine Stunde früher auf einem Spazierritt die vollendeten Anlagen zeigte.

„Das ist allem Anschein nach ein Galgen?" fragte

sie, „wozu das? Ohne Zweifel, um die Jokai's hinein zu hängen zur Bestrafung ihrer methodischen Thierquälerei.“

„Die Jokai's allerdings,“ entgegnete der Graf sehr ernsthaft, „aber nur um sie zu wägen und denen, die zu leicht befunden werden, die Taschen mit Steinen oder Bleigewichten zu füllen, bis sie das Normalgewicht haben.“

„Das muß ein komischer Anblick sein,“ lachte Franziska, „diese kleinen Affen mit ihren Blousen und Aermeln von verschiedenen Farben; sehen sie nicht gerade aus, wie die sogenannten Hampelmänner, womit die Kinder spielen; wie werden sie zappeln, diese armen Dinger, wenn sie gewogen werden auf der Waage des Gerechten. Werden denn die Herren nicht gewogen?“

„Zum Herrnreiten, allerdings . . .“

„Nun dann werden gewiß viele zu leicht gefunden werden.“

„Im Gegentheil, Franziska, zu schwer.“

„Das wundert mich.“

„Warum?“

„Nun, in jeder andern Beziehung, als der körperlichen.“

„Du bist boshaft, kleiner Kobold.“

„Und Sie sind gutmüthig, Sie großer Herr.“

„Weshalb?“

„Weil Sie im Ernst zu glauben scheinen, daß man

über diese Anstalten und die ganze Farce nicht lachen wird."

„Wie so?"

„Ich werde Sie später auf die Lächerlichkeit aufmerksam machen; jetzt z. B., was bedeuten diese beiden Habichtsfallen auf hohen Pfählen, gerade gegen einander über?

„In jede derselben wird ein Cavalier gesetzt."

„Ei, das muß sehr niedlich sein, einen solchen Raubvogel, der schon manches unschuldige Gänschen von der Weide der Bauerdirnen geholt, manches Täubchen, das Muttersöhnchen aus dem Neste, am grünen Tische gerupft hat, in diesem Käfig sitzen zu sehen. Geschieht das, um diese Vögel für Geld sehen zu lassen?"

„Aber, Boshafte, das sind ja die Schiedsrichter, die durch jenes Visir sehend, bestimmen, welche Pferdenase zuerst das durch eine imaginaire Linie bezeichnete Ziel passirt ist und damit den Preis gewonnen hat."

„Ei, das ist ja höchst interessant, eine siegende Pferdenase, welche sublime Idee! Und da dieses bunt angestrichene Drillhäuschen, das aussieht, als sei es für Zöllner und Sünder dahin gebaut?"

„Das ist das Büreau des Committee, Du wirst dort Deinen Bruder Johannes das Protokoll führen sehen."

„Ach der arme Johannes, welche Thorheiten wirst Du zu protokolliren haben?"

„Mädchen, Du wirst unartig.“

„Nun gut, Erlaucht, so will ich Pferdetugenden sagen, wenn's beliebt.“

„So ist es recht. Indeß im vollen Ernst, Du wirst sehen, welche wichtige Ereignisse bei einem solchen Rennen es zu protokolliren geben wird.

„Zum Beispiel?“

„Ich verweise Dich auf das Protokoll vom heutigen Rennen; Du wirst Wunder über Wunder sehen.“

„Ja,“ sprach die kleine Franziska ironisch, „ich werde mich ohne Zweifel sehr wundern über das, was ich hören und sehen werde.“

Endlich waren die Vorbereitungen beendigt. Schon einige Tage vorher waren große Wagen, deren Kasten aus vier hohen Wänden bestanden, auf Druckfedern ruhend und von vier Postpferden gezogen, auf Kranichfels angekommen. Man glaubte allgemein, daß eine Menagerie von ausländischen Thieren im Anzuge sei, allein es war nur die Erscheinung gnädiger Herren Pferde, die schon wegen ihres hohen Ranges nicht zu Fuß gehen durften. Nichts war schwerer dem geraden schlichten Verstande des Freiherrn begreiflich zu machen, als daß ein Rennpferd, um laufen zu können, das Gehen verlernen müsse. Sein alter Husarensinn widerstrebte der modernen Erfindung solcher Pferde-Equipagen und meinte,

ein solches Thier, wenn es zwanzig bis dreißig Meilen mit Extrapost gefahren werde, müsse bocksteif sein.

„Das werden diese edlen Rosse auch, gnädigster Herr Oheim," entgegnete Graf Stephan. „Indeß hat die Kunst Mittel dagegen; man frottirt sie sechs Stunden lang, man mißt ihnen das Wasser schluckweise zu; man hüllt sie in Decken, wäscht die Fesselgelenke mit Rum, Madera und Portwein, und läßt sie hungern, damit der Leib schlank werde, wie der eines Gardefähnrichs und trainirt sie einige Tage im leichten Jagdgalopp auf der Rennbahn."

Acht oder zehn so vorbereitete edle Pferde sah man jetzt eine Stunde vor dem Beginn des Rennens an der Stelle des Auslaufens versammelt. Es war in der That schier zu erkennen, daß es Pferde waren, was man da vor sich sah. Ein Kaufmann würde es für in Decken und Matten sorgfältig verpackte Kollis gehalten haben, die indeß, weil sie einige Bewegungen zeigten, seltsam behext gewesen sein mußten. Bei genauerer Beobachtung erkannte man wohl so ungefähr die Umrisse eines Pferdes, dessen dünne Beine, besonders die Fesselgelenke, ebenfalls mit Binden umwickelt waren.

Um jedes dieser Pferdepackete hatte sich eine Anzahl Herren versammelt, die meistens Stulpstiefeln mit Sporen, einen Jagdfrack und an der Kappe oder dem Hute

Zettel trugen, worauf ihnen bezeugt war, daß sie zum Verein gehörten. Einige derselben hatten Brieftafeln in der Hand, in welche die Wetten notirt wurden. Alles war still; man hörte nur einzelne Worte, als: „hundert Pfund für die Hekate gegen den Grosvenor!" „Angenommen," entgegnete ein anderer deutscher Gentleman trocken, „ich setze eben so viel auf den Grosvenor gegen die Hekate!" „Sind Sie toll, Freund? Betrachten Sie diese mächtigen Sprunggelenke, diese langen Fesseln, diese feurigen Nüstern der Hekate!" „Was gehen mich Nasen und Beine an? ich halte mich an die Genealogie, welche das Studbook bringt. Grosvenor ist ein Urenkel väterlicher Seits von der Eklipse."

„Ha, die Eklipse, das famoseste Rennpferd, das jemals die Rennbahn von Hydemarket durchmessen hat, der Sturmwind war nichts gegen seine Schnelle; auch ich wette 500 auf den Grosvenor!" so rief eine andere Stimme und schloß mit der gewichtvollen Frage: „Wer hält?"

Das Zauberwort Eklipse hätte alle Bedenklichkeiten und Zweifel beseitigt, die aus dem minder günstigen Bau ihres erlauchten Abkömmlings hervorgegangen waren, da rief einer, der indeß mit großer Aufmerksamkeit die ganze Genealogie des Grosvenor durchgegangen war, mit Pathos aus: „Bei Sanct Hippokrates (er wußte nämlich aus der hippologischen Zeitung, daß ἵππος

(Hippos) ein Pferd heißt, und glaubte daher, daß Hippokrates, der Schutzheilige der Pferde sei, die Gelehrsamkeit dieser Hippologen steigt oft ins Pyramidale!), ich wette 1200 auf die Hekate, gegen den Grosvenor!"

„Ich halte, aber was kann Sie bewegen, Graf, daß Sie, ein so gelehrter Hippolog, die historische Thatsache jener Abstammung ignoriren wollen?"

„Die Wette ist gemacht und Rückzug gilt nicht mehr ...."

„Mein Herr, ich bin ein Mann von Ehre, der nie sein Wort zurückzieht."

„Ich zweifle nicht daran, indeß wäre ich begierig, die Gründe zu einer so abnormen Wette zu hören."

„Ein Mann von Grundsätzen handelt nie ohne Gründe, vernehmen Sie die meinigen. Der Grosvenor stammt aus der Helena vom Robbin; beide aber sind vom Blackwell geschlagen, der bekanntlich der Vater der Hekate war."

„Es ist wahr, ich erstaune."

„Nun hier haben wir ein Phänomen, und ich conjecturire, daß das Blut der Eklipse von der Tochter des Blackwell aus der Mary geschlagen werden wird."

„Ich fühle mich geschlagen durch dieses Argument und biete Reukauf."

„Nichts davon, Sir! Das Ganze oder Nichts."

Während die Gewichte der Reiter und Sattel auf

das Normalmaß gebracht und ausgeglichen wurden, herrschte bei allen Theilnehmern am Rennen, sei es durch Wetten oder den Besitz von Rennpferden, eine Spannung und stille Geschäftigkeit, die höchst peinigend auf alle die vielen Tausend Zuschauer zurückwirkte, die im brennenden Sonnenschein, bei stundenlangem Warten vor langer Weile fast vergingen.

Für diese Zuschauer war auf eine merkwürdig zweckmäßige Weise gesorgt. Während die linke Seite der Rennbahn ausdrücklich für die Actionaire des Rennvereins reservirt war, sah man die rechte Seite der Bahn auf eine ziemliche Strecke hinaus mit einer mannshohen Barrière von Bretern verschlagen. Etwa dreißig Schritte dahinter befand sich eine auf Stufen erhöhte Estrade für die Zuschauer, die Einladungsbillets erhalten hatten. Auf dem dazwischen liegenden Raum konnte man natürlich nichts sehen und dieser war daher leer. Das war eben die Absicht des Committee, welcher das Rennen angeordnet hatte; es sollten die Zuschauer von der Rennbahn so fern gehalten werden als möglich, um die Pferde nicht zu irritiren. Daß aber durch diese Barrière den auf der Estrade Sitzenden, jede Aussicht verbaut war, kam hier durchaus nicht in Betracht, denn das Publikum war hier nur die sehr ungern geduldete Parthei, deren Anwesenheit unter der Würde jeder Beachtung mehr als störend, wie fördernd angesehen wurde. Höchstens konnte

man dieſe Populace als eine Imitation von Heymarket bei London betrachten, und in ſofern dulden. Uebrigens fehlten die Equipagen, die Livree und die Gentlemans auf ihren langhalſigen Jagdpferden, die in England einem ſolchen Rennen eigentlich erſt das glänzende Relief geben.

„Erbärmliches Deutſchland,“ ſeufzte Graf Stephan, als er dieſen Mangel bemerkte, „nicht einmal ein nobles Rennen kann hier mit einigem Glanz zu Stande gebracht werden!“

Und ſo geſchah denn ohne Zweifel dieſen Tauſenden von Zuſchauern aus den nicht in Betracht kommenden Mittelſtänden ganz recht, daß der Wind ihnen den Staub in's Geſicht trieb, daß die Sonne gegenüber ſie blendete und daß die Barrière, welche eine Unzahl von Menſchen aus den geringſten Ständen und Gaſſenbuben erklettert, und dadurch noch erhöht hatten, es durchaus unmöglich machte, das Geringſte vom Rennen zu ſehen. Weiter hinauf ſah man freilich die Rennbahn auf eine lange Strecke hinauf mit elenden Miethwagen oder mit noch viel baufälligern Filialkutſchen voll Menſchen beſetzt, und dann noch weiter hin ſtanden Bauern und andre geringe Leute, die wenig erbaut waren über ein Schauſpiel, das für ſtundenlanges Warten ſie nur durch einen Moment des Vorüberſauſens der Renner ſehr ungenügend entſchädigte.

Nicht viel beſſer erging es den Damen vom Hofe

und von der Haute-Volée, die sich in den beiden Pavillons befanden, welche in rothen, blauen und gelben Stoffen reichlich drapirt, in der Nähe des Platzes errichtet waren, von wo das Rennen ausgeht und wo das Ziel desselben war, nachdem die Rennbahn auf dem Blachfelde eine große Curve beschrieben hatte. Da fünf bis sechs verschiedene Rennen hinter einander ausgeführt wurden, die Vorbereitungen aber zu jedem Rennen wenigstens eine Stunde erforderten, und man hier gerade die Pferde nur im Moment des Ablaufens und im zweiten des Ankommens sehen konnte, so hatten selbst die begünstigsten Damen mehr als 100 Prozent Langeweile zu genießen, ehe ein Prozent Unterhaltung ihnen zufloß.

Die Katastrophe eines jeden Rennens entschädigte wenig für die Langeweile der Vorbereitungen. Nichts war bei allem Ernst und aller Wichtigkeit, womit die Sache behandelt wurde, komischer als diese mit vorgebogenem Oberleibe in den Bügeln stehenden Jokais, in deren rothen, gelben oder blauen Blousen, mit andersfarbigen Aermeln sich im Dahinjagen der Wind fing, so daß sie auf den langbeinigen windschnellen Rennpferden erschienen, wie Puck und seine Gesellen, die immerfort hämmerten auf die edlen Rosse, welche ihre letzten Kräfte anstrengten das Ziel zu erreichen. Der Sieger war weder Hekate noch der Grosvenor, sondern ein sehr gut gebautes Pferd, dessen Vollblut und Adel sehr in Zweifel

gezogen wurde. Es war ein schöner Dunkelschimmel eines jungen Cavallerieoffiziers. Das Pferd wurde von dem Bedienten desselben geritten, der schwerer war, als das Normalgewicht erforderte; demungeachtet siegte dieses schöne Thier ohne einen Schlag zu empfangen, mit Anmuth und Leichtigkeit und machte dadurch alle für so wichtig gehaltenen Kunstregeln des Sports zu nichte.

„Und das nennt man Amüsement!" rief Franziska, als Johannes, bei der wichtigen Beschäftigung, die ihm oblag, einige Augenblicke Zeit gewinnen konnte, ihr ein paar freundliche Worte zu sagen.

„Warum nicht?" entgegnete Johannes lächelnd, „man kann sich nicht nobler amüsiren, als wenn man sich mit Anstand ennüyirt; um diese Kunst zu erlernen oder zu üben, hat man ja alle jene Soiréen, Theesspirituels, Routs und Assembleen erfunden, die unser Salonleben zu wahren Schulen des guten Tons machen."

„Ach, Johannes," rief das wunderliche Mädchen, indem ihre heitere Spottlaune plötzlich in elegischen Schmerz überging, „was haben wir allen diesen Salonmenschen, diesen Vegetabilien einer künstlichen verschrobenen Welt gethan, daß sie uns hier überfallen in unserer poetischen Einsamkeit? Wie war es so still und gemüthlich auf Kranichfels, wie sinnig heiter in meinem Blumenstübchen, wie patriarchalisch ehrwürdig war unser gnädigster Herr in seinem alten Husarenpelz, im Groß-

vaterstuhle mit seinem Rauchgötzen, dem Meerschaumpfeifenkopf in der Hand, und was ist es nun? Meine Blumen habe ich hergeben müssen, um das Vestibül zu schmücken, wo langbeinige Bedientenklötze die Rose entblättern, die ich mit Liebe pflegte, und den armen Herrn haben sie aus seiner behaglichen Häuslichkeit vertrieben, haben ihn aus seinem Husarenpelz herauscomplimentirt und wie eine nackte Waldschnecke sitzt er da zur linken Hand des Fürsten, wie dieser, im schwarzen Frack mit dem kalten Ordensstern auf dem wohlwollenden Herzen, statt der Tabakspfeife, die einmal zu seiner Naturgeschichte gehört, mit der goldnen Tabatière in der Hand, und wer ist dieser Hexenmeister, der auf alle Seelen und Nichtseelen im Schloß seine alles überstürzende Gewalt zu üben weiß, — der da, der so eben den schönen Töchtern des Präsidenten von Moosbach eine Fleurette sagt."

Johannes Augen folgten den Blicken Franziska's und mit einem ironischen Lächeln sah er, wie in der mit Blumenfestons geschmückten Loge für die Damen vom Hofe sich eben eine glänzende Schönheit in reicher, fast überladener Toilette, mit rabenschwarzem Haar und brennenden Augen zu dem eleganten Reiter herabbeugte, der unter der Balustrade auf einem starkgebauten irländischen Jagdpferde hielt, um an dem Steeple-Chase oder Kirchthurmrennen auf der Bahn mit Hindernissen Theil

zu nehmen. Es war Graf Stephan, der so eben Fräulein Hulda, die eine der Töchter des Präsidenten von Arnoldi gebeten hatte, ihn als ihren Ritter zu weihen, indem nur ein Amulet aus der Hand einer so schönen Fee ihn sichern könne, daß er den Hals nicht breche. Und sie gab ihm ihre Busenschleife, die er mit dem Ausruf: la vie pour ma dame an die Brust steckte.

„Es scheint dem Grafen doch Ernst zu sein mit seiner Bewerbung um die Hand der schönen Hulda," bemerkte Franziska mit einem Blick, der Nachdenken verrieth.

„Denke nicht daran, liebe Franziska," entgegnete Johannes. „Er hat sich darüber gegen mich spöttelnd genug geäußert; der Präsident, sprach er, ist ein Mann von altem Schrot und Korn, von unbeugsamer Rechtlichkeit und treuer Ergebenheit für seinen Fürsten und besitzt dessen unbedingtes Vertrauen. Er ist aber ein Feind aller Neuerungen, besonders wenn sie die ohnehin schon derangirten Finanzen des Landes angreifen; er ist also auch Gegner der Reformen des fürstlichen Hofstaats, die ich in den Gang gebracht habe, und der Pensionen, Sinecuren und Gehaltserhöhungen, die ich für nothwendig hielt, um einigen alten Adelsfamilien aufzuhelfen und ihre nachgebornen Söhne auf Kosten des Staats zu versorgen; er widersetzt sich jeder Zurücksezzung verdienter und geschickter bürgerlicher Beamten, die

ich, wie sehr auch das Rechtsgefühl widerstreben mag, doch für unvermeidlich halte, um der so sehr gesunkenen Aristokratie dieses Landes aufzuhelfen; genug, er muß um jeden Preis gewonnen werden, wenn nicht alle meine Reformpläne scheitern sollen an dem Eigensinne dieses alten Eisenkopfes. Zum Glück hat er eine schwache Seite, eine wahre Affenliebe für seine schöne Tochter. Er könnte Alles opfern, ich glaube selbst das Heil seiner Seele, um seiner Hulda, die ihren Vater völlig beherrscht, eine glänzende Parthie zu verschaffen."

„Nun," fragte Franziska, „und der Graf will sich mit dieser Kokette verbinden, um den alten Präsidenten nach seiner Pfeife tanzen zu lassen?"

„Er will wenigstens sie hoffen lassen, daß er, wie er sich ausdrückt, Narr genug sei, sich zu mesalliiren; denn, fügte er hinzu, es ist doch offenbar eine Unmöglichkeit bei meinen Grundsätzen, daß ein Edelmann von reinem Blut sich mit so einem neugebackenen Adel vermähle, es sei denn eine Tochter des Baron Rothschild; solche Mesallianzen aus Finanzrücksichten gehören allerdings zu den noblen Spekulationen verschuldeter Cavaliere, ich bedarf dessen nicht; so schloß er und lachte über die Leichtgläubigkeit der Mädchen aus dem Bürgerstande, die gleich an die Heirath dächten, wenn ein Mann von Stande ihnen etwas in den Kopf setzt."

„Graf Stephan hat einen schlechten Charakter,"

entgegnete Franziska, erröthend vor Unwillen, „es giebt nichts Verächtlicheres als Vertrauen zu erregen, mit der Absicht, dieses Vertrauen zu täuschen; o, er hat es bei mir auch versucht, dieser Bösewicht! aber obgleich eine Stimme in meinem Herzen, wie die einer Schwester, für ihn spricht, so habe ich ihn doch auf den ersten Blick durchschauet und seine Liebkosungen zurückgewiesen."

„Du thatest wohl daran," entgegnete Johannes mit einem Blick voll Zärtlichkeit, der von einem Aufathmen der Freude, wenn man sich von einer schweren Sorge befreit sieht, begleitet war, „indeß, obgleich er mein Herz so oft verwundet, wenn er Dich zugleich wie ein Kind und mit der Zudringlichkeit eines Roué behandelte, so beurtheilst Du ihn doch zu hart; in der Tiefe seiner Seele bewahrt er noch sehr edle Züge; aber er schämt sich derselben, weil der Kreis seiner Ideen, Standesvorurtheile und Verbildung der modernen Civilisation alles rein Menschliche in ihm verdunkelt haben. Er ist nicht mehr und nicht weniger als hundert andere Cavaliere seines Ranges, welche glauben, daß das Volk nur geschaffen sei, ihren Zwecken oder ihrem Vergnügen zu dienen, und daß ein bürgerliches Mädchen es sich schon zur Ehre schätzen müsse, wenn ein Vollblut sich herablasse, sie durch leichtsinnige Vorspiegelungen unglücklich zu machen."

„O," rief Franziska, „was hat die Civilisation an der Menschheit verschuldet!"

„In ihren Verirrungen," entgegnete Johannes und zog sich zurück, denn in diesem Augenblick begann das Rennen mit Hindernissen und ein allgemeiner Aufbruch erfolgte, um auf der bequemen Landstraße Zeuge zu sein, wie ein halbes Dutzend Reiter Hals und Beine wagten und ihre Pferde abquälten, um ganz unnöthiger Weise über Hecken und Gräben zu setzen und so mit Gefahr und Mühe dasselbe Ziel zu erreichen, das auf der Landstraße ganz bequem jeder Karrengaul erreichen konnte.

„Närrische Welt," dachte Franziska, indem sie ihr silbergraues Limousiner Damenpferdchen bestieg, „wie erschwert sich der Mensch oft das Leben, indem er sich Hindernisse schafft, wo keine sind und unbesonnen auf den gefährlichsten Wegen sich fortstürzt, anstatt auf der geebneten Bahn der Vernunft."

Johannes war bald zu Pferde an ihrer Seite, und des Präsidenten Töchter fuhren in ihrer glänzenden Equipage vorüber. Alles wogte nach dem Dörfchen Z. zu, dessen Kirchthurm das ferne Ziel des heutigen Herrenreitens war.

Es gewährte allerdings ein Bild von freier Lust und heiterer Lebendigkeit dieses Dahinjagen über Feld und Wiesen und die ritterliche Kühnheit der Reiter, die Kraft und Gewandtheit der Pferde im Hinwegsetzen über die

aufgesuchten Hindernisse erregten Bewunderung und einen romantischen Aufschwung der Gefühle, hätte man nur die Stimme der gesunden Vernunft ein wenig zum Schweigen bringen können, die solche tollkühne halsbrecherische Künste ohne Noth und Zweck für unsinnig und gewissermaßen unmoralisch erklärte; denn Leben und Gesundheit standen dabei auf dem Spiele; es war daher diese Steeple-Chase der Versuch eines indirekten Selbstmordes.

Doch lassen wir solche philiströse Ideen auf sich beruhen, halten wir uns an die Thatsache.

Graf Stephan ritt einen herrlichen Lichtbraunen von irländischer Abkunft. Die übrigen Cavaliere auf ihren Jagdkleppern, deren Hauptschönheit in einer unvergleichlichen Magerkeit bestand, glichen zum Theil mehr oder weniger dem berühmten Ritter von der traurigen Gestalt. Lord B..., in seinem rothen, schlotternden Jagdrock, aufgetrocknet im bartlosen Gesicht gleich einer Mumie, saß in den kurzgeschnallten Bügeln mit hochaufgezogenen Knieen, wie ein Schneider in seiner Hülle. Baron von R.... auf seinem hirschhalsigen Forellenschimmel vereinigte sehr glücklich in seiner Figur den Vollblutbart eines französischen Modebildes mit der Jagdkleidung eines englischen Sportsman. Dem Grafen von R.... saß die angetrunkene Courage rubinroth auf der schönen Gegend einer hügelreichen rothen Nase. Ein Paar junge Cornets waren so eingepreßt in ihre hellblauen Husaren-

dolmans, daß man Mühe hatte den Zusammenhang des obern und untern Theils ihres Körpers zu erkennen. Die feinsten Damen mit ihren Wespentaillen waren Ungeheuer an Taillen gegen diese Junkertaillen, die der ganzen Armee Ehre machten.

Das Abreiten ging in guter Ordnung vor sich. Das Rennen im leichten Train de chasse wurde geführt durch die Arabella des Grafen Stephan, die als geübter Hunter (Jagdpferd) jedes Hinderniß mit Leichtigkeit überwand. Bei dem ersten zehn Fuß breiten Moorgraben refüsirte der Hyon des Lord B... mit einer Heftigkeit der Resistance, die Seine Lordschaft im Fluge über den Kopf des Pferdes hinweg in den Moorgraben warf. Das edle Jagdroß, klüger als sein Herr, lief nun am Graben hinauf und übersprang denselben mit Leichtigkeit an einer schmälern Stelle. Gefällige Hirten zogen den verunglückten Edelmann aus dem schwarzen Moor.

Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß ein brennendrother Frack mit weißen Unterkleidern, zur Hälfte schwarz gefärbt, so wie auch das edle Antlitz, dessen eine Hälfte das Eigenthum eines Negers zu sein schien, etwas lebhaft an Samiel im Freischütz erinnert. Der gebildete Mensch lächelt über solche Parodie; aber Bauern lächeln nicht, die menschenfreundlichen Retter lachten aus vollem Halse. Das war es aber nicht, was den edlen Herrn so in den Harnisch brachte, denn das Volk steht einem

britischen Aristokraten viel zu tief, um ihn durch Lachen oder Schimpfen beleidigen zu können; aber die Gesetze des Sports hatte dieser Pöbel verletzt, wer hatte diesen Böotiern erlaubt, ihre Hand an einen Edelmann von seiner Bedeutung zu legen? wer hatte ihnen das Recht gegeben, ihm durch ihre Hülfe den Anspruch auf den Sieg zu nehmen, wenn er sich allein helfend seinen Hyon wieder bestiegen und das Ziel mit verdoppelter Schnelle erreicht haben würde. Solche Gedanken liefen dem Lord durch den Kopf. Sein Ehrgefühl war beleidigt durch die unbefugte Einmischung dieser rohen Bauern und allen Aerger über den Sturz ließ er jetzt aus, indem er im gebrochenen Englisch-deutsch den guten Leuten, die ein Trinkgeld erwarteten, eine Fluth von Scheltworten über den Hals schickte. Ueber diesen drolligen Eifer des roth, schwarz und weiß gefärbten Ritters lachten die Leute anfangs, als aber der sich immer mehr steigernde Zorn des Engländers ihn zu der Unbesonnenheit brachte, den stämmigsten dieser Bauern mit rollenden Fäusten zu einer Boxparthie herauszufordern, da packte ihn ein herkulischer Kerl beim Hosenbunde, hob ihn auf, daß er wagerecht schwebend wie ein sterbender Fisch zappelte und warf ihn mit den Worten: „Wart, du Racker, willst nicht gerettet sein, so sauf Moorwasser bis du schwarz wirst," wieder in den Sumpf.

Unter Fallen und Aufstehen arbeitete sich unser Rit-

ter endlich hervor, schwarz wie ein Schornsteinfeger, mit verkleisterten Augen, den Mund voll Schlamm, und indem er sich schüttelte, spuckte und die Augen auswischte, übergab er sich seinen Bedienten, die herbeigeeilt waren und seine Lordschaft auf eine Wisky setzten und damit unter Lachen und Toben einer zahllosen Volksmenge davonjagten.

Das zweite Hinderniß war noch schwerer zu überspringen, ein breiter Graben und dahinter zugespitzte Palissaden. Graf Stephan flog wie ein Vogel darüber hinweg, andere wagten es nicht und zahlten Reugeld und zogen sich unter Hohngelächter zurück; Baron R*** mit seinem hirschhalsigen Forellenschimmel wagte den Sprung und der arme Jagdklepper blieb auf einer der spitzen Palissaden hängen, riß sich den Leib auf und stürzte todt zu Boden.

So gab es fast bei jedem Hinderniß Verlust. Zuletzt waren noch Graf Stephan und die beiden federleichten Cornets die Einzigen, die um den Preis rangen. Fast war schon das Dorf erreicht, dessen Kirchthurm das Ziel des Rennens sein sollte, da gab es noch einen Torfmoor zu durchreiten; hier aber blieben die beiden Cavalleristen stecken, ihre Pferde sanken hinein bis an den Hals; Graf Stephan aber kannte eine Furth und diese benutzend war er glücklich hinüber gekommen. Jetzt sah er sich als Sieger, die ganze Welt betrachtete

ihn so, mit lauten Acclamationen, Wehen der Tücher von Seiten der Damen und der Hüte von Seiten der Männer wurde er schon als solcher betrachtet. Jetzt konnte keine Macht der Erde mehr ihm seine Triumphe entreißen. Stolz auf das Unglück seiner Mitbewerber galoppirte er dem nahen Dorfe zu. Indem er sich umsah, um für den ihm gespendeten Beifall zu danken, achtete er nicht auf das Terrain und stürzte mit seinem Pferde in eine Lehmgrube, er schoß über den Kopf desselben hinweg, behielt aber den Zügel in der Hand und da er auf dem weichen Boden zwar gelb gefärbt, aber übrigens unbeschädigt geblieben war, so raffte er sich auf, riß das Pferd in die Höhe, schwang sich rasch wieder in den Sattel und rächte sich an dem edlen Thiere durch ein paar wilde Spornstöße. Die Arabella machte aufstöhnend eine Langade, dann eine zweite, womit sie über die Kirchhofsmauer hinwegsetzte, aber auf der andern Seite stürzte der edle Renner mit den Vorderfüßen in das geöffnete Grab für einen Selbstmörder, der an der Kirchhofsmauer außerhalb der Reihe der Gemeinde ohne Sang und Klang beigeschaufelt werden sollte; abermals kam durch diese unerwartete Bewegung der Reiter aus dem Sattel, schlug aber mit dem Kopf so heftig auf einen Leichenstein, daß ihm das Blut von der Stirn rann und er die Besinnung verlor; das Pferd aber mit seiner ungeheuern Kraft raffte sich auf und rannte den

in solchen Fällen gewohnten Kreislauf um die Dorfkirche und den Kirchthurm.

„Victoria, Sieg!“ schrie ein Jokai mit rother Blouse und gelben Aermeln, der auf der Landstraße nachgeritten war und eben anlangte und schwenkte die Kappe, aber im nächsten Augenblick fügte er mit dem Ausdruck des Schreckens hinzu: „die Arabella des Grafen Stephan hat gesiegt, aber Seine Erlaucht — — sind todt!“

In der That war der Fuß des Grafen im Bügel des scheu gewordenen Pferdes hängen geblieben und so war er von einem Grabhügel zum andern rund um die Dorfkirche geschleift, bis der Bügel riß und der Graf blutend und zerrissen, leblos am Ziel dieses gefährlichen Rittes liegen blieb.

Augenblicklich hatte sich eine zahllose Menschenmenge um ihn her versammelt. In der Mitte derselben befanden sich Johannes und Franziska.

Des Präsidenten Töchter waren in ihrem offenen Wagen herangefahren gekommen. Hulda war außer sich, als sie hörte, es habe den Grafen ein Unglück betroffen; Flora schickte einen Bedienten ab, sich nach dem Befinden Seiner Erlaucht zu erkundigen. Im nächsten Augenblick trat Johannes an den Wagen: „Meine Gnädigen,“ sprach er, „ein entsetzliches Unglück, würden Sie wohl geneigt sein einen Todten bei

sich aufzunehmen? ich fürchte, Graf Stephan hat das Genick gebrochen."

„Einen Todten?" rief Hulda mit Entsetzen, „was soll uns der Todte?"

„Fort von hier!" schrie Flora. „Fahr zu Kutscher, in Galopp, wir wollen die Equipage des Grafen heraussenden."

Die glänzende Equipage rollte dahin, der nachkeuchende Diener konnte sie nicht wieder einholen.

Indeß hatte Franziska mit ihrer bewunderungswerthen Besonnenheit Wasser herbeibringen lassen, das Blut von der Stirn des Grafen gewaschen und die Wunde und den Puls und Herzschlag untersucht und plötzlich ausgerufen: „Er lebt, jetzt Hülfe, einen Arzt herbei, eine Trage, und vorsichtig nach dem nächsten Landhause gebracht!"

Es war das Dorf Lichtenhain, auf dessen Friedhofe diese Schreckensscene vorgefallen war. Am andern Ende desselben, etwa fünf Minuten davon entfernt, lag ein reizendes kleines Landhaus von nur einem Stockwerk hoch, mit Lindenbäumen vor der Thür.

Dort waren in höchster Aufregung die Töchter des Präsidenten ausgestiegen.

„Tante," rief Hulda einer elegant gekleideten ältlichen Dame zu, die, mit Tapisseriearbeit beschäftigt, auf

dem Sopha saß, „nun ist alles aus, die Parthie hat sich entschieden, ich bin meinen Adorateur los und danke jetzt Gott, daß er sich noch nicht erklärt hatte."

„Wie, eine Andre?" rief die Kriegsräthin von Puf entrüstet, „dieser Goldfisch ist Dir aus dem Garn gegangen? Eine Andre . . ."

„Nicht eine Andre, ein Andrer, der Tod!"

„Ah, mein Flacon! wie Du mich erschreckst . . . Ah, vous badinez, ma nièce!"

„Mit dem Tode scherzt man nicht, Tantchen . . ."

„Im Ernst," nahm Flora das Wort, „er hat beim unsinnigen Wettrennen den Hals gebrochen."

„Adieu Parthie!" sprach diese, „allons, denken wir auf ein anderes Arrangement; was meint Hulda zum Beispiel zu dem Grafen R....

„Diesen Pavian?" lachte Hulda.

„Fi donc!" rief Flora, daß ihre weißen Zähne blitzten, „er ist reich und macht mir die Cour; zwei Gründe, um ihn schön zu finden und nicht darüber zu Gunsten meiner Schwester zu disponiren."

„Ich wünschte nur," sprach die schöne Hulda, indem sie vor dem Psychespiegel einige Störungen ihrer Toilette wieder in Ordnung brachte, „daß meine Liaison mit dem seligen Grafen schon declarirt gewesen wäre, die Trauer macht interessant und würde meinem zarten Teint wundervoll gestanden haben."

„Geh mir mit den garstigen Schneppenhäubchen, die bis tief in die Stirn gehen, ich möchte um keinen Preis Wittwe werden, blos der Schneppenhäubchen wegen.“

„Das ist ja eben das Wundervolle bei der bräutlichen Trauer, daß man sich von der tiefsten Wittwentrauer, wenigstens der abscheulichen Schneppenhaube dispensiren kann; ein schwarzer klarer Hut von Crepp oder noch besser Points, giebt dem Madonnenblick und den feinen blassen Gesichtszügen ein so wundervolles Relief. Erinnert Euch an die schöne Mariane, unsers gnädigsten Herrn selige Favorite, wie sie um ihren Vater trauerte, eigentlich um ihren Geliebten, der sich aus Desperation erschossen hatte.“

„Ich begreife übrigens nicht, Hulda,“ nahm die verwittwete Kriegsräthin das Wort, „wie der selige Graf so lange Deinen Reizen widerstehen und temporisiren konnte, ich hätte geglaubt, daß Deine Taktik ihn früher zur Erklärung gedrängt haben würde.“

„Wer ist Schuld daran?“ rief Hulda lebhaft, „Niemand als Papa mit seinem ewigen Bedenken und Opponiren. Ich bin sonst meiner Siege gewiß, aber dieser Graf Stephan verstand es wie Keiner, mit der Geschicklichkeit eines Talleyrand zu temporisiren; ich habe es aus guter Quelle, von meiner Lisette, die mit dem ersten Kammerdiener des Grafen eine Liaison hatte, daß Graf Stephan durchaus nicht eher sich erklären wollte,

bis er Premierminister sein würde, und das hing ab vom Durchgehen seiner Vorschläge wegen größerer Strenge der Censur und besonders der Bestimmung, daß nichtadlige Rittergutsbesitzer auch nicht landtagsberechtigt sein sollen. Ich finde es höchst unrecht vom Papa, daß er um solcher Lappalien willen das Glück seiner Tochter auf's Spiel setzt."

„Ja ja, so ist er mein Bruder," sprach die Kriegsräthin kopfschüttelnd, „er sollte sich schämen, ein Mann von so hoher Geburt und durch und durch Demokrat, si donc, ich glaube um dieser Bürger- und Bauerncanaille willen könnte er den Glanz der ältesten Adelsfamilien in die Schanze schlagen. Ma foi, man muß sich jetzt schämen in diesem Lande Gutsbesitzer zu sein, wo man einen reichgewordenen Schneider, einen Schlächter, der sich zur Ruhe gesetzt hat und zwei reiche Juden in der Ritterschaftsuniform sieht, ah grand Dieu!" und bei diesem Stoßseufzer nahm die gute Dame verstohlen eine Prise Tabak; „es ist detestable, pitoyable, abominable, welche Desordres diese leidige Aufklärung, dieser vermaledeite Zeitgeist heraufbeschwört. Ich bin beim Himmel keine Freundin von Bücherverboten, die in der Lectüre uns oft etwas Gêne bringen, noch weniger liebe ich die feisten Mönche mit ihren dummen Glatzköpfen oder die verkappten Jesuiten, die Mystiker und Pietisten: aber wenn ich bedenke, daß alle Calamitäten des Adels daher

rühren, daß das Volk zu klug und aufgeklärt wird, so könnte ich selbst, wäre ich ein Staatsmann, alle Bücher außer Kochbücher und fromme Traktätlein verbieten, Klöster an allen Orten errichten, Jesuiten den Schulunterricht übergeben, und Mucker, Mystiker und Pietisten begünstigen; denn es ist eine köstliche Sache, wenn das Volk zur Dummheit zurückgeführt wird, wenn es zu den Füßen des stolzen Edelmanns im Staub sich windet, und in dem Souverain den Erdengott anbetet; damals, ach damals, wie meine selige Großmama noch lebte, die hat oft genug davon erzählt, da waren es noch gute Zeiten; da durften die Rosse der adligen Junker die Saaten der Bauern verzehren und die Hunde des Herrnhofes die Lämmer in den Heerden zerreißen, und unterstand sich so ein Bauerlümmel, darüber unterthänigst Beschwerde führen zu wollen, so ließ ihn der adlige Gerichtsherr durch den Büttel aushauen und in's Loch werfen, und zum Abschied fügte der gnädigste Herr höchst eigenhändig noch einige Hiebe mit der Hundepeitsche hinzu, und das machte Eindruck; aber jetzt, du lieber Herr Gott, will sich diese Bauernkanaille jeden Kohlkopf bezahlen lassen, den ein adliger Hase abzufressen für gut gefunden hat. O Jerum ....!"

„Tantchen, was ist das für Volk," rief Flora, die zunächst am Fenster des Salons saß, „das sich unter den Linden vor dem Hause zusammen rottirt, ich glaube

gar, die Unverschämten bringen uns die Leiche des Grafen auf der Todtenbahre."

„Das würden wir uns doch verbitten," rief die Kriegsräthin, dem Bedienten klingelnd, „mein Haus ist kein Beinhaus."

In diesem Augenblick trat Johannes, gleichzeitig mit dem Bedienten der Dame ein.

„Mein Herr Privatsecretair," rief ihm die Kriegsräthin zürnend zu, „Sie scheinen zu glauben, daß hier der Todtengräber wohnt! ich bitte mich so schnell als möglich von jenem Volksauflauf zu befreien."

„Der Graf lebt, meine Gnädige, aber vor allem bedarf er der Ruhe, es war kein anderes anständiges Haus in der Nähe!"

„Er lebt!" rief die Tante mit ihren beiden Nichten mit dem Ausdruck des Erstaunens, „ei dann," fügte die Tante hinzu, „wird es mir eine Ehre sein, dem Herrn Grafen mein Haus zur Verfügung zu stellen." „Julien," sprach sie zum Bedienten, „das rothe Zimmer mit den Damasttapeten für den Herrn Grafen!" Und gegen Hulda gewandt fuhr sie leise fort: „il faut battre le fer, pendant qu'il fait chaud. Du wirst die barmherzige Samariterin spielen und nach einigen durchwachten Nächten wird Dankbarkeit den Grafen zu Allem bringen."

„Ich, ma tante? und wenn er nun stirbt?"

„So wirst Du Gelegenheit haben als reiche junge Wittwe Dein Glück zu machen, verlaß Dich auf mich, ich verstehe es Sterbende zu behandeln; mein seliger Mann hat noch auf dem Todtenbette sein Testament machen müssen und mich zur reichen, beneideten Wittwe gemacht.“

„Nun, Tantchen, unter Ihrer erfahrenen Leitung...“

„Allons, allons, erkundigen wir uns mit der innigsten Theilnahme nach dem Befinden unsers hohen Patienten.“

Der edle Ritter war fürchterlich zugerichtet. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis der Graf seine völlige Besinnung wieder erhielt und bis die aus der Residenz herbeigerufenen Aerzte und Wundärzte erschienen. Während dieser Zeit war Franziska beschäftigt, ihm Hülfe zu leisten mit einer Aufmerksamkeit, Behendigkeit und verständigen Einsicht, die einer erfahrenen Hausfrau Ehre gemacht haben würde.

Als Graf Stephan aus seiner Betäubung erwachte, fielen seine Blicke auf diese barmherzige kleine Samariterin, deren Augen das Mitleid mit Thränen gefüllt hatte.

„Gute Seele,“ sprach er mit Innigkeit, indem er ihre Hand ergriff, „wie wohl thut mir Deine kleine Hand! Auch Du Johannes,“ so wendete er sich zu die-

sem, der ihm besorglich den Puls gefühlt hatte, „beschämst mich durch Deine Liebe, vergebt mir Beide, Du Franziska, daß ich Dich bisher wie ein Spielwerk für mein Amüsement behandelte, und Du Johannes, daß ich oft so schroff gegen Dich war und Dich den Herrn zu sehr fühlen ließ. Aber wo bin ich? was geschah mit mir?"

Beide erzählten den Vorfall, und erklärten ihm, wo er sich befand.

„Ich will fort von hier," sprach er böse, „um diesen Leuten keine Verbindlichkeit schuldig zu sein!"

Franziska bat ihn, ruhig zu sein und den Ausspruch der Aerzte abzuwarten, die sich bereits im Vorzimmer befanden.

Dort aber instruirte die Tante Kriegsräthin den ersten Leibarzt des Fürsten, ein Hinwegbringen des Kranken durchaus nicht zu gestatten, und Hulda setzte bittend hinzu: „Wo könnte der Graf besser aufgehoben sein, als unter der liebevollen Pflege derjenigen, welche die Welt schon vielleicht nicht mit Unrecht seine Zukünftige nennt."

Der Medicinalrath Doktor Flimmer machte eine verbindliche Verbeugung mit den Worten: „So darf man also gratuliren?" lächelte aber dazu so schlau, als wollte er sagen: schon gut, ich weiß es besser wie die Sachen stehen.

„Wenigstens," fügte Hulda, die dieses Lächeln zu

deuten wußte, hinzu, „pflegt man zu sagen: was noch nicht ist, kann noch werden. Sie verstehen mich, Doktor, es kann Verhältnisse geben, in welchen der Verstand gebietet noch zu schweigen, wenn auch das Herz reden möchte.“

„Wir leben in einer Zeit der Emancipation der Frauen,“ entgegnete der Doktor leicht hingeworfen, „und deshalb finde ich es ganz in der Ordnung, wenn die Begabteren des schönen Geschlechts es sich nicht nehmen lassen, um die Hand des Mannes zu werben, der das Glück gehabt hat Gnade vor ihren schönen Augen gefunden zu haben.“

Doktor Flimmer war nicht mehr jung, aber er spielte noch gern den Jugendlichen schönen Frauen gegenüber, und zahlreiche Siege, die aber längst schon in die tempi passati gehörten, hatten ihm eine gewisse Sicherheit und jenes Selbstvertrauen in der Galanterie gegeben, wozu sein schon weiß werdendes Haar ihm jeden Anspruch auf Erfolg versagen zu wollen schien.

„Darf ich auf Ihren Beistand rechnen, Doktor?“ fragte Hulda.

„Wie jede schöne Frau,“ entgegnete er und küßte ihre Fingerspitzen, „der ich die Nothwendigkeit einer Badereise oder eines wärmenden Shawls oder Zobelpelzes gegen den etwas zu ökonomischen Gatten oder Vater zu attestiren keinen Augenblick Bedenken trage; freilich

Aerzte haben ein großes Anrecht an das Vertrauen und auf die Gunst der Damen, wenn ich darauf rechnen dürfte, auch in diesem Falle ....“

„Sobald ich vermählt sein werde, lieber Doktor, Sie wissen, eine Frau ist in gewissen Dingen viel weniger genirt als eine Jungfrau...“

„Köstlich! binnen vier Wochen sind Sie Gräfin — — und ich?“

„Sie werden unser Hausfreund sein.“

„Mit allen Rechten, welche ihm die böse Welt beilegt,“ spöttelte der Aeskulap.

„Sie Schalk!“ lachte Hulda, mit einer seltenen Mischung von Effronterie, Scherz und Erröthen, schlug ihn dabei mit dem Fächer auf die Hand, womit er die ihrige ergreifen wollte, um sie an seine Lippen zu ziehen. „Sobald es der Anstand erlaubt, die Dienstfertigen zu spielen,“ fuhr sie fort, „lassen Sie es mich wissen. Auf jeden Fall entfernen Sie mit guter Manier jene kleine Creatur, die ihm leicht gefährlich werden möchte, auch den hübschen Plebejer, seinen Sekretair, wünschte ich entfernt zu sehen, er scheint der Kopf zu sein, der für ihn denkt.“

„Verstehe,“ rief lachend der Leibarzt, „wer im Dunkeln tappt, fällt leichter in die Grube, als wer seine Laterne bei sich hat.“

Mit diesen Worten trat er in das Krankenzimmer, wohin die beiden Wundärzte schon voraufgegangen waren.

„Sie, Mamsell," sprach er zu Franziska, nachdem das erste allgemeine Examen des Kranken vorüber war, „werden die Güte haben sich zurückzuziehen, Seine Erlaucht wird sich eine genaue Untersuchung aller Körpertheile, die möglicher Weise verletzt sein könnten, gefallen lassen müssen, und dabei möchte doch der Anstand erfordern ...."

„Könnte ich indeß," sprach Franziska, „vielleicht durch Handreichung dem hohen Kranken nützlich sein, oder mit einer leichtern, nicht ganz ungeschickten Hand die Behandlung des Herrn Grafen minder schmerzhaft machen, so seien Sie überzeugt, daß keine Prüderie mich hindern würde ...."

„Freilich, eine Person Ihres Standes muß in dienenden Verhältnissen Alles gewohnt sein ...."

„Geh, liebe Franziska," rief der Graf verletzt, „wer selbst keinen Adel der Seele besitzt, weiß auch den Deinigen nicht zu erkennen."

Der Doktor schwieg und biß die Lippen übereinander. Johannes fuhr auf und hätte gern den unbescheidenen Arzt zum Fenster hinausgeworfen; doch die Genugthuung, die der Graf seiner Schwester gegeben hatte, genügte

ihm für jetzt, um am Krankenlager keine Scene zu veranlassen. Franziska trat in das Vorzimmer.

Dort aber trat sie gleichsam in ein Nest voll Wespen.

„Nun, wie geht's Seiner Erlaucht, Jungfer?" sprach die Kriegsräthin mit jenem wegwerfenden Hochmuth, den Herrschaften bisweilen gegen Domestiken annehmen.

„Wir hoffen, Frau Kriegsräthin," entgegnete sie mit jener ruhigen Würde des Selbstgefühls, wodurch edlere Naturen selbst dem entschiedensten Hochmuth gegenüber sich zu behaupten wissen, „Ihre Güte nicht lange mehr in Anspruch nehmen zu dürfen. Es ist bereits nach der Equipage des Herrn Grafen gesendet, und sobald der erste Verband angelegt ist, werden wir nach Kranichfels fahren."

„Wir, fahren, was ist das für ein Ausdruck, die Hausjungfer und Seine Erlaucht der Graf per Wir traktirt, das ist eine ridicüle Arroganz; übrigens kann die Jungfer sogleich gehen, Sie ist hier nicht mehr nöthig."

„Ich werde warten, Frau Kriegsräthin ...."

„Gnädige Frau, pflegen Domestiken selbst fremde Herrschaften zu nennen, hat Sie bei Ihrem alten Husarenlieutenant außer Dienst nicht mehr Conduite gelernt?"

„Sie irren, Frau Kriegsräthin in Ihren Voraussе-

zungen, ich gehöre nicht zu den Domestiken des freiherrlichen Hauses, sondern habe die Ehre die Pflegetochter unsers gnädigsten Herrn zu sein. Und Sie haben sich ein so ungnädiges Benehmen gegen mich erlaubt, das mich nicht berechtigt, Sie eine Gnädige zu nennen."

„Impertinente Creatur!" sprach die Kriegsräthin halb laut, und wendete ihr den Rücken zu. Franziska that, als hätte sie diese Unart nicht bemerkt und setzte sich auf ein leeres Tabouret, das in der Fenstervertiefung stand.

„Was fällt der naseweisen Jungfer ein?" rief Hulda mit einem gezwungenen Lachen, „setzt sich da ohne Weiteres in die Gesellschaft von Damen von Stande, als gehörte sie dazu."

„Ich erwarte die Befehle des Herrn Grafen und bin nicht gewohnt zu stehen, wo es andern Damen beliebt zu sitzen."

„Ein vorlautes Ding," sprach Hulda halblaut gegen ihre Tante, mit einem spöttischen Nasenrümpfen, „man wird am Ende noch aus seinen eigenen Appartements hinausgeräuchert werden durch solche spanische Fliegen von der Bourgeoisie."

„Aergere Dich nicht, mon enfant," entgegnete die Tante, „man wird einfachere Mittel haben sein Hausrecht geltend zu machen!" damit rührte sie die silberne Klingel und der Bediente trat ein.

„Johann," gebot sie, „der Jungfer da ist so unwohl geworden, daß sie sich in unserer Gegenwart hat setzen müssen. Führe Er sie hinaus auf die Gartenbank vor dem Hause, in freier Luft wird ihr besser sein als hier."

„Gewiß, unter Gottes freiem Himmel," entgegnete Franziska, indem sie aufstand, „wird mir wohler werden als hier, wo jedes geheiligte Recht der Natur verdrängt ist," damit verneigte sie sich leicht und verließ das Gemach und das Haus, und setzte sich auf eine der grünen Bänke unter der Linde vor dem Hause.

„Julien," fuhr Hulda fort, indem sie sich an den verschmitzten Bedienten, der seine Herrin zu verstehen schien, wendete, „Er kann der Person da draußen immerhin Gesellschaft leisten, wenn es ihm Spaß macht. Er braucht sich dabei gar nicht zu geniren, es ist nur ein Dienstmädchen vom Schlosse Kranichfels, ein schnippsches Ding, das wunder wie hochfahrend thut . . . ."

„Hat nichts zu sagen," lächelte der Diener, „in solchen Fällen kenne ich moribus und lasse mich nicht verblüffen."

„Serviteur, Jungfer," sprach Johann mit der ungeschickten Galanterie, womit solche Leute eine Bekanntschaft mit „Damen" ihres Standes anzuknüpfen suchen. „Schönes Wetter heut!"

„Ja," antwortete Franziska ohne aufzusehen.

„Was das heute für eine halsbrecherische Heidenlust gewesen ist ...."

Franziska schwieg.

„Wird auch wohl zum Teufel fahren Ihr gnädiger Herr."

Wieder keine Antwort erfolgte.

„Na, man heraus mit der Sprache, der hat auch wohl Ihnen die Cour gemacht und manchen schönen Fuchs springen lassen."

„Hat Er keine Geschäfte im Hause?" fragte Franziska.

„Ne, justement nicht, kann ich aber die Ehre haben mit Sie Bekanntschaft zu machen, mein gnädiges Fröhlen, so wird es mich eine Ehre sein."

Dabei setzte er sich an ihre Seite, zog sein Feuerzeug aus der Tasche und suchte eine Cigarre in Brand zu bringen.

Franziska rückte von ihm.

„Na man sachte Mamsellken, wir können nachrücken."

Das that er denn auch, und indem er mit seiner Linken sie am Arm festhielt, mit seiner Rechten ihre feine Taille umschloß, fuhr er fort:

„Na, nu wird unsre gute Bekanntschaft mit einem Schock Küsse eingeleitet. Kreuz Donnerwetter, sperrt sich die kleine Kröte, man still Mäuschen, tanzen auch zu-

sammen auf der nächsten Kirmes in Kranichfels. Blitz Mädel, einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren."

Franziska hatte erst versucht in höchster Bestürzung sich im Stillen loszuringen, um kein Aufsehen zu machen, als aber der Ungezogene jetzt mit seiner überlegenen Kraft versuchte ihr einen Kuß zu rauben, schrie sie laut auf um Hülfe.

„Hilft alle nichts das Feuerlärmtuten; unsre gnädigen Fröhlens werden sich einen Buckel lachen über den Witz," mit diesen Worten fuhr der impertinente Mensch immer fort in seinen abscheulichen Bemühungen, bis ihn plötzlich ein paar tüchtige Maulschellen zur Raison brachten.

„Na wat soll denn det für'n Spaß sin," fuhr er auf und in demselben Augenblick erkannte er Johannes, der den frechen Burschen behandelt hatte, wie er es verdiente und die arme Franziska seinen rohen Händen entriß. Diese warf sich weinend in seine Arme.

„Ha, so, na dat war deutlich," sprach dieser, indem er sich die Wangen rieb. „Der Herr Sekretarius haben so eine eigne Manier, den Leuten begreiflich zu machen, daß dieses Entchen von Jungfer seine Liebste ist, na, man zu, Johann ißte nicht unbescheiden, setzt sich auf kein Nest, wo der Teufel schon sein Kukuksei hineingelegt hat; na, Junferken, darum keine Feindschaft

nicht, werden doch noch mal dicke Freunde, wenn der Herr Sekretarius Sie sitzen läßt; Adies, viel Plaisir!"

Johannes hatte indeß die an allen Gliedern zitternde Franziska in den herrschaftlichen Wagen gehoben und sich an ihre Seite gesetzt.

„Die Aerzte," sprach er, „haben den Grafen für nicht transportabel erklärt; leider ist nach dem Ausspruch des Leibmedicus ein Beinbruch vorhanden und schon fortgeschickt, um die nöthigen Bandagen zu holen. Ich aber habe Befehl von Sr. Erlaucht, Se. Gnaden unsern regierenden Herrn und Se. Durchlaucht den Fürsten von X. von dem Unfall in Kenntniß zu setzen und Dich, Franziska, soll ich mitnehmen nach Schloß Kranichfels, da er selbst sich hier in guten Händen befände."

„Das sei Gott geklagt!" seufzte Franziska. Und der Wagen fuhr ab.

Ehe wir in das Krankenzimmer zurückkehren, müssen wir einen Blick auf Kranichfels werfen.

Der alte Freiherr war schon lange vor Beendigung des Rennens nach Kranichfels zurückgekehrt. Das moderne Leben, der ungewohnte Hergang, besonders aber die Mißhandlung der Pferde und das Reiten der Jokais mit kurzen Bügeln hatte sein altes Husarenherz gequält, und verletzt fühlte er sich dadurch, daß ihn der Fürst und der Adel, obwohl auf das artigste, doch nicht mit der

Rücksichtlichkeit behandelte, worauf er als regierender Herr, der sich dem Fürsten völlig gleich stellte, Anspruch zu haben glaubte. Geärgert dadurch und gepeinigt durch die Schmerzen eines verjährten Podagra, die durch die engen Stiefeln des Paradeanzuges noch vermehrt waren, befand er sich in der übellaunigsten Stimmung, die erst wieder etwas gemüthlicher wurde, als er in seinem alten abgetragenen Husarenpelz, mit zu weit gewordenen alten rothen ungarischen Beinkleidern und den sackweiten Pelzstiefeln im Lehnsessel saß und seinen großen Meerschaumpfeifenkopf in Brand hatte bringen lassen.

Die Domina hatte ihm mit der größesten Aufmerksamkeit und geräuschloser Stille alles besorgt, was zu der Behaglichkeit seiner gewohnten Lebensweise gehörte, und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz in der Fenstervertiefung, wo sie das große Strickzeug eines weiten Strumpfes von Hunde- und Seidenhasenhaaren, als ein treffliches Mittel für die podagrischen Füße des alten Herrn, strickte.

„Ha!" sprach dieser, nachdem er einige lange Züge aus seiner Pfeife gethan hatte, „das Treiben gefällt mir nicht, so wenig wie der junge Herr, wollte was drum geben, wäre der Johannes mein Erbherr."

Die Domina schwieg, senkte die Augen und strickte um so eifriger.

„Ist recht gut das," fuhr er fort, „meine sein

Streben, der alten reichsfreien Herrschaft Kranichfels wieder zu ihren Rechten zu verhelfen, und überhaupt den von Gott eingesetzten Adel wieder zu heben; aber, aber ...."

Er schwieg lange und fuhr dann fort: „Seit vorigem Sonntag denke ich immmer daran, was mein Hofprediger wohl nicht ohne Beziehung für einen Text gewählt hatte: Gieb Du dem Teufel nur ein Haar, so hat er Dich bald ganz ...."

„Halten zu Gnaden, Graf Stephan ist kein Teufel," sprach die Domina in einem Ton, der bewies, daß sie sich beleidigt fühlte.

„Wie?" fragte der Freiherr und rauchte lebhafter, „ich sage Dir, Käthe, er ist von vielen Teufeln besessen, dem Teufel des Hochmuths, der ihn stolz und hochfahrend macht gegen seine künftigen Unterthanen und selbst gegen meine Leute, die ihn noch als Kind gepflegt und gelegt haben."

„Leider Gottes ja," seufzte die Domina, „selbst gegen mich seine Amme, die ihn mit ihrem Herzblut gesäugt hat, ist er kalt und abstoßend."

„Ein Herr, der einmal Land und Leute zu befehlen haben soll, hat in unsern gottlosen Zeiten alle Ursache sich beim Volke beliebt zu machen, und das läßt sich machen durch ein wenig Herzensgüte, denn durch glatte Worte allein läßt sich Niemand mehr täuschen."

„Auch Herzensgüte allein schützt nicht gegen Undank, denken Sie an Ludwig XVI., gnädigster Herr.“

„Nun dann,“ rief er ungeduldig, „macht das Volk glücklich, wohlhabend und zufrieden, Ihr Herrscher, das nennt man die materiellen Interessen fördern, und die modernen Demagogen werden ihre Macht verlieren, sobald Ihr nur dafür sorgt, daß das Volk nicht klug und aufgeklärt werde; deshalb versagt der Presse jede Freiheit, laßt nichts die Censur passiren als Kochbücher und Gebetbücher, wie das im glücklichen Italien geschieht, stiftet Klöster und übergebt den Jesuiten die Erziehung der Jugend; hebt keine Leibeigenschaft, keine Gutshörigkeit, keine Patrimonialgerichte auf, damit die Bauern ihre Abhängigkeit von der Gutsherrschaft fühlen, Dummheit und Zufriedenheit im Volke stößt allen Revolutionen die Hörner ab; der Stephan aber macht es gerade verkehrt. Um den Adel zu heben, will er, daß das Volk gedrückt sei. Er begeht die Thorheit, Aufklärung zu fördern und doch blinden Gehorsam zu erwarten; er will nicht, daß der Fürst populair und beliebt sich mache, und doch soll dieser nach seiner Theorie durch die Macht der Persönlichkeit Alles beherrschen, wohin soll das führen?“

„Davon verstehe ich nichts, gnädigster Herr, aber so viel weiß ich, daß alle Leute hier im Schlosse täglich Gott bitten, daß Ihre Regierung noch recht lange dauern möge, denn die des jungen Herrn fürchten sie wie

die des Gott sei bei uns; kehrt er jetzt schon das Unterste zu oberst, was wird geschehen, wenn Graf Stephan erst zur Regierung gelangt sein wird. Die alten Leute, die hier ein halbes Jahrhundert unter Ew. Gnaden glorreicher Regierung gedient haben, zittern, wenn sie ihn nur hören und sehen."

„Ich werde schon durch Pensionen in meinem Testamente für sie sorgen. Uebrigens ist es immer noch besser einen Erben zu haben, mit dem man unzufrieden ist, als gar keinen. Jede der beiden Linien des alten Hauses Kranichfels, die deutsche und die ungarische, beruhen nur noch auf vier Augen. Schließen sich diese, so würden die beiden großen Reichslehne, die ungarische an den Kaiser und die unsrige an den Fürsten von X.** heimfallent und ich würde mich vor Gram darüber in der Gruf, meiner Ahnen umwenden."

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch den raschen Eintritt des Canzlers, dessen Gesichtszüge Schreck und eine heimlich durchblickende Schadenfreude verriethen.

„Da haben wir's!" rief er aus, „das Sprichwort sagt: Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Erschrecken's der gnädigste Herr nicht, Proh dolor! Das sind die Folgen dieser unsinnigen Reiterei, Seine Erlaucht unser gnädigster junger Erbgraf ...."

„Was giebt's?" rief der Freiherr erschreckend, als sei plötzlich eine Bombe in sein behagliches Stillleben her-

eingefahren, und ließ seinen Liebling, den Meerschaumkopf, zum ersten Male in seinem Leben auf den Boden fallen.

„Haben geruht," fuhr der Canzler fort, „in Gnaden den Hals zu brechen."

„Was Teufel!"

„Sind beim letzten Kirchthurmrennen mit dem Pferde in ein Grab gestürzt und mausetodt um den Kirchthurm herum geschleppt."

„Mein Sohn?" schrie die Domina auf und rang mit einer Ohnmacht, „unglückliche Mutter," stöhnte sie zusammensinkend, „so straft der Himmel Deine Verbrechen!"

„Hat das Weib den Verstand verloren?" rief der Freiherr, „ich selbst möchte verrückt werden, meine schöne Herrschaft wird nun dem Fürsten von X.** zufallen, es ist himmelschreiend!"

„Besinnt Euch, Domina," sprach der Canzler, indem er sie schüttelte, „es ist ja nicht Euer Johannes, sondern Graf Stephan, der den Hals gebrochen hat."

„Der eben ist mein Johannes," heulte die Domina, „der Andre ist Graf Stephan. Sie sind nicht ohne Erben, gnädigster Herr, ich aber und der Canzler haben Galgen und Rad verdient!"

Das Gesicht des Canzlers hatte eine Todtenfarbe überzogen. Er zitterte an allen Gliedern, die sonst farb-

losen Lippen waren blau, seine magern Hände schienen vom Starrkrampf in Krallenform gebogen zu sein; doch mit der ungeheuern Willenskraft, die ihm die Gefahr des Augenblicks aufdrängte, beruhigten sich seine Züge, und er sprach eintönig: „Eure Gnaden haben richtig observirt, die arme Frau hat den Verstand verloren, es ist die Mania accusatoria, der Wahnsinn, sich selbst und Andre schwerer Verbrechen anzuklagen, die niemals begangen sind, eine furchtbare Krankheit, die in der Zeit der kritischen Jahre nicht selten vorkommt bei Weibern."

„Was redet er da, der graue Sünder?" schrie die Domina, „er selbst toll, er selbst hirnverrückt; nur eine Mutter, der ihr Liebstes verloren hat, kann die Strafgerichte Gottes erkennen. Zittere, Elender ...."

„Haltet ein, Frau, mit Eurem Unsinn," sprach der Freiherr, „oder ich lasse Euch einsperren in den Thurm, bis Ihr wieder vernünftig werdet. Ihr aber, Canzler, setzt alle Fibern Eures Gehirns in Bewegung, durchstöbert alle Pergamente, um dem Fürsten von X.** den Heimfall meiner schönen Herrschaft zu entziehen."

„Wüßte wohl Rath," sprach dieser nachdenkend, und so leise, daß es die am Fenster in Gedanken versunkene Domina nicht hörte, „man müßte die fixen Ideen der armen Frau benutzen, um Zeugniß zu gewinnen, daß die beiden Kinder auf der Reise hierher verwechselt wor-

den, und daß Johannes der eigentliche Erbgraf sei, der verstorbene aber der Sohn seiner Amme — — —"

„Betrug? um keinen Preis der Welt!" rief der Freiherr. „Bist Du Schurke genug, solche Gedanken nur zu hegen, so untersage ich Dir die Frechheit davon gegen mich zu reden."

Betroffen starrte der unter Intriguen und Chikanen aller Art ergraute Rechtsgelehrte durch das Fenster auf den geräumigen Schloßhof, als eine offene gräfliche Equipage heranfuhr, und nun rief er: „Sieh da, Johannes und Franziska, die werden uns Nachricht bringen, wer weiß ob die ganze Geschichte wahr ist?"

Bei diesen Worten fuhr die Domina auf und eilte hinaus, indem sie rief: „Ach, meine Franziska, so habe ich doch noch ein Kind, wenn das andre verloren ist."

Mit der Leichtigkeit einer Feder sprang die einer Elfe gleichende kleine Franziska aus dem Wagen, und flog in die Arme ihrer Mutter mit dem Ausruf: „Gott lob er lebt, aber furchtbar zerschlagen!"

„Er lebt?" sprach die Domina mit dem Ausdruck einer Ueberwältigung durch die Freude, „gelobt sei Jesus, Maria und Joseph, der Himmel ist mir gnädig, er ist gerettet."

Die letzteren Worte sprach sie leise, als sie hinter Franziska herkeuchte, die flüchtig wie ein Reh in das

Herrenzimmer hinaufgeeilt war, um die erste zu sein, die dem würdigen Freiherrn diese Botschaft brachte.

Während aber die Domina diese Worte sprach, ergriff sie der Rechtsgelehrte beim Arm, und indem er sie mit einem krampfhaften Zittern rüttelte, sprach er mit gepreßter Stimme: „Alte, besinne Dich, Galgen und Rad folgen einem unüberlegten Wort, er behandelt uns Beide schlecht, er verdient nicht, was wir für ihn thaten, aber der ductus naturae (die Stimme der Natur), die Furcht vor dem Henker, mit einem Wort Herz und Verstand und unser eignes Interesse wird ihn erhalten auf seiner Höhe, so viel aber schwöre ich, er soll mich gewähren lassen in der Herrschaft über Kranichfels, oder bei Sct. Justinian, ich schlage ihm ein Bein unter, daß er sich wundern soll, wie schnell er aus seinem Himmel fallen wird."

Die Domina starrte ihn an mit einem finstern Ausdruck ihrer Züge; dann als sich einige Domestiken in der Nähe befanden, sprach sie in der lateinischen Sprache, die in Ungarn beinahe Volkssprache ist: tacebo, et tu tacebis (ich werde schweigen, aber auch Du wirst schweigen).

„Omnino" (allerdings), entgegnete er, „aber ich werde dieses Geheimniß als Drohwaffe gegen ihn gebrauchen, wenn er sich in seiner eingebildeten Größe zu rauh machen sollte."

Am Krankenbett des Grafen Stephan saßen abwechselnd die beiden Töchter des Präsidenten und die Kriegsräthin; sie tranken dort sogar Abends ihren Thee, um ihm ihre Unterhaltung nicht zu entziehen. Sie erschöpften sich in Aufmerksamkeiten, die doch bei aller Anerkennung etwas Peinliches für den Kranken hatten. Fräulein Hulda ließ es sich durchaus nicht nehmen, ihm eigenhändig die Arznei zu reichen, aber es geschah mit ihren kleinen Händen, die mit weißen frisch duftenden Glacéhandschuhen bekleidet waren. In den ersten Nächten saß Hulda bis nach Mitternacht vor dem Bett ihres Patienten, und bewies dadurch allerdings eine zarte Attention, die darauf berechnet war sein Herz zu rühren, allein die Gegenwart einer jungen Dame aus der eleganten Welt legte dem Kranken so viel Gêne auf, daß er sie oft im Stillen zu allen Teufeln wünschte. Es war vergebens, daß er protestirte, indem er aus lauter Höflichkeit es nicht zu sagen wagte, daß sie ihn belästigte, sondern nur vorschützte, daß sie ihre kostbare Gesundheit schonen möchte, daß ihre Güte zu groß sei, um sie annehmen zu können, was natürlich mit den Ausdrücken der verbindlichsten Theilnahme abgelehnt wurde. Nur den übrigen Theil der Nacht übernahm eine aus der Residenz verschriebene, im Krankenhause gebildete und approbirte Krankenwärterin die kalte theilnahmlose Verpflegung des hohen Kranken. Im Vorzimmer befanden sich stets der

Kammerdiener des Grafen und einer oder zwei der zugezogenen Chirurgen, die aber beim Verbande nicht mitwirken, ja nicht einmal gegenwärtig sein durften, indem sie im Vorzimmer bleibend die Bandagen vorbereiten mußten. Nur der Hofmedicus und sein vertrauter Amanuensis besorgten den Verband.

Bald fühlte Graf Stephan sich innerlich so wohl und kräftig, daß er gern aus dem Bett aufgesprungen wäre, nur sein Bein, das von Bandagen und hölzernen Schienen umgeben in einer Schwebe-Maschine lag, schmerzte ihn noch. So oft er aber darauf bestand in sein Schloß zurückgebracht zu werden, um das großmüthige Gastrecht der Damen nicht länger als höchst nothwendig sei zu belästigen, erhob sich ein Chorus der verbindlichsten Erklärungen mit der Versicherung, daß man sich sehr glücklich schätze, mit der Christenpflicht die der Freundschaft verbinden zu können, und daß der Arzt jede Bewegung auf das strengste untersagt habe. Der hierauf zu Hülfe gerufene Leibmedicus versicherte dann dem Grafen, daß bei jedem Versuch eines Transports neue Rupturen des noch nicht verwachsenen Knochenbruchs erfolgen würden, und daß man, wenn der kranke Fuß nur im geringsten aus der Lage komme, nicht dafür einstehen könne, daß eine die schöne Figur Seiner Erlaucht entstellende Verkürzung des Fußes entstehen werde.

Uebrigens war die Vorhalle der Villa, worin Graf

Stephan krank lag, jeden Morgen mit Livrée aller Art gefüllt, die Auftrag hatten sich nach dem Befinden des Herrn Grafen zu erkundigen; dann fuhren zahlreiche Equipagen vor, Herren, die zur Haute-Volée in der Residenz gehörten, stiegen aus, empfingen die Bülletins über das Befinden des Grafen und schrieben ihre Namen in das dazu bestimmte Buch. Visitenkarten häuften sich zu ganzen Bergen, und selbst der Fürst schickte täglich einen Kammerherrn oder Adjutanten, um sich nach den Fortschritten der Genesung des Grafen zu erkundigen. Das war viel Theilnahme, die aber nicht einen Schlag des Herzens nöthig hatte in Bewegung zu setzen, gleichwohl fühlte sich die Eitelkeit des Grafen dadurch ungemein geschmeichelt.

Allmälig wurde auch schon Besuch von näheren Bekannten bei ihm zugelassen, und dann wurde die gewöhnliche Konversation des modernen Junkerthums, über Mädchen, Pferde, Hunde, Parforcejagd, Hazardspiel und Duelle geführt. Endlich, als der Leibmedicus auf Ersuchen ein schriftliches Atteſtat ausgestellt hatte, daß selbst eine ungeheure Freude der sich bessernden Gesundheit Seiner Erlaucht nicht mehr schaden könne, erschien eine Deputation des Rennvereins, um ihm feierlich die goldene Reitpeitsche zu überreichen, welche seine Arabella nach einmüthigem Urtheil des Committee gewonnen habe, indem sie den Kirchthurm umrannt habe.

„Aber, mein werther Baron," entgegnete Graf Stephan, „im Namen des Gesetzes müßte ich protestiren, es heißt ausdrücklich im § 45. der Statuten unseres Rennvereins: „Das Pferd mit dem Reiter ꝛc." Meine Arabella aber hatte den Teufel im Leibe, den Lauf ohne Reiter zu vollenden."

„Mit Erlaubniß, Herr Graf, dieser Casus war wohl überlegt und discutirt in der Generalversammlung; allein einmüthig war man der Meinung, daß in die Kategorie des Ausdrucks: „Das Pferd mit dem Reiter" auch der Fall gehört, wenn der Reiter am Bügel hängt und um das Ziel herumgeschleift wird."

„In diesem Fall," entgegnete Stephan, in einem erzwungen scherzenden Tone, „nehme ich die Ehrengabe an, es ist ohne Zweifel für ein Pferd ehrenvoller, unter solchen Umständen das Ziel zu umkreisen, als mit dem darauf sitzenden Reiter."

Nachdem die Kavaliere vom Rennverein sich zurückgezogen hatten, meldete man den Präsidenten, der kurz vorher vorgefahren, und bei seinen Töchtern abgestiegen war. Von Hulda eingeführt trat er ein.

Der Präsident war in Gala gekleidet, von einem Secretair gefolgt, und überreichte feierlich schweigend dem Patienten ein fürstliches Kabinetsschreiben, das die Aufschrift führte: An unsern lieben und getreuen Geheimen

Kabinetsrath und Staatsminister Stephan, Grafen von ..... Erbherrn auf Kranichfels ꝛc.

Es enthielt, wie sich leicht denken läßt, die Ernennung des bisherigen Regierungsassessor zu diesem einflußreichen Posten.

Inliegend befand sich ein kleines eigenhändiges Handbillet des Fürsten, das so lautete:

„Mein lieber Graf!

Mit Bedauern habe ich von Ihrem Unfall gehört; jedoch zugleich vernommen, daß Sie Hoffnung auf baldige Wiederherstellung haben, und damit dem höhern Staatsdienst, für welchen Sie so ausgezeichnete Talente entwickelt haben, wieder gewonnen werden; um dieses glückliche Ereigniß desto erfolgreicher für mein Land zu machen, habe ich beschlossen den Kreis Ihres Wirkens zu erweitern, und Sie mehr an meine Person zu attachiren; empfangen Sie daher Ihre Bestallung aus der Hand Ihres bisherigen würdigen Chefs, der Ihnen dem Vernehmen nach durch die süßesten Bande einer Verbindung mit seiner Tochter, Fräulein Hulda, bald näher stehen wird, wozu ich aufrichtig Glück wünsche, da diese Verbindung mein längst gehegter Wunsch war, und ich Ihnen offen gestehe, daß der Wunsch einem so alten getreuen Diener meines Hauses auf dessen Verwendung gefällig zu sein, mich eben so sehr als Ihre Application be-

stimmt hatte, Sie auf diesen einflußreichen Posten zu erheben.

Ihr wohlaffectionirter

Fridericus Princeps."

Der Graf wurde blaß und kniff die Lippen zusammen, indem er das Handbillet des Fürsten schweigend in die Tasche steckte, das officielle Schreiben theilte er jedoch mit und empfing die wortreichen Glückwünsche aller Anwesenden, zu denen sich noch die Kriegsräthin und ihre andre Nichte gesellt hatten.

Nachdem noch viel darüber hin und her gesprochen war, entfernten sich alle Uebrigen wieder auf einen Wink des Präsidenten und dieser blieb mit dem Grafen allein.

„Der Fürst," nahm der Präsident, nach einer für beide Theile peinlichen Pause das Wort, „war überaus gnädig gegen mich. Allein Ihre Durchlaucht setzten mich in nicht geringe Verlegenheit, indem sie mir das huldvolle Handschreiben, welches der Fürst an Ew. Erlaucht eigenhändig erlassen hatte ad statum legendi (zum Lesen) vorlegten."

„Dessen Inhalt," fiel ihm der Graf ins Wort, „mich allerdings in nicht geringes Erstaunen setzen mußte."

„Ich dächte nicht," entgegnete der Präsident, „wenigstens haben Sie, Herr Graf, meiner Hulda so geflissentlich und öffentlich den Hof gemacht, daß die ganze Welt glauben mußte, Sie hätten ernstliche Absichten. Ich

wenigstens darf versichern, daß ich für Ew. Erlaucht persönlichen Charakter zu viel Hochachtung stets gehegt habe, um glauben zu können, daß Sie eine junge Dame, deren Rang und Stand dem Ihrigen wenig nachsteht, der Medisance preisgeben würden, um das Vergnügen zu haben ihr einige Galanterien zu sagen."

„In der That, Herr Präsident, ich wüßte nicht, daß ich bei Fräulein Hulda, über die gewöhnliche Artigkeit, die jeder Kavalier einer jungen Dame von Stande schuldig ist —"

„Und dann," fuhr der Präsident mit unerschütterlicher Ruhe fort, „mußte die vom Fürsten aufgefaßte Meinung des Publikums darin eine Bestätigung finden, daß Sie sich in das Haus meiner Schwägerin bringen ließen, und die Pflege meiner Nichten während Ihrer Krankheit annahmen."

„Bringen ließen?" rief der Graf mit eben so viel Spott und Ausdruck im Ton, als Verwunderung aus, „hat ein Ohnmächtiger Willen? kann ein Mann, der das Bein gebrochen hat, gehen wohin er will? und haben meine höflichen Protestationen vermocht, Ihre Fräulein Nichten zurückzuhalten von Bemühungen, für die ich ihnen unendlichen Dank schuldig bin, die aber, das gestehe ich selbst, und deshalb waren sie mir höchst ängstigend, leicht ihren Ruf exponiren konnten, bin ich schuld daran ...."

„Schuld oder nicht schuld," nahm jetzt die Tante

Kriegsräthin das Wort, die indeß zum Succurs ihres Schwagers herangetreten war, „das gilt der That nach gleich; als Kavalier werden Sie fühlen, daß Sie ihnen eine Reparation d'honneur für diese und frühere Vorgänge schuldig sind und welche andere gäbe es für ein tugendhaftes junges Fräulein, als die Hand des Mannes, der das Unglück gehabt hat, den Ruf einer solchen Dame zu compromittiren. Oder ist Ihnen meine Nichte etwa nicht gut genug?" fügte sie spitz hinzu.

„Ei, meine Gnädige, au contraire," entgegnete der auf's Höchste in die Enge getriebene Graf, „indeß gestehe ich offen, daß ich bis jetzt nie gewagt habe, mir nur die Möglichkeit zu denken, daß ich jemals das Glück haben könnte, von dem Herrn Präsidenten als Schwiegersohn anerkannt zu werden, da bekanntlich große Meinungsverschiedenheiten unter uns herrschten, deren Beseitigung ich bei der ehrenwerthen Festigkeit Sr. Excellenz nie hoffen durfte."

„Mein lieber Herr Graf," sprach der Präsident mit einer gewissen Weichheit und mit dem niedergeschlagenen Blick der Beschämung, „Sie kennen die Mythe vom Achill, der nur an der Ferse verwundbar, übrigens ein unverletzbarer Held war, das ist auch mein Fall; kämpfe für meine Meinung zu Gunsten der Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, wenn es sein muß mit meinem Leben, aber die Liebe zu meiner Tochter ist meine schwache

Seite, meine Ferse des Achill. Die Zeit hat uns gelehrt: daß auf einer Stufe der Bildung stehen jeden Unterschied des Standes auslöschen heißt, der neue wahre Adel ist der des Verdienstes und dessen größester Feind ist ein alter verkommener Adel ohne innern Werth und Gewicht. Jede Zeit hat ihren Charakter, es hieße denn den unsrigen verkennen, wollte man aus dem Moder der Vergangenheit alle untergegangenen Adelsvorrechte hervorsuchen. Sie wissen, mein Herr Graf, für diese Ueberzeugung habe ich redlich gekämpft, und hätte Sie, der entgegengesetzte Tendenzen verfolgte, leicht aus dem Staatsdienst entfernen können; mein Einfluß war dazu stark genug, der Fürst ist gut und lenksam, wenn man ihm nur Geld genug schafft und seinen kleinen Neigungen nicht entgegentritt: urtheilen Sie also selbst, wie viel Ueberwindung es mich kosten mußte, Sie auf eine Stelle durch mein Fürwort erheben zu lassen, wo Sie meinen Einfluß aufheben können, damit aber Ihnen meine Lieblingsideen, ja lassen Sie es mich gestehen, das Heil des Volks, das Licht der Aufklärung, und den Segen des Fortschritts zu opfern, allein beklagen Sie mich, bemitleiden Sie mich, ich fühle nicht die Kraft, das Glück meines Kindes zum Opfer zu bringen, es ist die Ferse des Achill, die mich treibt Ihnen zu weichen, aber ich weiche nur unter einer Bedingung, — Sie erfüllen des Fürsten Wunsch und Erwartung, oder Sie beleidigen den

Fürsten, und ihre politische Laufbahn hat mit einem Wort von mir ein Ende."

Diese bestimmte Erklärung setzte den Grafen in die peinlichste Alternative, entweder alle seine Reactionspläne aufzugeben, oder heirathen! Und zwar heirathen diese schöne Hulda, beim Himmel keine grausame Strafe, eine bildschöne Frau zu besitzen, beneidet zu werden von aller Welt, einen Hof von Anbetern um sie versammelt zu sehen; halt, das war eins, Hulda war kokett, und nur durch Koketterie hatte sie ihn angezogen und gefesselt, und nur seine Politik war ihr entgegen gekommen, aber er liebte sie nicht, er liebte seine Freiheit. Halt, das Wort Politik hat hier Gewicht, aus Politik heirathen die Großen dieser Erde, aus Politik wird selbst unter dem Adel manche Verbindung geschlossen; warum sollte ich nicht heirathen aus Politik? Nach Geld und Gut brauche ich nicht zu heirathen, denn ich bin reich genug, aber meine Politik und die des gesammten deutschen Adels fordert diese Vermählung, wodurch ich die Macht erlange, einen souverainen Staat nach Gefallen und Belieben zu regieren; gelingt es mir hier den gesunkenen Adel wieder zu Ehre und Ansehen zu verhelfen, so wird das bald Nachahmung finden in allen Gauen deutscher Zunge; wohlan, bringen wir das Opfer, die Liebe kommt in Konvenienzheirathen entweder nachgehinkt, oder nicht; nun dann tröstet man sich mit Andern und führt eine

französische Mariage de beau monde, man genirt sich einander nicht und genießt das Leben, jeder auf seine Façon. Eh bien ...."

„Nun, eh bien?" fragte die Kriegsräthin, die das stille Selbstgespräch, das laut mit diesem Ausruf schloß, lange beobachtet hatte.

„Eh bien," nahm jetzt Graf Stephan das Wort, „ich würde mich sehr glücklich schätzen, mein Herr Präsident, wenn Sie mich der Ehre würdig halten wollten, Ihrer liebenswürdigen Hulda meine Hand bieten zu dürfen. Indeß werden Sie selbst einsehen, daß ein Kavalier, im Negligée auf dem Krankenbette nicht mit Anstand einer jungen Dame Ihres Ranges Declaration machen darf. Ich appellire an Ihren eignen feinen Takt, gnädige Frau."

„Allerdings, mon chère Comte, die Dehors verlangen alle mögliche Egards, da es aber eben so hart als unbillig sein würde zu verlangen, daß Sie die Gefühle der Liebe für unsere Hulda, die in Ihnen glühen, so lange im Innern verschlossen halten sollen, bis Sie solche im Frack und in Escarpins darlegen könnten, empfehle ich Ihnen ein vortreffliches Mittel, eine Déclaration d'amour zu machen; voilà papier de rose parfumée, und hier Feder und Tinte!" damit klingelte sie mit dem silbernen Glöckchen und Johann trat ein; „Jean,

den Leseesel aus meinem Boudoir, Seine Erlaucht wollen schreiben."

Was war nun zu machen? ausweichen nicht mehr möglich, mit diplomatischer Klugheit mußte man bonne mine à mauvais jeu machen und noch den möglichsten Nutzen von der unangehmen Affaire ziehen; der Leseesel war über das Bett geschoben, das Rosapapier aufgelegt, die eingetauchte Feder hielt der Graf in der Hand, Jean hatte sich zurückgezogen, der Präsident saß am Fenster und las indifferent in einem Zeitungsblatt. „Ich aber," sprach die Kriegsräthin, „werde unsere gute Hulda vorbereiten, damit die plötzliche Freude sie nicht tödte," und damit zog sie sich zurück; der Präsident aber warf einen Blick über das Zeitungsblatt hinweg und sah, daß der Graf noch immer zögerte mit halb erhobener Feder.

„O bitte," sprach er, „der Verse bedarf es nicht, ein paar Worte, Prosa, das genügt."

Der Graf merkte seine Absicht. „Sie wollen mich binden, Herr Präsident," sprach er, „durch diese Schrift, nun wohl, so will ich gebunden sein, aber unter Bedingungen, die Sie mir zugestehen müssen, wenn Sie wollen, daß ich selbst gebunden sei."

Damit tauchte er die Feder noch einmal ein und schrieb:

„Mein holdes Fräulein!

Ihre himmlische Güte, Ihre zarte Sorge für mein

Wohl, Ihre reizvolle Schönheit und unaussprechliche Liebenswürdigkeit haben mich zu Ihrem Sklaven gemacht. O Hulda, erhören Sie mich, ich liebe Sie, ich bitte um Ihre Hand. Ihr würdiger Herr Vater und Ihre verehrte Frau Tante haben mir den Muth gemacht ein Geständniß abzulegen, von dessen Erhörung das Heil meines Lebens abhängt. Sagen Sie ja himmlische Urania, und empfangen Sie als Dankopfer die ausströmenden Gefühle eines ewig für Sie brennenden Herzens. Aber ich würde weder Ihrer Liebe noch der Güte Ihres Herrn Vaters werth sein, wenn ich eigennützig genug wäre, ihm die Gegenwart und Pflege einer geliebten Tochter zu entziehen, so lange er noch derselben als Erholung von so ernsten Staatsgeschäften bedarf, die ihm sein hohes Amt auflegen. Ich erkläre also hiermit feierlich, und bringe damit das größeste Opfer, daß kein Priester unsere Hände eher verbinde, bis Ihr Herr Vater aus dem Staatsdienste gänzlich ausgetreten sein wird, der ihm so viel Arbeiten und Verdruß zuzieht, nur dann, wenn ich so den Frieden und das häusliche Glück des würdigen Greises gegen jede Störung gesichert sehe, würde ich an dieses Wort mich für gebunden halten.

Empfangen Sie die Versicherung der Verehrung und Hochachtung Ihres

Sie unbeschreiblich liebenden

Stephan, Graf zu ꝛc.“

Schweigend übergab der Graf dieses Billet-doux dem Präsidenten, der es aufmerksam durchlas und mehreremal dabei die Farbe wechselte.

„Sie wünschten also," sprach dieser nach einer Pause, „daß ich mich zurückziehe aus dem Staatsdienst?"

„Ja, mein Herr Präsident, um Ihrer eigenen Ruhe willen. Sie würden ihre Opposition gegen die Reactionen, die ich begünstigen werde, nicht aufgeben. Es würde Sie aber beunruhigen, wenn Sie bei meiner Stellung im Kabinet mit ihren liberalen Oppositionen nicht durchdringen und sich selbst Unannehmlichkeiten damit zuziehen würden, die noch den Abend eines schönen, segensreich wirkenden Lebens verbittern würden."

„Mein Herr Graf," sprach der Präsident mit Bekümmerniß, „ich fühle wohl, daß Ihre Gegenwirkung den Segen meines Wirkens wieder aufheben wird, ich werde darüber sehr unglücklich sein, ohne Reue vermag ich die Früchte meines ganzen Lebens nicht dahin zu werfen, ohne Schmerz nicht ein verlorenes Dasein zu beweinen — und dennoch mein Rücktritt ist eine unvermeidliche Konsequenz Ihrer Erhebung auf einen Posten, der meinen Einfluß auf nichts reducirt; meine süße Hulda, die Sie längst im Stillen liebte, machte es aber zur Bedingung ihres Lebensglücks, daß Sie auf einen Posten gestellt würden, der sie faktisch zum Regenten des Landes macht. Dieser Wunsch war mir Gesetz, Sie

aber machen meinen Rücktritt zur Bedingung Ihrer Vermählung mit meiner Tochter. Nun gut, ich weiche; aber sein Sie menschlich, machen Sie mein Kind glücklich."

„Gewiß, mein Herr Präsident," sprach der Graf doppelsinnig, „ich werde sie so glücklich machen, wie der Glanz des Reichthums und des Ranges ein Wesen machen kann, von dem Shakespeare sagt: Eitelkeit, dein Name ist Weib!"

Der Präsident kannte leider bei aller Verblendung der zärtlichsten Vaterliebe diese Schwäche an seiner Hulda, und schweigend legte er das duftende Briefchen zusammen in ein Couvert, überreichte es dem Grafen, der es mit Mundlack versiegelte, dann dem Bedienten klingelte und mit dem Befehl übergab: „An Fräulein Hulda."

Der Präsident erhob sich und sprach mit Rührung: „Ich aber werde jetzt meine letzte Pflicht als Vater erfüllen, mein Kind zu segnen, Sie aber, Herr Graf, machen Sie sich gefaßt, Hulda's Jawort und meinen väterlichen Segen zu empfangen." Damit verneigte er sich anmuthig grüßend und verließ das Gemach.

„Verdammt, gefangen!" murmelte der Graf vor sich hin; „indeß was thut man nicht, um eine große Idee ins Leben einzuführen. Der Fürst ist mein, das Land ist mein, und ein schönes Weib ist mein, was will man

mehr? Dieses schöne Weib aber ist ein kleiner Teufel, das mich tyranniſiren und unglücklich machen wird; nun dagegen wollen wir uns schon waffnen, so lange wir sie nicht lieben; aber sollte ich jemals das Unglück haben, in meine schöne Frau verliebt zu werden, so würde Eifersucht mich todt martern; sie ist eine entschiedene Kokette. — Hier heißt es aber Mann zu bleiben, ich werde mein Herz schon bewahren; wer schon in allen Residenzen Europa's den Don Juan gespielt hat, wie ich, wird nicht durch einige zärtliche Blicke und glühende Küsse sich um den Verstand bringen lassen. Der kluge Mann zieht aus allen Dingen Nutzen. Ihre Gefallsucht wird einen Schwarm von Anbetern um sie versammeln und die ganze männliche Aristokratie, so wie die raisonnirende Jugend zu meiner Verfügung stellen, vielleicht gelingt es ihr gar, den Erbprinzen an ihren Siegeswagen zu fesseln, dann wäre mein Spiel gewonnen! der Fürst mit seiner korpulenten Figur, dem kurzen Halse und seiner Neigung zu starken Getränken ist dem Schlagfluß ausgesetzt. Was würde dann aus meinem mühsam aufgebauten System der Reaction werden? Der junge Erbprinz verräth Verstand und prononcirte Willenskraft; er ist, durch den Präsidenten, meinen werthen Herrn Schwiegervater, in Staatswissenschaften und der Staatspraxis gebildet, entschieden freisinnig; er liebt das Volk, und alles Koterieweſen und das moderne Junkerthum eines

verkommenen Adels, wie er sich neulich spöttelnd darüber ausdrückte, ist ihm eben so verhaßt wie das Maitressenwesen seines Vaters. Mein Volk, sprach er neulich zu mir in Gegenwart des Präsidenten, soll einmal mein Andenken segnen, nicht fluchen; mein Volk soll frei und glücklich werden. Freiheit innerhalb der gesetzlichen Schranken kann nur zum Heil des Staats gereichen. Ich werde kein Gesetz geben, ohne die öffentliche Meinung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit desselben überzeugt zu haben; diese Ueberzeugung sichert besser den Gehorsam, als Bayonnette, es macht glücklicher, über ein freies, wohlhabendes Volk zu herrschen, als über ein Volk gedrückter Sklaven. Ich werde nie dulden in meinen Staaten, daß ein Stand sich über den andern erhebe, sondern nur dem Verdienste und der Bildung den Vorrang einräumen, der ihr gebührt in der menschlichen Gesellschaft, auf der Höhe unserer Zeit. — Was nun das für Redensarten sind? ich mit meinen Ansichten und Plänen wäre verloren, wenn ein Fürst von solchen demokratischen Gesinnungen auf den Thron käme. — Prinz Karl ist erst achtzehn Jahre alt und dabei schüchtern und zurückhaltend; was wird er erst werden, wenn er volljährig ist und als Regent des Landes auftreten wird. Unter ewiger Vormundschaft läßt er sich nicht halten, sein Charakter ist zu ernst und fest, seine Sitten sind ohne Tadel, er liebt weder Glanz noch Pracht und wird

sich nie durch Ausschweifungen verführen lassen, sich um die Regierung so wenig zu bekümmern, wie sein Vater. Das Einzige wäre, daß man ihm eine große Leidenschaft einzuflößen suchte. Hulda ist zwar reizend und gewandt genug, um einen jungen Fürsten an ihren Triumphwagen zu fesseln; allein wie lange würde es dauern, um ihm eine tiefere Leidenschaft einzuflößen, fehlt es ihr an Geist und Herz; grenzenlose Verlegenheit! Ich sehe mich im Geiste schon in tausend Intriguen verwickelt, die mich aufreiben werden; ich bedarf eines vertrauten Gehülfen, dem für Geld und Ansehen alles feil ist, selbst Ehre und Gewissen. Johannes ist zum Intriguanten nicht zu gebrauchen, seiner Rechtlichkeit widerstrebt jeder Schleichweg zum Ziel, so wie das Ziel selbst, wenn es kein edles ist in seinem Sinne. Ihn darf ich nicht einmal in die Karten sehen lassen, aber halt, wer steigt da aus dem Wagen? wahrlich, der Canzler meines gnädigsten Oheims; der kommt mir eben gelegen, ich habe den Mann lange mit Kaltsinn und als eine subalterne Kreatur mit gebührender Geringschätzung behandelt, er ist aber ein schlauer durchtriebener Fuchs und submiß wie ein geprügelter Hund, der mir einmal gute Dienste leisten kann als vertrauter Gehülfe in allen Intriguen. Versuchen wir, ihn für unsere Ideen zu gewinnen."

Nach erfolgter Anmeldung trat der Canzler und

Geheimschreiber des Freiherrn mit drei tiefen Bücklingen ein.

„Mein gnädigster Herr und Gebieter," begann er, „Jakobus der 199ste, Reichsfreiherr auf Kranichfels ꝛc., lassen Ew. Erlaucht ihren hohen Gruß vermelden und sich nach Höchstdero Befinden erkundigen."

„Wir haben geruhet, wohl zu ruhen," entgegnete Stephan, den Mißbrauch solcher Respektsformeln persiflirend, „und lassen unserm gnädigsten Herrn Onkel unsern Respekt und Dank vermelden; nun aber," fuhr er im freundlichen Tone fort, „mein lieber alter Rabulista, wie hat es Dir so lange gegangen, seit ich abwesend bin; in der That, Dein Geschick und Dein Wohlergehen interessiren mich auf das lebhafteste."

„Ew. Erlaucht belieben vielleicht zu scherzen, sich nach dem Befinden eines alten Mannes zu erkundigen, der seit den fast zwei Jahren Höchst Ihrer Rückkehr von der Reise noch nicht ein Mal das Glück gehabt hat, eines beachtenden, geschweige denn eines huldreichen Blickes von dem hohen Erben von Kranichfels gewürdigt zu sein."

„Du hast Recht Alter, mir Vorwürfe zu machen."

„O mein gnädigster Herr, wie könnte ich so etwas wagen?"

„Nein, nein, im Ernst, ich bin der schuldige Theil;

Zerstreuung, Geschäfte, Arrangements et caetera, mögen mich entschuldigen; wir andern haben stets so viel zu beachten, berücksichtigen und zu thun in den höhern Regionen unserer Gesellschaft, daß die kleinen Leute der Bourgeoisie leicht unsern Blicken entgehen; nun also, mein Lieber, wie geht's?"

„So, so, gnädigster Herr, wie man's treibt, so geht es. Haben Ew. Erlaucht sonst noch etwas zu befehlen?"

„Nein, in der That nicht das Mindeste; aber halt, apropos, Du kennst so ziemlich die Verhältnisse in der Residenz?"

„Auf das genaueste, Erlaucht, in den meisten adligen Familien war ich Konsulent und habe besonders nicht selten das Glück gehabt, Arrangements mit den Gläubigern zu Stande zu bringen, wobei die Herren Kreditoren noch froh sein mußten, zehn Prozent von ihren Forderungen zu erhalten."

„Du kennst auch den Erbprinzen?"

„Ob ich ihn kenne? o, das ist ein lieber durchlauchtigster Herr; ich habe das Glück gehabt ihm einigemal im Geheim ein Darlehn zu verschaffen von unserm gnädigsten Herrn auf Kranichfels."

„Ein Darlehn? hat er geheime Ausgaben? vielleicht eine stille Maitresse?"

„Du liebster Himmel, dieses unschuldige Kind eine

Maitresse; eher würde ich deren zehn haben, und bin doch schon ein alter Knabe, als dieser unschuldige Engel eine halbe."

„Nun was denn?"

„Gnädigster Herr, ich darf nicht davon sprechen, aber wenn Ew. Erlaucht befehlen ...."

„Rede. ..."

„Seine Durchlaucht der Erbprinz sind etwas knapp gesetzt von höchst Ihrem durchlauchtigsten Herrn Vater, und Sie haben ein wohlwollendes menschenfreundliches Herz. Es giebt aber viele arme Familien in X. und auf dem Lande, besonders verschämte Arme; da haben denn Höchstdieselben zu mir, Ihrem unterthänigsten Knecht gesprochen: Rabulista, ich weiß, daß Du ein redlicher Mann bist und ein fühlendes Gemüth hast. ..."

„Das weiß der Himmel," lächelte der Graf.

„Du hast mir," fuhr Jener fort, „diese Gelder verschafft, ich aber bedurfte ihrer zu keinem andern Zwecke, als Nothleidenden zu helfen, deren gedrückte Lage mir bekannt geworden ist; damit nun meine kleinen Almosen, die ich zu geben pflege, nicht gleich an die große Glocke geschlagen werden, bitte ich Dich, Du wollest den Hülfsbedürftigen meine Gaben austheilen, aber gewissenhaft meinen Namen dabei verschweigen, kannst ja thun, als kämen die Gaben von eigner Hand ...."

„Oder von Deiner eignen," lachte der Graf,

„sicher hast Du so oder so Dein Schäfchen dabei geschoren."

„Gnädigster Herr, es steht in der Schrift: du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden."

„Sag' einmal aufrichtig, hast Du nichts gemerkt von geheimen Passionen des Erbprinzen?"

„Nicht das Mindeste, sein erster Kammerdiener ist mein Freund und er hätte mir sicher Alles verrathen, da durch ihn die meisten Unterhandlungen mit mir gingen. Seine Durchlaucht der Erbprinz sind keusch und rein wie ein Engel."

„Verdammt, es wird ihm nicht beizukommen sein; sag' an, wie könnte man Einfluß auf ihn gewinnen? durch seinen Kammerdiener?"

„Nur in Sachen der Wohlthätigkeit."

„Hm, vielleicht durch schöne Weiber?"

„Im gewöhnlichen Sinne nicht, Erlaucht, aber so eine platonische Liebe. Der gnädigste Herr geruhen nicht selten zu dichten und seine Gedichte reden dann von einer schwärmerischen Liebe zu einem reizenden Elfenkinde. Sie müssen doch wohl so etwas in petto haben; so etwas Apartes, und wie soll ich sagen, Ideales."

„Der Erbprinz war von Jugend auf viel im Hause des Präsidenten. Sollte vielleicht eine seiner Töchter, die schöne Hulda etwa, Eindruck auf sein jugendlich schwärmerisches Gemüth gemacht haben?"

„Nein beim Himmel nicht, er liebt die Weltkinder nicht, diese Hulda, sagt er, ist eine putzsüchtige Aeffin, eine Erzkokette und die andere eine alberne Gans.“

„Danke für das Kompliment,“ lachte der Graf hell auf, „die putzsüchtige Aeffin ist meine Braut, die Gans meine künftige Schwägerin, komme da auf Seele in eine prächtige Sippschaft!“

„Herr Gott, Herr Jesus!“ rief der alte Canzler an allen Gliedern zitternd, „schwatze da dummes Zeug ins Gelag hinein. Nein, nein, auf Ehre, ich war es, denn Seine Durchlaucht nannten mich eine putzsüchtige Aeffin und Höchstdero Kammerdiener nannten Höchstsie eine alberne Gans.“

„Ha ha! nun wird er gar verrückt vor lauter Respekt; jetzt aber, Patron, gebrauche ich Deine Klugheit. Nach dem, was Du sagst, wäre der Erbprinz einer schwärmerischen Inklination nicht unzugänglich! gestehe nur, Du bist ein alter Fuchs, Du hast längst ausgewittert, nach welcher Blume hin die durchlauchtigste Nase schnuppert.“

„Ich wittere wohl, woher der Wind kommt, indeß der Mensch darf nicht alles sagen, was er sich so denkt in seinem dummen Verstande.“

„Nur heraus damit!“

„Wenn es nun unsere kleine Mamsell Franziska wäre . . . .“

„Teufel, das wäre süperb!“

„Nun, dann heraus mit der Sprache,“ rief der Canzler sich selbst ermuthigend. „Als sich unsere Franziska noch in der Residenz in der Familie des Professor Volkmann befand, hatte dieser auf Empfehlung des Präsidenten die Ehre, dem durchlauchtigsten Erbprinzen Vorlesungen in der Geschichte zu halten. Der junge gnädigste Herr aber fand Gefallen an dem geistreichen und freisinnigen Manne, der unter allen Umständen und ohne viel Façon und Rücksichten stets die Wahrheit und seine innigste Ueberzeugung aussprach. Der Erbprinz ist bekanntlich im edlern Sinne populair, spricht mit dem Geringsten, ohne den Ton einer vornehmen Herablassung anzunehmen, so besuchte er auch öfter des Abends das Haus und den Familienkreis des Professor Volkmann, und da war es, wo der eben dem Knabenalter entwachsene fürstliche Jüngling ein lebhaftes Interesse nahm an einer kleinen Person, von absonderlichen Geistesgaben und einer excellirenden Munterkeit, die gleich einem artigen Kinde jedes Herz anzieht.“

„Ei, alter Schwärmer, Du geräthst ja selbst in Ekstase, ich glaube, Du bist selbst in dieses Mädchen verliebt.“

„Ja, Erlaucht, und zwar amore paterno, will sagen, mit einer wahrhaft väterlichen Liebe.“

„Und ihr Name?“

„Unsere Franziska.“

„Franziska? Parole d'honneur! das wäre eine Favorite für unsern Erbprinzen.“

„Erlaucht!“

„Nun, was hast Du dagegen?“

„Um diesen Engel wäre es schade, ein gefallener Engel zu werden, und jeder Versuchung würde ewig ihr sittliches Gefühl, ihre Festigkeit widerstreben.“

„Ei wer redet denn von einem gemeinen Verhältnisse! Hier gilt es nur Narrheit von platonischer Liebe, eine sogenannte Vergötterung, die so zart ist, daß die tugendhaften Liebenden schon eine Lust für ein Verbrechen halten; von einer Liebe, die aus Seufzern gewoben und mit einem Händedruck gespickt ist. Franziska soll seine Freundin im höchsten und reinsten Sinne des Worts werden, Beglückerin des Landes und Schutzengel des Regenten desselben. Franziska würde sich leicht über jedes Vorurtheil erheben, versteht man es nur, ihr die Freundschaft für den Thronfolger aus dem Standpunkt der Humanität und des Menschenwohls an's Herz zu legen. Zu Dir scheint sie ein kindliches Vertrauen zu hegen, Du wirst nur Deine väterliche Stimme zu erheben brauchen, und sie wird Deinen Rath für Befehl nehmen, wie ein folgsames Kind.“

Rabulista schüttelte ungläubig langsam den Kopf.

„Du bedenkst Dich noch? ich aber kann Dir nur

rathen, zweierlei zu bedenken," entgegnete der Graf, indem der Ton seiner Stimme in einen tiefen, drohenden Ernst überging: erstens, ist es ehrenvoller für Dich, Canzler des souverainen Fürsten von X. zu werden, als der untergegangenen Größe eines vormaligen Reichsritters, und zweitens, ist es besser ein Geschenk von 10,000 Thaler von mir zu erhalten, für den Fall, daß Franziska Geliebte des Erbprinzen wird, als eingekerkert zu werden für den Fall, daß diese Parthie nicht zu Stande kommt; denn sei überzeugt, man ist gewissen Spitzbübereien, Unterschleifen und Rechnungsfälschungen ꝛc. auf die Spur gekommen, die zehnmal hinreichen würden, Dich an den Galgen zu bringen."

Der Canzler wurde bleich, seine Lippen bebten; er umkrallte krampfhaft den Sessel, worauf er mit vorgebogenem Leibe und eingezogenen Füßen saß; in seinen kleinen grauen Augensternen spielte ein grünliches Licht; es war jeden Augenblick, als wenn er losbrechen wollte, endlich sprach er fast tonlos:

„Herr Graf, das Letztere werden Sie nicht thun, und stände ich auf Ihre Anklage schon unter dem Galgen, so würde ein Wort von mir, ein einziges Dokument, das ich besitze, Sie vernichten."

„Was ist das? welche Impertinenz?"

„Halten Ew. Erlaucht davon was Sie wollen," fuhr Rabulista fast geisterhaft fort, „ich pflege nur

einmal zu warnen; ist das Beil erst gehoben, so halten keine Mächte des Schicksals mehr den vernichtenden Streich auf. Doch wir sprachen ja von andern Dingen. Sie haben da Gnomen heraufbeschworen, deren Silberschätze Gewicht bei mir haben, und aus diesen und andern geheimen Gründen bin ich der Ihrige mit Haut und Haar."

Der Graf war ernst und nachdenkend geworden: „Was Du da redetest, um mich einzuschüchtern, hat keinen Sinn, ich glaube, Du leidest am partiellen Wahnsinn. Ich werde versuchen, solche Ungereimtheiten zu vergessen; im Uebrigen genügt mir Deine Zusage des Mitwirkens. Ich denke kleine ländliche Feste zu geben, bei welchen die Bekanntschaft der Beiden wieder erneuert werden kann."

„Glauben Ew. Erlaucht dadurch im Ernst zu Gunsten Ihrer aristokratischen Pläne etwas auszurichten, so fühle ich mich gezwungen, die Besorgniß zu äußern, daß Franziska's Einfluß eher entgegenwirken als förderlich sein möchte; der gnädigste Herr Graf kennen ja selbst ihre liberalen Gesinnungen."

„Gesinnungen eines Weibes stehen unter der Herrschaft ihres Herzens; sind wir erst auf den Punkt gelangt, daß sie den Erbprinzen liebt, so dürfen wir ihr nur revolutionaire Verschwörungen von Seiten demagogischer Umtriebe vorspiegeln, um ihr die Ueberzeugung

beizubringen, daß Leben und Thron des jungen Fürsten nur unter dem Schutz einer mächtigen Aristokratie gesichert sei."

„Ich werde alles anwenden; indeß ich fürchte . . ."

„Von etwas Anderm denn; Du hast nun Deine Instruktion und wirst Dich bei Vermeidung meiner Ungnade darnach zu achten wissen, und zum Beweise, daß ich jetzt schon die Macht habe, Dir ein Sort zu machen, sieh hier mein vom Fürsten vollzogenes Patent als geheimer Kabinetsrath, und nun geh und melde solches meinem Herrn Onkel, ich erwarte in wenigen Minuten das Erscheinen meiner schönen Braut und werde erst noch eine rührende Scene abzuhalten haben, ehe ich mir die Fasanen schmecken lassen werde, die es heute Mittag zum Besten giebt, wie mir mein Henry ausspionirt hat. — Adieu!"

Während dieser entsetzlichen Verhandlung, die über das Glück eines unschuldigen liebenswürdigen Mädchens wie ein drohendes Verhängniß schweben sollte, hatte es im Damenzimmer der Villa der Kriegsräthin eine Scene anderer Art gegeben.

„Hier, meine süße Hulda," sprach der Präsident eintretend, indem er ihr das Billet-doux überreichte, „Deine Wünsche werden gekrönt werden, obgleich sie mich die schwersten Opfer meines Lebens gekostet haben."

„O nein, mein theurer Vater," rief Hulda mit dem Ausdruck eines Gefühls, das zu überspannt war um natürlich zu sein, „um diesen Preis wäre mir selbst mein Lebensglück zu theuer erkauft."

„Nein, nein, deshalb sage ich es nicht, mein geliebtes Kind, ich wollte Dir nur beweisen, wie sehr ich Dich liebe . . ."

„Sie werden ihm doch nicht Ihr Vermögen abtreten, mein Vater? oder das schöne Gut Barkenfelde?" fragte ihre Schwester Flora.

„Wäre es nur das, mein Kind, ich könnte mich beruhigen; aber es sind meine Grundsätze und meine Wirksamkeit zum Wohl des Staats; ich habe mich entschließen müssen, meinen Abschied zu nehmen."

„Ach, Papa," rief Flora, „dann werden wir weniger Einnahme haben, wenn Ihr Gehalt ausfällt."

„Und weniger Fêten geben können," fiel die Kriegsräthin ein.

„Nichts von dem Allen," versetzte der Präsident; „auf Gehalt hatte ich schon längst zu Gunsten wohlthätiger Anstalten verzichtet und würde auch eine Pension ausschlagen, wenn sie mir angetragen würde."

„Aber, Papa, das schöne Geld!" rief Flora, „wie viel Zinsen würde das gebracht haben, hätten wir es auf Interessen gelegt."

„Ei ei, Herr Schwager, was Sie da sagen, ist mir

neu, wie kann man jährlich 2000 Thaler an die Armen geben; o wie viel Roben aus Paris, wie viel kostbare Meubeln und brillante Equipagen hätten dafür angeschafft werden können; wie veraltet ist schon die ganze Einrichtung Ihres Hauses, welcher Glanz konnte allein schon mit diesem Gelde über unsre Familie gebracht..."

„Und welche Schätze gesammelt werden," ergänzte Flora, „ich würde mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, sie täglich zu zählen."

„O ihr herzlosen Personen, gilt Euch die gestillte Thräne der Armen und Nothleidenden nichts?"

„Ach ja, Papa," entgegnete Hulda mit dem etwas theatralischen Ausdruck der Empfindung, „es bleibt doch nichts Schöneres als Glückliche zu machen; wenn ich meinem Kanarienvogel Zucker gebe, so habe ich Mitgefühl mit dem Wohlbehagen, womit er daran pickt, und einem Bettlerkinde würde ich weit lieber einen Groschen vorwerfen, wären diese kleinen Kreaturen nicht so schmuzig. Fi donc! Es ist traurig in der Welt, daß man sich für sein eigenes Mitleid ekeln muß; dagegen wissen Sie selbst, Papa, wie oft ich schon aus Wohlthätigkeitssinn auf — doch was ich eigentlich sagen wollte, Sie, Papa, verlieren in der That in der Einbildung; Ihre Grundsätze brauchen Sie deshalb nicht aufzugeben, und werden nun Zeit haben ganze Bücher zu schreiben über die Kunst, wie man durch Freisinnigkeit das Volk be-

glücken kann, und ihre Muße wird der Welt heilsamer werden, als es jemals der angestrengteste Fleiß in der Verwaltung eines so kleinen Landes werden könnte."

„Bei Gott, Mädchen," rief der alte Präsident aus, „Du hast mir den wahren Balsam verordnet, um meine Wunde zu heilen. Ich verbinde Theorie mit Erfahrung und werde der Welt ein Werk hinterlassen, das offenbaren wird, wie sich das monarchische Prinzip am sichersten auf das Volk stützt; ich werde der Welt zeigen, daß ein Fürst um so mächtiger sei, je mehr er die öffentliche Meinung für sich hat, um so selbstständiger regiert, je mehr er die Wahrheit erkennt durch die Macht einer freimüthigen Presse; daß die Volksvertretung, wenn sie wahrhaft nützen solle, die Koncentration der Nationalintelligenz zur Verfügung des Fürsten stelle, daß im Gegentheil kein Regent, auch bei dem besten Willen für Volkswohlfahrt weniger wirken könne, als der dem Grundsatz folge: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!" Wahrlich der Regent, der zu hoch über dem Volksleben steht, um alles mit eignen Augen zu sehen, wird ohne Preßfreiheit und ohne wahre Volksrepräsentation dem Blinden gleichen, der vom Volksleben nichts erfährt, als was ihm die büreaukratischen Elemente seines Beamtenwesens vorzutragen für gut finden. In einem solchen Lande herrschen nur die Beamten, nicht der Monarch, und nie wird er die Idee der Ge-

sammtheit des Staats in seiner Person repräsentiren können, weil er sich fast unausbleiblich mit der Volksmeinung in Opposition befinden wird."

„Aber, Papa," entgegnete Hulda, nachdem sie dem Präsidenten lächelnd zugehört hatte, „Ihre Predigt mag sehr schön sein, aber wir verstehen nur nichts davon, und wir vergessen darüber die Hauptsache; der Graf Stephan hat um meine Hand angehalten, und eine Antwort muß ihm doch werden, führen Sie mich selbst zu ihm; oder soll ich schreiben?"

„Du fragst mich und nicht Dein Herz?" rief der Präsident.

„Das Herz, mein Herr Schwager," nahm die Kriegsräthin im Tone einer Gouvernante das Wort, „darf in solchen Dingen nicht gefragt werden, Anstandsrücksichten haben hier allein zu entscheiden, und in solchen Dingen, dächte ich, würde mir, die ich Mutterstelle bei diesen Kindern vertrete, wohl zustehen."

„Allerdings, ma chère, indeß habe ich in der That geglaubt, Hulda liebe den Grafen und werde sogleich eilen, den Bund der Herzen mit den Lippen zu besiegeln."

„O fi donc, Papa," entgegnete Hulda, „wer kann solche Gedanken nur hegen, die unter Leuten geringern Standes ganz manierlich sein mögen; ich glaube selbst, daß es passender ist, ihm erst meine Zustimmung schriftlich

zu erkennen zu geben und dann die Zeit abzuwarten, bis er selbst mir Visite machen kann."

„Unbedingt, ma nièce, das sind die Früchte meiner Erziehung, daß Dein feiner Takt Dich sogleich das Richtige treffen ließ."

„Aber, liebe gute Schwester," nahm der Präsident das Wort, „wozu hier noch so viel Etikette, wo man doch früher schon viel weiter gegangen war; hat nicht Hulda früher schon halbe Nächte allein an seinem Krankenbette gesessen?"

„Gewiß, aber als barmherzige Samariterin; eine solche Krankenpflege ehrt das zarte Geschlecht, selbst in den höhern Regionen; jetzt aber, würde sie als Braut an seinem Bette sitzen, was würde die Welt dazu sagen? Für Brautleute der geringern Stände mag sich das schicken, nicht aber für Verlobte unseres Ranges; unbedingt muß es dabei bleiben, daß der Graf und Hulda einander nicht wieder sehen, bis er im Stande sein wird, ihr im vollständigen Salonanzuge seine Aufwartung zu machen."

„O, verschrobene Welt!" rief der Präsident lachend, „indeß man muß den Frauen, die sich auf den guten Ton verstehen wollen, ihren Willen lassen. Nun so schreib Du, meine Hulda, ich werde indeß einmal der Nelkenflor meiner Frau Schwester mein Kompliment machen." Damit ging er hinaus.

Hulda setzte sich an den Secretair und verrieth durch ihr Zögern mit der eingetauchten Feder in der Hand, daß sie um den Anfang verlegen war.

„Es wäre doch besser," sprach sie nach einigem Zögern, „wenn der Doktor bewogen werden könnte, das Bein des Patienten für wieder hergestellt zu erklären. So nützliche Dienste auch der Beinbruch gethan haben mag, so ist doch die Zeit seines Nutzens jetzt vorüber, und es wird nur das Umhersenden der Verlobungskarten damit verzögert."

„Das ist allerdings sehr unangenehm," versetzte die Kriegsräthin, „denn in der heutigen Welt giebt ein stilles Verlöbniß gar keine Garantie; unsre jungen Herren glauben, ehe nicht die ganze Welt Zeuge davon ist, an das einer Geliebten oder deren Eltern gegebene Wort nicht gebunden zu sein."

„Wir können indeß vom Leibmedicus nicht verlangen, den Beinbruch des Grafen, den er noch heute früh für langwierig zu heilen erklären mußte, nun plötzlich für geheilt zu declariren."

„Wundenbalsam!" mit diesem Ausruf öffnete eine seltsame Figur die Thür des Zimmers, worin die Damen sich befanden, und diese schrien laut auf vor Schreck.

Es war ein hochgewachsener Mann, mit gebräunter Gesichtsfarbe und großen harten Zügen von einem edlen

Schnitt des Profils, welches ein Schnurrbart mit lang herabhängenden gedrehten Zipfeln, die mit einem Knoten endigten, geschmückt war. Die Augen waren klein, dunkel und funkelnd, und das schwarzbraune Haar trug er zurückgekämmt und rund verschnitten. Sein Anzug bestand aus einem hellblauen Husarendolman mit engen besetzten Beinkleidern, in der Hand hielt er einen runden Hut mit niedrigem Kopf und breiter, rings aufgeschlagener Krämpe. Ueber die ganze Figur war ein langer hellblauer, steifhinstehender Mantel geworfen und auf dem Rücken trug er einen Medizinkasten; in der Hand hielt er einen fast mannshohen Knotenstock. Diese Erscheinung war die eines ungarischen Medizin- oder Balsamträgers, wie sie damals nicht selten in allen Theilen Deutschlands hausiren gingen, und von den Landleuten mit abergläubischem Vertrauen in die Unfehlbarkeit ihrer Kunst behandelt wurden. Nicht selten theilten auch die höhern Stände, besonders die Frauen auf dem Lande, diese günstige Meinung, und kauften von solchen Ungarn ihren Bedarf an Pfeffermünzkuchen, Liquor, Räucherpulver, magenstärkende Tropfen und Lebensbalsam. Auch im Landhause der Kriegsräthin waren solche ungarische Hausirer nicht fremd, und nur der erste Schreck der Ueberraschung hatte den Damen den Schrei ausgepreßt.

Der Ungar blieb auf der Schwelle der geöffneten Thür stehen, und nachdem die Kriegsräthin ihn gefragt

hatte: „War denn kein Bedienter draußen?“ antwortete der Balsamträger in seiner aus verdorbenem Latein und eben so schlechtem Deutsch zusammen geworfenen Sprachweise:

„Nemo adest, Domina, Deus et sancta Maria sint Vobiscum. Kaufst Du nicht Wunderbalsam, welcher die Lahmen gehend und die Blinden sehend macht? et elixirium vitae, der alte Weiber wieder jung macht, oder,“ und damit wendete er sich an die beiden Töchter des Präsidenten, „audite vos virgines nobiles, kauft Schönheitsmilch, damit Euch die vergängliche Schönheit noch tausend Jahre conservetur. Kauft, kauft . . .“

„Halt, Ungar, kannst Du Beinbrüche heilen?“ fragte Hulda, von ihrem Briefschreiben aufsehend, indem ein schalkhaftes Lächeln verrieth, daß hier ein solches Wunder wohl leicht zu bewirken sein möge.

„Sanctissima Maria!“ rief der Medizinkrämer aus, „zehn Tropfen von diesem Wunderbalsam eingerieben und in zehn Minuten wird der Lahme gehen.“

„Gut,“ sagte die Kriegsräthin, „ich werde Dir Gelegenheit geben Deine Kunst zu zeigen. Folge mir.“

Damit ging sie in das Krankenzimmer des Grafen und sagte ihm, daß ein ungarischer Medizinkrämer draußen sei, der einen Wunderbalsam habe, wodurch er sein gebrochenes Bein in wenigen Minuten heilen könne.

Der Graf lachte laut auf und entgegnete: „Sie gnädige

Frau, werden mir im Ernſt nicht zutrauen, daß ich an ſolche Poſſen glaube; um indeß Gelegenheit zu erhalten, meinem ehrlichen Landsmann ein Geſchenk zu machen, laſſen Sie ihn eintreten."

Der Ungar trat ein und die Kriegsräthin zog ſich zurück.

„Salve, comes," ſprach der Ungar und fuhr dann auf Lateiniſch fort: „Deine Gnaden hat ein Bein gebrochen, ich aber beſitze einen Wunderbalſam, der das Haupt eines Geköpften wieder an den Rumpf heilen könnte; erlaubt es Deine Gnade mein Mittel anzuwenden, ſo wirſt Du ſpazieren gehen können, anſtatt hier zu liegen."

„Die verdammte Bandage," rief der Graf, „ſie hemmt mir den Umlauf des Bluts im ganzen Bein, mach' ſie einmal los, Ungar, und ſieh nach dem Schaden, auf meine Verantwortung."

Der Ungar wickelte die Bandage los und unterſuchte mit großer Aufmerſamkeit das Bein, an dem man äußerlich keine Verletzung ſah; dann nahm er etwas von ſeinem Wunderbalſam und frottirte damit das Bein des Grafen, das ſchon alles Gefühl verloren hatte, nach der Richtung des Laufs der Hauptarterien; dabei murmelte er lateiniſche Gebete und ſprach endlich: „Surge et ibis, erhebe Dich und Du wirſt gehen."

„In der That," rief der Graf, „ich glaube ſelbſt, es hat geholfen, oder, alle Teufel, mein Fuß war gar

nicht gebrochen, und der Hallunke von Doktor hat mich myſtificirt, um ein größeres Honorar zu erſchnappen..."

Damit war er aus dem Bette aufgeſtanden und konnte gehen wie ein Geſunder, nur noch etwas ſteif, in den Sehnen fühlte er vom langen Liegen ein bedeutendes Strammen.

Der Graf benutzte dieſen erſten Gang, um ſeine Chatoulle aufzuſchließen. Er nahm eine grünſeidene Börſe, die mit Gold gefüllt war, heraus und warf ſie dem Ungarn zu mit den Worten: „Das, nicht für Deine Kur, denn Du wirſt mich nicht für kindiſch genug halten, um an das Wunder Deines Wunderbalſams zu glauben, ſondern dafür, daß Du eine Intrigue aufgedeckt haſt, deren Urheberin ich das Glück haben werde zu heirathen; jetzt aber ſei dankbar und ſag' ehrlich an, durch wen erfuhrſt Du, daß mein Fuß nicht wirklich gebrochen geweſen ſei?"

„Domine comes, ich bin ein ehrlicher Ungar, der Deiner Gnaden Glück und Segen wünſcht, aber ich werde Dir deshalb ein noch wichtigeres Geheimniß mittheilen, zeige Niemandem an Deiner Wade das eingebrannte S, denn das möchte verrathen, daß man Dir in Ungarn das Zeichen des leibeigen Gebornen (Servus, Sklave, Leibeigner) eingebrannt habe, um Dich einſt als Gutshörigen zu reclamiren."

„Unſinn!" rief der Graf, „Narben, die Gott weiß

durch welche Verwundung in der Jugend entstanden sein mögen, nehmen bald diese, bald jene Gestalt an. Ich aber durchschaue Deine schändliche Absicht, Du willst mich schrecken und prellen um noch größere Geldsummen; aber ich rathe Dir mit Deinen Lügen das Weite zu suchen, sonst werde ich Dich als Vagabond und Verläumder festsetzen lassen."

„Gnädigster Herr," sprach der Ungar mit unerschütterlichem Gleichmuth, „es geht die Sage im Hause Hernany, daß vor uralten Zeiten einmal ein ächter Sprößling dieses edlen Stammes gegen den Sohn seiner leibeignen Amme ausgetauscht sei. War das in alten Zeiten möglich gewesen, warum nicht in unsern Tagen? Alles wiederholt sich ja doch im Leben."

Abermals wurde Stephan betroffen. Er sann einen Augenblick nach, dann rief er:

„Ich sehe hier den Finger einer Intrigue, Du bist erkauft, solche unsinnige Lüge zu verbreiten. Ich gab Dir Geld, nun aber pack Dich fort aus dem Lande, oder ich hetze die Polizei hinter Dich her, und dann wird ewiger Kerker der Lohn für eine Unverschämtheit, womit Du eine hohe Familie anzugreifen Dich erfrechst."

„Herr Graf," sprach der Ungar, „das ist nicht die Methode, Leute zum Schweigen zu bringen, die im Besitz eines so wichtigen Geheimnisses sind; ich stelle daher eine andere Bedingung, die leicht zu erfüllen ist;

ich bin passionirter Jagdliebhaber und wünsche nichts sehnlicher als Ruhe. Gieb mir die niedrigste Försterstelle im Schimmerwalde, und ich schweige."

„Impertinenter Kerl, hinaus, hinaus!" rief der Graf in Zorn ausbrechend, „oder ich lasse Dich durch meine Leute hinausprügeln und mit Hunden vom Hofe hetzen."

Höhnisch lachte der Ungar und sprach: „Ich weiche jetzt der Gewalt, aber ich werde Dir zeigen, daß es noch eine höhere Gewalt der ewigen Gerechtigkeit giebt, die dem übermüthigen Sohn einer Leibeigenen die Stelle anweist, die ihm gebührt."

Damit verließ er das Zimmer und das Haus der Kriegsräthin.

Der Graf klingelte, um seinen Kammerdiener sogleich zur Ortspolizei zu schicken, damit der Ungar verfolgt und verhaftet werde. Doch besann er sich wieder und gab dem über seine Herstellung erstaunten Diener statt dessen nur den Auftrag ihn anzukleiden. Von dem Ungar sprach er kein Wort weiter.

„Was kann," dachte er, „das Geschwätz eines so gemeinen Menschen der Ehre eines hohen gräflichen Hauses für Nachtheil bringen, selbst meine Ehre kann sich dadurch nicht verletzt fühlen, denn er steht viel zu tief unter mir. Ein Anderes wäre es, wenn aktenmäßige Verhandlungen durch eine unzeitige Verfolgung dieses

Gauners veranlaßt würden; in diesem Falle käme die Anklage doch immer in das höhere Publikum, und ich müßte mich herabwürdigen, irgend eine Vertheidigung dawider zu veröffentlichen. Das Beste ist: man lasse ihn laufen!"

Während der Krankheit des Grafen sah sich Johannes von den Töchtern des Präsidenten so schnöde behandelt, zugleich auch benahm sich der Graf selbst in Gegenwart derselben gegen seinen Secretair so vornehm kalt und herablassend, daß er wohl fühlte, hier überflüssig zu sein, und nicht anders zu dem Grafen kam, als wenn dieser ihn rufen ließ.

Desto inniger schloß er sich an den alten Freiherrn, dem er gern seine aristokratischen veralteten Gesinnungen und dessen Anhänglichkeit an die Zopf- und Perrückenzeit seiner Jugend nachsah; denn hundert kleine Züge von Herzensgüte und Menschenliebe bei der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit machten alle solche Verkehrheiten wieder gut.

Der alte Freiherr war ihm aber auch zugethan, wie einem eigenen Sohn. Es gab nichts Gemüthlicheres als diese stillen Abende bei dem alten Herrn, wenn er im Lehnsessel saß, seine Pfeife rauchend, auf der einen Seite Franziska, die mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit für seine kleinen Bedürfnisse sorgte, daneben Johannes, der

nach vollzogener Arbeit am Schreibtisch des Freiherrn ein Pfeifchen mit ihm rauchen durfte, und in der Fenstervertiefung die Domina, die mit seltsam sorgenden Blicken von ihrer häuslichen Arbeit aufsehend, die Beiden, Johannes und Franziska beobachtete, die im Bewußtsein, Bruder und Schwester zu sein, ohne Scheu sich ihren zärtlichen Gefühlen hingaben, deren Innigkeit Niemand mit Sorge erfüllte, als jene blasse Matrone, deren fein geschnittene Gesichtszüge in eine schwarze Sammethaube, mit Spitzen besetzt und einem tief in die Stirn niedergehenden Schneppchen eingerahmt waren.

Der alte Herr erzählte von der Kaiserkrönung in Frankfurt, der er selbst beigewohnt hatte, von dem glänzenden Einzug der Gesandten und Fürsten des heiligen römischen Reichs, in ganz vergoldeten Staatskaroſſen; von der Pracht und Majestät des Kaisers im Ornat Karl's des Großen, mit der schweren Krone, dem Zepter und Reichsapfel, worin er wie eine steifleinene Puppe mit vielem Goldflitter und Diamanten bedeckt, wie auf einem Marionettentheater ausgestellt gewesen sei; und dann von der Wichtigkeit der Erbämter, wo Fürsten und Herren sich um die Ehre gestritten hätten, an der Tafel, woran der Kaiser allein gespeiset, die Bedienung zu besorgen; von dem Erbküchenmeister, der auf einer silbernen Schüssel ein Stück von dem ganzen gebratenen Ochsen, der dann dem Volke preisgegeben sei, habe zur

kaiserlichen Tafel bringen müssen; vom Erzkellner, der aus dem Rathsspringbrunnen auf dem Markte, woraus rother und weißer Wein geflossen, einen silbernen Becher gefüllt und dem Kaiser kredenzt, und von dem Erzmarschall, der in einen Haufen Hafer geritten und einen Becher voll davon geschöpft; vom Erzkämmerer, der Gold- und Silbermünzen ausgestreuet, um welche sich das Volk geschlagen; von den Grafen zu Pappenheim, die das Recht beansprucht hatten, die sieben und dreißigste Schüssel auf die kaiserliche Tafel zu bringen, und den Verlegenheiten, die daraus entstanden seien, daß das Erzküchenamt nur 36 Schüsseln bestimmt habe, und von den zahllosen Ansprüchen, deduktiven Etikettenstreitigkeiten und alten Privilegien und Gebräuchen, so daß er sich am Ende ins Feuer hinein geredet hatte und erklärte, solche Herrlichkeit könne niemals untergehen; es müsse daher über kurz oder lang wieder ein deutscher Kaiser erwählt werden, und jeder Reichsritter würde dann seine Landeshoheit und Reichsunmittelbarkeit wieder erlangen. „Und wenn mir Gott die Gnade giebt," schloß er, „daß ich so lange lebe, bis das heilige römische Reich in seiner alten Herrlichkeit wieder aufersteht, so werde ich dem alten Fürsten von X. vor dem hohen Reichskammergericht einen Prozeß, in puncto angemaßter Landeshoheit über die reichsfreiherrlich von Kranichfelssche Herrschaft,

an den Hals werfen, der tausend Jahre dauern soll, in dem hundert Centner Akten vollgeschrieben werden."

So hatte sich der Freiherr selbst in seinen gemüthlichen Humor hinein geredet, womit er unbewußt einen leichten Spott über jene alte Zeit zu werfen wußte, deren Erinnerungen er mit so viel trockner Laune heraufbeschwor; da bemerkte er, daß Franziska, von Johannes Arm umschlungen, träumerisch ihr Köpfchen an seine Brust gelehnt hatte und zärtlich zu ihm aufsah, während sein Auge an dem ihrigen hing.

„Schade," sprach er mit seiner gewöhnlichen Offenheit zur Domina, „daß die Beiden (indem er mit der Pfeifenspitze auf Johannes und Franziska deutete) kein Paar werden können; sie sind so zärtlich mit einander wie Turteltäubchen!"

Die Domina aber verfärbte sich, schlug die Augen nieder und schwieg, Johannes antwortete im höchsten Grade befangen: „Sind wir nicht schon ein Paar, und zwar ein Geschwisterpaar?" Franziska war dadurch auf's innigste bewegt. Sie drückte seine Hand an ihr Herz, blickte zu ihm auf mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe und entgegnete kaum hörbar leise: „Ja, Deine Schwester bin ich, und als Schwester werde ich Dich ewig lieben."

Bei dieser Scene blickte die Abendsonne durch die kleinen Fensterscheiben im alterthümlichen Herrenhause

herein und vergoldete die Domina am Fenster, den alten Husaren und das liebende Geschwisterpaar.

Allen war so warm ums Herz geworden, so gemüthlich, als sei der tiefste Gottesfrieden in aller Seelen eingekehrt; selbst der Freiherr war von einer süßen Wehmuth angehaucht, die sich im stillen Lächeln seiner edlen Züge abspiegelte.

„Wißt Ihr was, Kinder," unterbrach er das lange gemüthreiche Schweigen, „mir ist so wohl und glücklich um das alte Herz in den alten Erinnerungen und im Kreise meiner Lieben, daß mir Gott keine größere Gnade erweisen könnte, als wenn er mich in einer solchen friedlichen Stunde der Seele, eben so sanft und still, abriefe aus diesem Leben."

„O bitte, mein theurer gnädiger Herr," flehte Franziska, „nicht solche Reden, die mich schon todtängstigen könnten, wenn's auch noch lange keine Noth hat, denn die Farbe der Gesundheit blüht ja noch auf Ihren Wangen. Gott erhalte Ew. Gnaden dabei!"

Auch Johannes und die Domina sprachen in einigen tiefgefühlten Worten ihre Theilnahme und Wünsche aus. Er aber antwortete auf Franziska's Bemerkung:

„Was die Farbe der Gesundheit betrifft, liebes Herz, so ist das Echauffement. Mit einem Mann in meinen Jahren, dem das Blut so leicht zu Kopf steigt, kann es schnell kommen, wie man eine Hand umwendet. Und

da möchte ich denn doch gern mit Gott und der Welt in Frieden sterben, und mich mit der Welt und meinen Pflichten abfinden; zudem ist es ja wohl heute Dein achtzehnter Geburtstag, mein liebes Kind, und für diesen Tag habe ich Dir eine kleine Freude aufgehoben. Johannes, reiche mir einmal aus jener Schublade die grüne Brieftasche her."

„O mein gnädigster Herr," rief Franziska mit Thränen, „Ihre schrecklichen Todesahnungen haben mir schon so viel Schmerz zugefügt, daß ich nie wieder froh und glücklich werden konnte!"

Während Johannes das Verlangte suchte und Franziska zitternd vor Erwartung seine Hand zwischen den ihrigen hielt, erhob sich die Domina und sank auf der andern Seite des Sessels vom alten Freiherrn auf die Kniee. Diese Bewegung stand so sehr im Widerspruch mit ihrer sonst so schweigsamen Ruhe, daß dadurch die Erwartung Franziska's noch höher gespannt wurde, und sie übermannt vom ahnenden Gefühl an seiner andern Seite ebenfalls auf den Fußteppich niederkniete.

„O gnädiger Herr, wie seelengut sind Sie," sprach die Domina, „ich habe geschwiegen, so schwer es mir auch oft wurde, wenn Franziska mich nach ihrem Vater fragte, und ich ihr sagen mußte, der sei längst todt oder verschollen im fernen Ungarn; nun aber ist es mir nicht um meiner grauen Haare willen lieb, sondern dieses

Kindes wegen, das Ew. Gnaden, ohne sein Glück zu ahnen, schon wie eine zärtliche Tochter liebte."

Indeß hatte Johannes dem Freiherrn die bezeichnete Brieftasche übergeben, dieser öffnete sie mit einem kleinen goldenen Schlüssel, den er am Halse trug, und überreichte dem jungen Manne zwei Documente.

„Lies das vor!" sprach er und reichte dabei der Domina freundlich die Hand. Diese drückte Küsse darauf und befeuchtete sie mit Thränen.

„Schon gut, Alte," sprach er, „es ist die Belohnung Deiner Treue in der Liebe wie in der Leitung meines Hauswesens."

Johannes hatte mit einem Blick den Inhalt überflogen, im tiefsten Gefühl rief er aus: „O Glück, Glück, meine süße Franziska, Du hast Deinen Vater gefunden, bitte ihn um seinen Segen."

Franziska war so angegriffen, daß sie zitterte und mit einer Anwandlung von Ohnmacht in die Arme des alten Herrn sank.

„O Franziska, mein Kind, o Maria, mein Weib!" rief dieser aus, „wie glücklich bin ich selbst, daß ich mich überwunden, dieses Geheimniß der Welt zu offenbaren. Ja leset, leset, es ist der Trauschein über meine geheime morganatische Ehe mit der Domina dieses Hauses und der Taufschein Franziska's als Abkömmling aus dieser Verbindung."

Franziska erwachte unter diesen Segnungen aus ihrer Bewußtlosigkeit, und als ihr alles klar geworden war, da war sie das glücklichste, dankbarste Wesen auf Erden.

„Damit einmal mein Kind," sprach er, „nicht mit leerer Hand in die Welt zu treten braucht, möge diese Schenkungsurkunde für den Todesfall Euch beweisen, daß sie allein Erbin meines gesammten Allodialvermögens geworden ist; es gehören die von mir angekauften Güter Wiesenthal, Hohenberg und Falkenrode dazu, und die drei Mühlen am Forellenbach; Du aber, Alte, kannst Dir auf Lebzeit eins dieser Güter zum Wittwensitz wählen, so steht's geschrieben und verbrieft hier unter Beidrückung meines gerichtsherrlichen Insiegels."

Franziska und die Domina konnten kein Wort des Danks hervorstammeln; nur ihre Zähren und die lange Umarmung von Mutter und Tochter verriethen ihre Bewegung.

Johannes war an's Fenster getreten und sah schwermüthig durch die Scheiben; dann wendete er sich gegen seine Mutter und sprach, indem er die Hand der Widerstrebenden an seine Lippen zog: „Unsre Franziska hat nun ihren Vater gefunden, mir aber, liebe Mutter, hast Du nicht einmal gesagt, wer der meinige war. O könntest Du in mein Herz blicken, wie unglücklich mich das macht!"

„O Sohn!" rief sie aus, „willst Du mich tödten,

indem Du mir den tiefſten Schmerz meiner Seele aus dem Grabe der Vergangenheit wieder heraufbeſchwörſt?"

„Nein, gute Mutter, lieber will ich meinen Schmerz durch das ganze Leben tragen, als den Deinigen erneuern!"

„Der gnädige Herr," entgegnete die Domina, „kennt das Geheimniß Deiner Geburt; will er es Dir ſagen, ſo wird mir ein ſchwerer Stein vom Herzen genommen ſein."

Damit ging ſie hinaus und Franziska begleitete ſie aus Zartgefühl.

„Johannes," ſprach der Freiherr, „mache Dir kein Gewiſſen darüber, daß Du nicht von ehelicher Geburt biſt; Du biſt der Sohn eines Edelmannes und nicht nur der Milchbruder, ſondern auch der Halbbruder des Grafen Stephan, denn deſſen Vater war auch der Deinige."

„Ich ein Baſtard?" rief er aus, „o womit habe ich den Fluch eines ſo ehrloſen Daſeins verdient?"

„Der Baſtard eines Edelmannes ſteht immer noch höher als ein jeder bürgerlich ehelich Geborener; die Baſtarde der Fürſten hatten in Frankreich und noch heutiges Tages in England den erſten Rang nach den Prinzen von Geblüt, und noch heute leiten viele Familien ihren Adel von einem im Ehebruch erzeugten Ahnherrn her."

„Darauf lege ich keinen Werth," sprach Johannes traurig, „ich bin ein Sohn der Sünde, und forterbend ist der Fluch der Sünde bis in das zehnte Glied. Meine engelreine Schwester, wie müßte sie vor mir erröthen, würde ihr das Geheimniß meiner Geburt bekannt; o nun kann ich nicht, ohne den Blick niederzuschlagen, vor ihr reines Auge treten."

In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit des Freiherrn durch einen Mann in hellblauer Husarenkleidung, mit einem gleichfarbigen groben Filztuchmantel, rundem Hut und langem Schnurrbart auf sich gezogen, der einen Packen tragend, rasch über den Hof daher geschritten kam.

„Ein Balsamträger!" sprach der Freiherr, „der kommt mir eben gelegen für mein Herzspannen und den Blutandrang nach dem Kopfe, laß ihn heraufkommen mit seinem Medizinkasten."

„Ein Ungar, ein Landsmann," rief Johannes, „es ist mir, als hätte ich mit diesen ehrlichen Leuten ein Stück Vaterland wieder gefunden; ich freue mich darauf, von ihm Neues aus meiner fernen Heimath zu hören."

Offenbar griffen Beide mehr um das peinliche Gefühl, das die Mittheilung des Freiherrn veranlaßt hatte, nach dieser Erscheinung, die ihnen mindestens eine Ablenkung der Gedanken versprach, als aus wahrem Interesse.

Johannes schickte aus dem Vorzimmer einen Diener hinunter und der Ungar trat ein. Es war derselbe, der kurz zuvor mit dem Grafen eine so Unheil drohende Zusammenkunft gehabt hatte.

Der Freiherr empfing den Balsamträger mit sichtlicher Zuneigung. „Ich habe Dein Volk immer geliebt," sprach er lateinisch, „denn ein Zweig meines alten Hauses ist in Ungarn begütert und ich selbst habe die glücklichsten Tage meines Jugendlebens dort zugebracht. Du wirst bei mir ein Glas ächten Tokayer Ausbruch, wie er nur in den kaiserlichen Keller geliefert wurde, trinken auf das Wohl Deines Landes."

Mit diesen Worten klingelte der Freiherr, und gebot dem eintretenden Diener, der Domina zu sagen, daß sie eine Flasche vom ältesten Tokayer Ausbruch bringe.

Der Ungar hatte etwas Unruhiges in seinem Wesen, das ihn hinderte, diese wohlwollende Erklärung so aufzunehmen, wie sie unter andern Umständen sein patriotisches Feuer geweckt haben würde; er versteckte seine Befangenheit, indem er geschäftig seinen Medizinkasten auskramte und dieses und jenes Mittel anpries. Er sprach dabei lateinisch und gebrochen deutsch.

„Das hat Zeit," sprach der Freiherr, „ich fühle mich schon wohler als vorher. Es war nur eine Anwandlung, die leicht vorüber geht, die mich veranlaßte

Dich herauf zu rufen. Jetzt erzähle mir etwas von Ungarn; in welchem Comitat bist Du zu Hause?"

„Aus Hernany, gnädigster Herr."

„Dem Stammsitz meines Neffen?"

„Omnino, Domine!"

„Du kennst meinen Neffen?"

„Ich habe wenigstens das Glück gehabt, den Herrn Grafen Stephan augenblicklich zu heilen von einem Beinbruch, der ihn Wochen lang genöthigt hatte das Bett zu hüten."

„Das ist Charlatanerie, wenn es wahr ist," entgegnete der Freiherr.

„Der Erfolg wird es Deiner Gnaden beweisen, bald wird der junge gnädige Herr hier sein, um mich mit Hunden vom Hofe zu hetzen."

„Was Du da sagst? unmöglich! Graf Stephan ist nicht undankbar."

„Gnädigster Herr, wenn man Zweifel erregt an gewissen liebgewonnenen Ueberzeugungen, von denen unsere Existenz abzuhängen scheint, so ist man selten willkommen."

„Ich verstehe Dich nicht, meinst Du seine aristokratischen Gesinnungen, so könnt Ihr Leute geringern Standes nicht darüber urtheilen."

„Ich meine das nicht," sprach er, „aber ich habe

das Kainszeichen gesehen, woran ich den rechten von dem falschen Bruder unterscheiden kann."

„Heraus mit der Wahrheit, ohne Räthsel, oder ich werde Dir alle die seltsamen Anspielungen austreiben lassen, die kein Teufel versteht."

„Die aber Graf Stephan recht gut verstehen wird, wenn er nicht gar zu sehr verblendet ist; doch meine Schuld ist es nicht, wenn es zum Aeußersten kommt, ich habe ihm einen Vergleich angeboten; ich bin bereit, meine Rache, die mich hierher getrieben, zu ersticken, wenn mir nur ein ruhiges Plätzchen gegeben wird, wohin ich mein Haupt legen kann, nach einer so langen Wanderschaft. Des Umhertreibens satt und müde, habe ich den Herrn um nichts gebeten, als um eine erledigte Försterstelle, worauf ich meine Passion der Jagdliebhaberei treiben kann, ohne als Wilddieb aufgegriffen zu werden. Aber er schalt mich: Betrüger! und jagte mich fort; ich aber sage, es ist immer gefährlich den hungernden Wolf aus dem Lager zu treiben."

Bei diesen Reden hatte der Ungar so leidenschaftlich gespannte Züge gewonnen, das Blut war ihm in das gebräunte Antlitz geschossen, daß es dunkelroth glühte, und aus den starren Augen schien es herausspritzen zu wollen. Auf den alten Freiherrn machte das einen unheimlichen Eindruck. Nach dem Geschwätz, dessen Sinn er nicht verstand, hielt er den Mann für verrückt. Gern

hätte er um Hülfe gerufen, oder geklingelt, hätte er sich nicht geschämt als alter Husar, der vor Belgrad mit gefochten, eine Spur von Furcht zu zeigen. In diesem Augenblick trat Johannes herein.

„Gut, daß Du kommst, Johannes," rief ihm der Freiherr entgegen, „ich kann aus dem Kerl da nicht klug werden; versuche Du es, ihm seine Heimlichkeiten abzufragen."

„Salve, domine," so grüßte ihn der Ungar, „aber ich verkündige Dir, wenn Du Dich Johannes Zaploya nennst, so erkenne meine geheime Seherkraft darin, daß ich Dir sage, Du trägst ein Zeichen an Deiner rechten Wade, sieht aus wie eine Grafenkrone mit einem Hirschgeweih darunter."

„Was soll's damit?" fragte Johannes überrascht.

„Es wird vielleicht die Zeit kommen, daß sich ein großes Glück für Dich daran knüpft."

„Nun sehe ich selbst, daß der Mensch wahnsinnig ist," rief Johannes, indem er sich gegen den Freiherrn wendete, „es ist wahr, ich trage zufällig ein solches Mal, aber woher weiß er das?"

„Es ist keine Hexerei, die mich ein Geheimniß lehrte, das Dein Glück machen und einen Lieblingswunsch des gnädigen Herrn erfüllen würde. Aber noch ist das Geheimniß mein; es ist eine Schutzwaffe gegen die Verfolgung von Seiten des Herrn Grafen, ein Dolch der

Rachr in meiner Hand; allein ich liebe die Ruhe. Gewährt Ihr mir die Förstersstelle, und die Hand einer Frau, die ich liebe, und der ich Alles vergeben will, wenn sie wieder zu mir zurückkehrt, und ich sage es Euch, damit die Erbschaft an den rechten Erben gelange."

„Werft den Kerl zum Tempel hinaus," rief der Freiherr, „es ist mit ihm nicht richtig im Hirnkasten."

„Erlauben Ew. Gnaden," bat Johannes auf französisch, „ihm nur noch einige Fragen vorzulegen; er weiß vielleicht mehr von den Familiengeheimnissen des Hauses Hernany, als es wünschenswerth wäre in's Publikum dringen zu lassen."

Als der Freiherr schweigend seine Zustimmung gab, wendete sich Johannes gegen den Ungar mit der Frage:

„Was ist das für eine Frau, von der Du redetest?"

„Bezeichnen werde ich sie schon, wenn ich die Försterstelle habe und meine Frau redlich ernähren kann."

„Du warst also schon verheirathet?"

„Leider, ja, ich bin es noch und habe die höchsten Freuden und das tiefste Weh des Ehestandes geschmeckt!"

„Seltsam, so erzähle uns doch Deine Geschichte, Alter, wir nehmen Theil an jedem menschlichen Geschick!"

In dem Ausdruck seiner Stimme und seinen schönen blauen Augen lag bei diesen Worten so ein gewinnender Zug von Herzensgüte, daß selbst die starre Rinde, welche

die harten Züge des Ungarn versteinerte, sich zu lösen schien, denn er sprach mit weit milderer Stimme:

„Domine, Du verdientest ein Edelmann zu sein, und im tiefsten Sinne des Wortes bist Du es auch; so wisse denn, ich hatte einmal ein gutes, schönes, liebes Weib . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die Domina trat ein, die Flasche mit dem Tokayer Ausbruch und Gläser auf dem silbernen Präsentirteller haltend. Als diese aber den Ungar erblickte und dieser sie, starrten sich Beide an mit Blicken, die aus Entsetzen, Ueberraschung und Ungewißheit gemischt zu sein schienen.

„Maria!“ sprach er endlich mit gepreßter Stimme und fügte in ungarischer Sprache hinzu, die zum Glück Niemand verstand: „Ich werde Dir vergeben, aber Du mußt mir folgen!“

„Niemals, niemals!“ schrie sie auf und zitterte so heftig, daß sie im Begriff umzusinken, den Wein mit den Gläsern auf die Erde fallen ließ und hinausstürzte.

„Wir werden uns wiedersehen, aber nicht zu Deiner Freude!“ rief er ihr nach, und mit einem Blick durch's Fenster erkannte er den Grafen, der so eben in einer offenen Equipage in den Schloßhof fuhr. Johannes eilte ihm entgegen.

„Du aber,“ sprach der Freiherr gutmüthig zu dem Ungar, „mache, daß Du hier fortkommst; hast Du den

Erbgrafen beleidigt, so kann ich Dich vor Strafe nicht schützen; hier, geschwind, durch mein Schlafgemach führt eine verborgene Treppe nach der Waldseite hin in's Freie, und hier Reisegeld, Alter, Gott befohlen!"

Damit warf er seine gefüllte Börse in den Medizinkasten, den der Ungar schnell zusammenraffte.

„Gnädigster Herr!" sprach dieser, im Begriff ihm die Hand zu küssen, „wie soll ich Dir danken? Du bist schändlich betrogen; ich bitte um die Gnade, wieder erscheinen zu dürfen, um Dir mein Geheimniß zu offenbaren. Rache und Dankbarkeit treiben mich zu dieser Entdeckung."

„Willst Du mir dankbar sein, so schweig' und störe meine Ruhe nicht; nur fort, fort!"

Der Medizinkrämer war verschwunden und Graf Stephan trat ein.

Er verkündete seine Genesung, seine Erhebung zum geheimen Kabinetsrath und seine Verlobung mit Hulda, der Tochter des Präsidenten.

Der geheime Kabinetsrath, Stephan Graf von Hernany, Erbherr auf Kranichfels ꝛc., hatte sein neues Amt angetreten, der Präsident von Moosbach hatte seine Dimission eingereicht und Stephan dafür gesorgt, daß sie schon in der nächsten Stunde höchsten Orts angenommen war. Zuvor jedoch hatte Hulda dafür gesorgt, daß das

ganze Fürstenthum X. mit Verlobungskarten überschwemmt wurde, worauf in goldner Schrift zu lesen war: Stephan Graf Hernany ꝛc. und Hulda von Moosbach als Verlobte.

So weit war Alles in der Ordnung. Wir wissen, daß sich der Fürst nicht persönlich um die Regierung bekümmerte, wenn man nur dafür sorgte, daß es ihm nie an Geld zu seinen kleinen Amüsements fehlte; und Stephan war reich genug, um der fürstlichen Chatoulle wie der Staatskasse für solche wichtige Zwecke Vorschüsse machen zu können. So war denn Graf Stephan bald der eigentliche Regent des Staats geworden. Um Seiner Durchlaucht auch die Mühe des Unterschreibens abzunehmen, hatte man die Formel erfunden: „Auf höchsten Specialbefehl!" und Stephan selbst unterzeichnete Verordnungen: „ad mandatum Serenissimi". Er allein conferirte mit den Ministern, die den Fürsten mit dem Portefeuille nicht persönlich inkommodiren durften, und setzte die ihm Mißfälligen ab und Andre an seine Stelle, die unbedingt in seine Ideen eingingen. Und bald bemerkte man es an allen Gesetzen und Verordnungen, daß der aufgeklärte und humane Geist des Expräsidenten, dessen Abgang das Land betrauerte, nicht mehr dort waltete.

Stephan entwickelte ein vollständiges System des Macchiavellismus und der offensten Reaktion. Zuerst suchte er alle hemmenden Schranken zu entfernen, um

völlig freie Hand zu gewinnen. Bei seinem Antritte fand er eine die Rechte des Volks schützende, freisinnige ständische Verfassung. Der erste Akt seiner Herrschaft war: ein Dekret, wodurch der Landtag mitten in seiner heilsamen Wirksamkeit aufgelöst wurde.

Die Deputirten kehrten zurück und Unzufriedenheit verbreitete sich durch alle Theile des Landes.

Verfassungsmäßig durfte keine Steuer ausgeschrieben werden ohne Genehmigung der Stände, und Kammergüter oder Domainen durften weder verkauft noch verpfändet werden. Graf Stephan kehrte sich nicht daran. „Der Bedarf des Staats," sprach er, „ist das höchste Gesetz; bis die neue Ständeversammlung einberufen werden kann, sind provisorische Verfügungen nothwendig," und so wurden denn unter diesem Titel provisorische Steuern ausgeschrieben und durch Militairexekution beigetrieben; Domainen und deren Parzellen wurden verkauft und zu hohen Zinsen Staatsanleihen aufgenommen, ohne die Stände zu fragen. Ueberfluß füllte die Chatoulle des Fürsten, und er konnte sich Genüssen und Vergnügungen hingeben, die er sich lange hatte versagen müssen. Die Equipagen seiner Maitressen wurden die glänzendsten; sie erschienen auf dem Theater, denn es waren meistens Tänzerinnen, mit ächten Diamanten überdeckt. Sänger und Sängerinnen wurden mit Gagen, wie sie kein deutscher Minister erhält, gewonnen;

es lag sogar schon der Plan zu einem neuen Schlosse vor, so groß, daß das ganze Ländchen hätte hineingepackt werden können, und so glänzend wie kein anderes in Europa. Die fünf Millionen, die es kosten sollte, hatte man durch eine Finanzoperation herbei zu schaffen, und da es doch am Ende an Kredit fehlte, wenn die Stände nicht einwilligten, so wurden alle Intriguen losgelassen, um eine dienstwillige Kammer im Sinne der Regierung zusammenzusetzen.

Man kennt solche Machinationen. Die adligen Gutsbesitzer wurden gewonnen, indem provisorische Dekrete ihnen in Aussicht stellten, die verlorene Patrimonialjurisdiction, Patronate, Steuerfreiheit und Majorate wieder zu gewinnen; es wurden eine Menge Sinecuren, (d. h. reich dotirte Aemter ohne Arbeit) geschaffen, so wie auch Domherrnstifte und Kanonikate wieder hergestellt, damit die nachgebornen Söhne des Adels auf Kosten des Staats eine anständige Versorgung erhalten konnten; alle gute Stellen im Civil und Militair wurden mit Adligen besetzt; den bürgerlichen Beamten und besonders den armen Subalternen wurden die unbilligsten Abzüge gemacht, um auf der einen Seite zu ersparen, was auf der andern verschwendet wurde. Die reichen Prälaten, wenn sie gute Gesinnungen, d. h. im Sinne der Regierung, zeigten, erhielten noch neue Pfründen zu ihren bedeutenden Einkünften, und die kleinen Pfarr- oder Schullehn-

verstellen wurden möglichst beschnitten; so war denn die erste Kammer gewonnen. Die bürgerlichen Rittergutsbesitzer, die man einmal nicht beseitigen konnte, wurden geadelt; doch schon verkündete ein Gesetzentwurf, daß künftig kein bürgerlicher Gutsherr die Landstandschaft erlangen solle und daß Juden kein Recht mehr hätten Grundbesitz zu erwerben.

Um nun auch für die zweite Kammer dienstwillige Deputirte zu gewinnen, wurden Regierungs-Abgeordnete mit geheimen Instruktionen zur Leitung der Wahlen in alle Wahldistrikte geschickt; die servilen Magistrate waren leicht zu gewinnen durch den Chamäleons-Orden sechszehnter Klasse; die Städte, indem man ihnen eine Chaussee oder Eisenbahn versprach; die Gewerbtreibenden, indem ihnen die Wiederherstellung der Zünfte und Innungen verheißen wurde, wenn sie loyale Deputirten wählen würden. Tauchte irgendwo ein freisinniger Wahlkandidat auf, so wurde ihm schleunigst ein Kriminalprozeß, mit und ohne Grund, an den Hals geworfen, um ihn einstweilen wenigstens unfähig zu machen, gewählt zu werden; waren es patriotische Beamte, die gewählt wurden, so versagte ihnen die Regierung den Urlaub. Schlug alles nicht an und es kam vielleicht ein liberaler Advokat in die Kammer, so erhielt er eine einträgliche Anstellung und Urlaubsverweigerung, und bei dem Wahlakt selbst scheute man sich nicht den Wählenden

wahrheitswidrig zu sagen, dieser oder jener Kandidat der Regierung habe schon die meisten Stimmen; oder gar die Wahlzettel zu verfälschen.

Kurz, der Erfolg war, daß eine höchst dienstwillige und servile Kammer zusammen berufen wurde, deren Präsident die Regierung aus den Ergebensten ernannte, und daß mit einer solchen ständischen Versammlung alle Propositionen des Fürsten, der sich indeß auf der Jagd belustigte und von der Reaktion, die vorging, keine Ahnung hatte, durchgingen; selbst eine Abänderung des Grundgesetzes, welche den Ständen alle Rechte nahm, der Regierung die unbeschränkteste Gewalt ließ, über Steuern und Staatskassen nach Belieben zu verfügen und damit indirekt die ganze Verfassung zu stürzen, ging ohne Widerspruch durch.

Auch in socialer Hinsicht wußte Stephan die Stellung des Adels zu heben, Bürger und Bauern zu unterdrücken und eine strenge Absonderung aller Stände einzuführen.

Für solche Zwecke aber hatte Johannes ihm nicht dienen wollen. Es hatte heftige Scenen zwischen Beiden gesetzt, die damit endeten, daß der Graf ihm drohend sagte: „Geh' nach Haus, übernimm die Politik des Hühnerhofes beim Onkel Freiherrn; aber ich rathe Dir, Dich weder mit Worten noch mit Werken in meine Politik zu mischen. Die geringste liberale Aeußerung würde, wie

die Sachen jetzt stehen, für demagogische Umtriebe gelten, Dich zur Strafe der ewigen Untersuchungshaft führen."

Diese Rückkehr in die Stille des Landlebens war Johannes' längst gehegter Wunsch, und so kehrte er nach Kranichfels zurück, um die Administration der Güter zu übernehmen, welche bis dahin der Canzler Rabulista geführt hatte; diesen aber hatte der Graf in die Stadt gezogen und in der Canzlei des geheimen Kabinets angestellt, da er in diesem eben so gewissenlosen als geschmeidigen und gewandten Menschen das brauchbarste Werkzeug für die Förderung seiner Reaktionspläne gefunden zu haben glaubte.

Für jetzt waren damit die Hauptschwierigkeiten beseitigt; aber für die Zukunft thürmten sich desto größere Besorgnisse auf; der Erbprinz zog sich mit auffallender Kälte von der gesuchten Annäherung des Grafen Stephan zurück. Er blieb zwar verschlossen über seine Ansichten, aber die Mißbilligung der reaktionairen Bewegung war eben in dieser auffallenden Zurückhaltung mit seinem Urtheil zu erkennen. So oft auch Graf Stephan dem Hofe und dem hohen Adel glänzende Feste gab, die auch der Fürst besuchte, so wußte sich doch der Thronfolger bald durch diesen, bald durch jenen Vorwand davon zurückzuziehen. Stephan's Gewandtheit und Weltbildung und das damit verbundene liebenswürdige Wesen, wenn

er es darauf anlegte, und selbst die entschiedenste Verstellungskunst, womit er seine Verfügungen theils der Intention des Fürsten unterzuschieben suchte, theils durch Besorgniß für die Sicherheit des Thrones gegen revolutionaire und demagogische Umtriebe zu rechtfertigen suchte, blieben ohne Erfolg. Der Erbprinz hörte ihn schweigend an; aber ohne ein Wort darüber gesagt zu haben, wendete er sich von ihm ab.

Der Graf sah sich durch dieses Benehmen des Erbprinzen jeder Möglichkeit beraubt, ihn mit Franziska in ein Verhältniß zu bringen; endlich gab ihm Rabulista einen Wink darüber, daß sie die Tochter des Freiherrn aus einer geheimen morganatischen Ehe sei, und daß dieser ihr durch Schenkung auf den Todesfall sein bedeutendes Allodialvermögen zugeschrieben habe, und nun nichts mehr bedauere, als daß die Aufhebung der Reichsverfassung es dem Kaiser unmöglich mache, diesen Gütercomplex zu einer Baronie und die kleine Franziska zur Baronin von Wiesenthal zu erheben.

„Das ist ein verdammter Umstand," rief der Graf, „daß die Kebsweiberei des alten Herrn mich um die einträglichsten Güter seines Erbe bringt, indeß ziehen wir Vortheil daraus; ich veranlasse, daß der Fürst ihr diesen Rang ertheilt, dann ist sie hoffähig und die Gelegenheit, daß der Erbprinz die alte Bekanntschaft wieder anknüpfe, wird sich sodann leichter finden."

„Indeß bezweifle ich," entgegnete Rabuliſta, „daß der Freiherr und ſie ſelbſt es annehmen werden."

„Das Alles vereitelt nicht unſere Zwecke. Ich werde ſelbſt verſuchen Beide dazu zu bewegen. Dann wird der Fürſt auf meine Veranlaſſung ein Jagdfeſt geben und damit die beſte Gelegenheit für den Erbprinzen, ſich Franziska zu nähern."

Graf Stephan erſchien ſelbſt als Abgeordneter des Fürſten auf Kranichfels und überbrachte dem alten Freiherrn ein in geeigneten Ausdrücken abgefaßtes Kabinetsſchreiben, worin es hieß:

„Wir ꝛc. von Gottes Gnaden ꝛc. da Wir vernommen haben, daß Ew. Erlaucht Dero morganatiſche Ehe verlautbart und die daraus entſproſſene Tochter Franziska, durch Schenkung, mit den Gütern Wieſenthal ꝛc. bedacht haben; in Erwägung, daß dieſer Gütercomplex einen Herrſchaftsbeſitz bildet, deſſen Arrondiſſement nach altem Reichsherkommen auf den Titel einer Baronie Anſpruch giebt; in fernerer Erwägung, daß das heilige römiſche Reich einſtweilen ſuspendirt worden und bis dahin, daß wieder ein deutſcher Wahlkaiſer das Regiment übernehmen würde, das Regal der Adelserhebung auf jedes ſouveraine Mitglied des deutſchen Bundes einſtweilen übergegangen iſt: als haben Wir, in Anbetracht des hoch-reichsfreiherrlichen

Ranges des Herrn Vaters besagter Franziska, beschlossen wie folgt:

Art. 1. Der Gütercomplex Wiesenthal ꝛc. ist auf ewige Zeiten zu einer unzertrennbaren Herrschaft unter dem Titel einer Baronie erhoben.

Art. 2. Franziska, Tochter aus morganatischer Ehe Seiner Erlaucht Jakobus des 199sten, Freiherrn von Kranichfels ꝛc. als zeitige Besitzerin dieser Baronie, ist für sich und sämmtliche Nachkommen aus standesmäßiger Ehe zur Baronin von Wiesenthal ernannt.

Art. 3. Diese Standeserhöhung soll sofort durch unsere Staatszeitung bekannt gemacht werden ꝛc."

Der Freiherr warf dieses Reskript unwillig zu Boden und überhäufte seinen Neffen mit Vorwürfen.

„Wie," rief er aus, „kann dieser Fürst, der von Gott und Rechtswegen nicht mehr ist, als ich selbst bin, ein reichsunmittelbarer Herr über Land und Leute, sich eine Autorität über mich anmaßen wollen; und wie kannst Du, mein Neffe und Erbe, meinem guten Rechte so viel vergeben, um zu einem solchen Frevel gegen Kaiser und Reich und meine eigne Autorität die Hand geboten zu haben?"

„Aber, gnädigster Herr Onkel, begreifen Sie nicht; das ist eine Concession, die er Ihren gerechten Ansprüchen macht; gesteht er nicht darin zu, daß sein Recht nur ein provisorisches sei, und ist daher nicht diese Er-

nennung ein reines Faktum ohne alle Konsequenz, aus dem faktischen Zustande hervorgegangen, der jetzt leider existirt in Folge des Umsturzes aller Ordnung. Es ist ein Fait accompli, wie es die Diplomaten nennen, das selbst die Politik der größesten Staaten Europa's anzuerkennen sich gezwungen sahen. Damit geht aber durchaus noch kein Recht verloren. Ew. Gnaden können ja ihre Rechte durch eine Protestation salviren, und ich werde dafür sorgen, daß der Fürst einen Revers ertheile, daß dadurch allen und jeden Rechten und Ansprüchen der Freiherrn von Kranichfels kein Abbruch geschehe. Zudem steht die Ernennung schon in der Staatszeitung und könnte, ohne Benachtheiligung der Ehre des reichsfreiherrlichen Hauses nicht zurückgenommen werden."

Nach solchen und andern Vorstellungen ließ sich der alte Freiherr endlich bewegen nachzugeben, jedoch unter Protestation, die Johannes aufsetzen solle. Jetzt wurden dieser und Franziska gerufen.

Der Freiherr gerieth in einige Verlegenheit, wie er Franziska diese ihre Standeserhöhung mittheilen solle, da er ihre Gesinnungen kannte, und so beauftragte er seinen Neffen, ihr mitzutheilen, was der Fürst zu ihren Gunsten verfügt habe.

„Franziska," sprach Graf Stephan in einem Ton, der wie Ironie klang, „weil Du einem so hohen Stamm entsprossen bist und als Besitzerin einer Baronie der hö-

hern Gesellschaft angehörst, so haben Seine Durchlaucht, der Fürst von X., die Gnade gehabt, Dir den Rang und Titel einer Baronin von Wiesenthal huldreichst zu verleihen."

„Erlaucht belieben zu scherzen," lachte Franziska; „zum Rekompens schlage ich vor, daß das Kardinalkollegium den Herrn Grafen zum Pabst erwähle, als Belohnung für die rückgängigen Bewegungen, welche Dieselben dem rollenden Rade der Zeit zu geben wissen."

„Gnädige Baronesse," sprach er, sich ernsthaft verneigend, „sind sehr gütig, und zum Dank dafür mache ich Ihnen mein Gratulationskompliment. — — Erlauben Sie, daß ich Ihnen das huldvolle Kabinetsschreiben Seiner Durchlaucht vorlese."

Das geschah und Franziska wurde ernst.

„Also ist es ernstlich gemeint?" sprach sie sinnend; „nun dann hören Sie meine wohl überlegte Erklärung und bringen Sie diese nach Belieben dem Fürsten als Antwort: Ich ließe zwar danken für dessen gnädige Absichten; indeß könnte ich einem solchen Titel durchaus keinen Werth beilegen, weil nach meiner Ueberzeugung der Mensch in der Achtung der Verständigen, so wie vor Gottes Thron nicht höher im Werthe steige, wenn ihn ein Fürst geadelt und mit einem Baronstitel begnadigt habe. Da ich nun den Werth dieses Geschenkes nicht zu

schätzen wüßte, so ließe ich Seiner Durchlaucht um die Gnade bitten, es zurückzunehmen."

Johannes, der bei der ersten Eröffnung blaß geworden war, lächelte ihr jetzt Beifall zu, und dadurch ermuthigt fuhr Franziska fort: „Ja, Erlaucht, das ist mein fester Entschluß; wollen Sie ihn schriftlich haben, so bin ich bereit dem Fürsten zu sagen, nöthigenfalls, daß er selbst als Fürst und Regent keine Achtung verdiene, wenn er derselben als Mensch sich unwürdig mache."

„Das ist stark," rief der Graf, „die gekrönten Häupter sind unter allen Umständen geheiligte Personen."

„Selbst wenn sie Verbrecher sind an den ihnen durch den Gesellschaftsvertrag anvertrauten Völkern?"

„Selbst dann; denn das Volk ist ihr Eigenthum, eine Sache, womit die Fürsten machen können, was sie wollen."

„Und wäre es ihr Pferd," rief Franziska, „so würde es unter ihren Mißhandlungen sich aufbäumen und seine Herren, die ihre Gewalt mißbrauchten, abwerfen. Das ist Trieb der Natur, und die Geschichte lehrt . . . ."

„Die Geschichte hat nichts zu lehren," rief der Freiherr ärgerlich, „als was unsre aristokratischen Vorrechte betrifft; im Uebrigen ist die Geschichte eine eben so vorlaute und naseweise Personnage, als eine gewisse Baronesse von Wiesenthal. Ich habe übrigens, unter Vor-

behalt meiner reichsfreiherrlichen Rechte, diese Deine Standeserhöhung angenommen, sie ist bereits in der Staatszeitung publicirt und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden, ohne mich und mein Haus zu kompromittiren."

Franziska verneigte sich, flammend vor Unwillen und schwieg; denn gegen ihren Vater und Herrn hatte sie nie einen Widerspruch gewagt.

„Freuen Sie sich doch, gnädigste Baronesse," spöttelte der Graf, „Ihre Standeserhebung ist ja die beste Revange für die Unart meiner Braut."

„Ich dächte, Herr Graf, einer Revange bedürfte es für mich nicht; denn wer sich so unedel benehmen kann, wie Fräulein Hulda sich gegen mich benommen hat, macht entweder dem Adelsstande Schande, oder beweiset, daß dieser Stand noch nicht auf der Höhe der Bildung und Humanität steht, die ihm allein die Achtung aller Menschen von Herz und Geist gewinnen kann. Uebrigens den Titel nehme ich an aus kindlichem Gehorsam; deshalb bleibe ich doch für meinen gnädigen Papa und meinen Bruder, was ich war, die unbedeutende, kleine Franziska."

Damit küßte sie dem alten Herrn die Hand und reichte die andre Johannes, der erst scheu zurücktrat, mit einem bittenden Blick, welcher Beide wieder vereinigte.

„Morgen aber," schloß Graf Stephan, „liebe Cou-

sine, und das wird künftig die Benennung unter uns sein, werden Sie sich der Verpflichtung einer Vorstellung bei Hofe nicht entziehen können; die Oberhofmeisterin wird Sie einführen, und ich werde Sie von hier abholen."

Das geschah und die Vorstellung erfolgte bei Gelegenheit der Gratulationscour zum Namenstage des Fürsten.

Franziska's kleine Figur machte durch Zierlichkeit und Anmuth allgemein den günstigsten Eindruck; und wenn auch einige hochadlige Stiftsfräulein die Näschen rümpften und die Töchter des Präsidenten erröthete und wechselnd erblaßten vor Unwillen und peinigender Verlegenheit, so wußten sie sich doch so zu beherrschen, daß sie mit der zuvorkommendsten Artigkeit die junge Baronesse Wiesenthal, die ihnen Graf Stephan mit einiger Schadenfreude als seine Cousine vorstellte, empfingen und beglückwünschten. Auch die Kriegsräthin, deren Farbenwechsel unter dem reichlich aufgelegten Weiß und Roth nicht erkannt werden konnte, empfing sie mit einer Freundlichkeit, die den schärfsten Blick getäuscht haben würde. Die Oberhofmeisterin, eine stolze und würdevolle Dame, war entzückt über die elegante Tournüre und unbefangene Grazie, womit sich dieses bewunderte Elfenkind auf dem Parket des Hofes zu bewegen wußte, und der Fürst empfing sie mit einer Aufmerksamkeit, die verrieth, daß

er eben so sehr seinem Günstlinge, dem Grafen Stephan, als dem einzigen vormals reichsfreien Standesherrn seines Landes, damit ein Kompliment machen wollte.

Ganz anders war der Empfang Franziska's von Seiten des Erbprinzen.

Nur der schärfste Beobachter würde bemerkt haben, daß er sich einige Mal verfärbte, als er bei der Cour unter den Anwesenden eine kleine reizende Person bemerkte, deren liebliche Erscheinung ihn lebhaft an seine liebgewonnene Jugendschwärmerei erinnerte. Er wußte von ihr aus damaligen Zeiten weiter nichts, als daß sie Franziska geheißen hatte, daß ihre Mutter auf Kranichfels lebte, von welchem romantischen Aufenthalte sie stets so idyllisch anziehende Bilder und Scenen zu erzählen gewußt hatte, daß dadurch eigentlich erst das lyrische Element in seiner Seele erwacht war. Nach ihren bürgerlichen Verhältnissen hatte er aus Zartgefühl nicht gefragt; doch war ihm wohlbekannt, daß der alte Freiherr nicht in standesmäßiger Ehe lebte, er mußte daher vermuthen, daß sie die Tochter einer bürgerlichen Beamtenwittwe von dorther sei. Das genügte ihm damals, später war ihm Franziska, dieses Idol einer liebesehnenden Jugendseele aus den Augen gekommen; aber in der Schwärmerei seines Gefühls bedurfte er gar nicht der leiblichen Anschauung um sich im träumerischen Still-

leben, wenn er sich müde des eiteln, egoistischen Treibens im Weltleben auf seine Villa Antoinettenruhe (nach seiner unvergeßlichen, verstorbenen Mutter, der er die Bildung seines Herzens zu danken hatte, so genannt) zurückzog. Wenn er dort an warmen Sommerabenden im Park unter dem lispelnden Laube einer Silberpappel saß, durch deren tiefe Schatten zitternde Streiflichter des Mondes auf die dunkle Fläche des Wassers fielen, so glaubte er dort auf dem schwimmenden Blatt einer Wasserlilie, oder im geheimnißvoll säuselnden Erlengebüsch, oder unter den weißen Stämmen des Birkenwäldchens ein wunderzartes, ätherisches Wesen tanzen zu sehen, das nichts anders war, als das Phantasiebild der kleinen Franziska, das er stets im tiefsten Innern der Seele mit sich umher trug. Er nannte dieses liebe traute Wesen seine Erlenkönigin, und die zartesten, innigsten Dichtungen seines Jugendlebens entquollen seiner Brust.

Jetzt aber wurde ihm die Baronin Franziska von Wiesenthal vorgestellt, und er erkannte seine Erlenkönigin wieder.

Das Parket der Höfe ist nicht der Ort, wo man seinen Gefühlen den freien Lauf zu lassen pflegt. Der Erbprinz verneigte sich ernst und schweigend. Er vermochte nicht einmal die gewöhnlichen Formeln der höflichen Beglückwünschung, oder die Erkundigung nach dem Befinden des Freiherrn, oder sonst etwas Gleichgültiges

hervorzubringen; denn wer im Stillen liebt, weiß dem geliebten Gegenstande nichts andres zu sagen, wenn er nicht von seiner Liebe reden darf. Da es die Etikette nicht gestattete, daß die Vorgestellte den Erbprinzen zuerst anredete, so entstand eine für Beide peinliche Pause, die jedoch die Oberhofmeisterin, welche in der zartesten Jugend des Prinzen dessen Gouvernante gewesen war, und die sich immer noch bei dem weltscheuen Wesen des jungen Fürsten als solche betrachtete, unterbrach und mit feinem Schicklichkeitsgefühl das Wort nahm:

„Der gnädigste Erbprinz ist ohne Zweifel sehr erfreut, den Blumenkranz der Damen unsres Hofes noch durch eine so anmuthige Erscheinung verschönert zu sehen!"

Da fühlte der Prinz, daß dieses ein Wink sei, der Vorgestellten etwas Angenehmes zu sagen, und er sprach halb laut:

„Ich hoffe, daß es Ihnen bei uns gefallen wird."

Franziska verneigte sich in unbeschreiblicher Verwirrung, und die Audienz war zu Ende.

Ein Blick aus seinen Augen hatte sie getroffen, der ihr mit der Innigkeit früherer Jahre sagte: „Ich erkenne Dich wieder, Du liebe Jugendgespielin, und habe Dich noch nicht vergessen."

So hatte denn der Prinz seine Elfenkönigin wieder gefunden. Selbst ihre Kleidung hatte etwas Aetherisches; eine Robe von indischer Silbergaze war über ein Kleid

von zartblauem Atlas geworfen; im Haar trug sie einen Halbkranz von weißen Lilien; dazu das Farbenspiel ihres reichen Brillantschmuckes, der wie Thautropfen im Morgenlicht glänzte, und vor allen ihr feiner, durchsichtiger Teint und die leichte schwebende Anmuth in jeder ihrer Bewegungen, das war Titania, die Elfenkönigin aus Shakespeare's Sommernachtstraum.

Franziska hatte diesen Blick des Erbprinzen bemerkt und richtig gedeutet. Dieser Moment war auf sie nicht ohne Eindruck geblieben. Sie hatte sich stets mit Vergnügen aus ihrer Pensionszeit her des liebenswürdigen jungen Prinzen erinnert, allein für ihn nie mehr empfunden, als eine kindische Zuneigung. Jetzt stand er da vor ihr so ernst und edel in vollendeter Männlichkeit, und seine Augen, voll Menschenliebe, hatten auf den ihrigen geruht, mit einem so ganz eignen Ausdruck, den sie mehr zu ahnen als zum klaren Bewußtsein zu bringen vermochte. In ihr selbst war, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte, die große Veränderung vorgegangen, welche die Entwickelung des Kindes zur Jungfrau erzeugt; die zarte Knospe war eine liebliche Blume geworden. Von diesem Augenblick an kam ihr der Prinz nicht mehr aus den Gedanken.

Zwei Tage später wurde das vom Fürsten gegebene große Jagdfest gefeiert.

Man hatte die großartigsten Veranstaltungen dazu getroffen. Der hohe Adel und die reichern Offiziere des Garde-Husarenregiments hatten einen Verein für Parforcejagden gebildet. Der Erbprinz war zum Ehrenpräsidenten desselben erwählt, eine Auszeichnung, die er aus Rücksicht auf seinen Herrn Vater, der Protektor des Jagdvereins war, nicht gewagt hatte abzulehnen, so sehr er auch ein abgesagter Feind aller Thierquälereien, besonders der Parforcejagden war. Man hatte eine Meute von funfzig Stück auf die Fuchshetze abgerichtete Hunde aus England und die im Laufen und Springen so ausgezeichneten irländischen Klepper (Hunters) kommen lassen; die Hunde standen unter dem Kommando eines englischen Huntsman und einiger Hundejungen. Pikeurs mit großen Jagdhörnern, deren Blechgewinde sich von der linken Schulter um die rechte Hüfte schlang, vollendeten die Jagdequipage des Vereins, für welche der Fürst am Saume des lichtenhainer Forstes einen großartigen Honudepalast hatte bauen lassen. Die Schneider in X. hatten schon seit drei Wochen nichts zu thun, als scharlachrothe Fracks zu nähen, und die Schuhmacher konnten nicht Stulpenstiefel genug anschaffen für die edlen Sportsmans, die an diesem Jagdvergnügen Theil nehmen wollten.

Da auch die Damen des hohen Adels eingeladen waren, so hatte Franziska sich leicht bereden lassen, sich der

Gesellschaft anzuschließen; sie verabscheute zwar im Allgemeinen die Parforcejagd, aber sie kannte noch nicht die ganze Grausamkeit dieses Vergnügens. Zudem liebte sie es, durch die heitere freie Gotteswelt zu galoppiren. Sie ritt ausgezeichnet, und ihr feingegliederter Silberschimmel aus dem limousiner Gestüte im südlichen Frankreich, das damals die elegantesten Damenpferde von arabischer Abkunft lieferte, war von den Kenneraugen des alten Freiherrn ausgewählt und mit 200 Louisd'or bezahlt, das schönste Thier, das man sich nur denken kann und ausgezeichnet gut geritten. Franziska ritt auf dem englischen Damensattel mit der anmuthigsten Sicherheit. Und wir möchten es nicht bezweifeln, daß die Hoffnung, den Erbprinzen wieder zu sehen, einen geringen Antheil an ihrer Bereitwilligkeit habe, der Einladung des Fürsten zu folgen.

Graf Stephan war bei alle dem der eigentliche Anordner des Ganzen. Der Fürst selbst verstand wenig von diesen modernen englischen Hetzjagden, und überließ ihm gern das Arrangement, noch dazu, da Stephan auch mit freigebiger Hand die Mittel dazu herbeigeschafft und derjenige gewesen war, der die ganze Idee angeregt hatte. Der Graf hatte zudem die Verpflichtung, seiner Braut vor der Welt um so mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, je mehr er sie übrigens vernachlässigte, und so

übertrug er Johannes die Verpflichtung, seine junge Cousine, die Baronin von Wiesenthal, zu begleiten.

Mit einiger Verstimmung übernahm Johannes diesen Auftrag. Da er nicht von Adel war und sich nicht mehr als des Grafen Gesellschafter introduciren und in den höheren Kreisen toleriren ließ, so konnte er zwar als Kavalier nicht mit Antheil nehmen an dem Feste; indeß hatte der Freiherr ihn auf Stephan's Vorschlag zu seinem Stallmeister ernannt, und in dieser Eigenschaft war es seine Pflicht, die Baronin Wiesenthal zu begleiten, jedoch erforderte es die Etikette, daß er stets auf halbe Pferdelänge zurückblieb.

Wenn wir uns das Zusammentreffen aller dieser Verhältnisse denken, Franziska geadelt und ihr Halbbruder vor der Welt als ihr Stallmeister erscheinend, Beide zu aufgeklärt, um an Standesvorurtheile zu glauben; Franziska jedoch verlegen und befangen über einen Vorrang, den sie gegen ihre Wünsche und gegen ihren Willen erlangt hatte, und Johannes, sich gedrückt fühlend, mißvergnügt und mißtrauisch wegen der noch größern Kluft, die sich zwischen Beiden gebildet hatte, dazu noch in seiner Seele eine Liebe, der die Grenze der brüderlichen Zuneigung viel zu enge war und Franziska's Seele mit Gedanken an den jugendlich schwärmerischen Prinzen erfüllt und mit stiller Erwartung des Wiedersehens: so wird es nicht schwer sich glauben lassen, daß Beide

lange erst kein Wort mit einander redeten, und so schweigend langsam über das Brachfeld der Gegend zuritten, wo das fürstliche Jagdschloß lag, in dessen mit den prächtigsten Hirschgeweihen und Jagdtrophäen geschmücktem Hofe sich die Gesellschaft versammeln sollte.

Diese gewährte einen eignen Anblick, der an sich schon etwas Erheiterndes hatte; die Damen in dunkelfarbigen Reitkleidern von Tuch, deren Länge und Schleppe es ihnen unmöglich machte zu gehen, mit einem runden Mannshute, wehendem Schleier und einer Reitgerte; andre Damen waren in offenen Wagen angekommen, fast alle in grünen Kleidern, zum Theil in einem Phantasiekostüm, das an Diana und ihre Nymphen erinnern sollte. Die Herren, die zum Jagdverein gehörten, erschienen im Kostüm der gekochten Krebse, in rothen, breitschößigen Fracks, weißen Unterkleidern, Stiefeln mit gelben Stulpen und runden Hüten, sämmtlich zu Pferde. Außerdem sah man auch viele Eingeladene, die aber am Rennen nicht Theil nehmen durften, in eleganter pariser Jagdkleidung, theils zu Pferde, theils auf Jagdwagen, mit einem Wort: die Farbe des Hofes war eine andre geworden und damit jede Etikette verbannt. Alles bewegte sich heiter und leicht in ungezwungenen Scherzen, die munter wie kleine Amoretten hin und her flogen.

Die schönste als Amazone war Hulda, des Grafen Braut. Sie war stets von einer Schaar ihrer Verehrer

umgeben, von welchen sie den Einen durch einen Blick, den Andern durch ein verbindliches Wort, jenen durch ein Lächeln und diesen durch einen heitern Scherz zu fesseln wußte. Graf Stephan fühlte sich zwar geschmeichelt dadurch, daß seine Braut Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, aber auch verletzt, indem sie ihren Verlobten weit weniger zu beachten schien, als jeden Andern. Dadurch erweckte sie, nicht ohne Absicht, seine Eifersucht und diese täuschte ihn in der That über seine eignen Gefühle. Er glaubte zum ersten Male sie zu lieben, und machte sich selbst Vorwürfe, sie so sehr vernachlässigt zu haben. Das war es, was Hulda bei ihren Koketterien beabsichtigt hatte. Mit heimlichem Vergnügen sah sie, wie er ihr die feinsten Aufmerksamkeiten erwies und ihr förmlich, wie ein angehender Liebhaber, den Hof machte. Sie fühlte sich dadurch zur Königin des Festes erhoben, und gewann damit ein erhöhtes Selbstgefühl, das ihrer Haltung einen Stolz gab, der sie gleichsam zur Beherrscherin ihres ganzen Kreises machte.

Als Franziska, von Johannes gefolgt, in dieser aristokratischen Region ankam, glaubte Stephan ihr sogleich eine Stellung anweisen zu müssen, indem er ihr entgegen ritt und sie zu seiner Braut und deren Umgebung führte.

„Hier, liebe Hulda," sprach er, „macht Ihnen die

Baronin von Wiesenthal ihr Kompliment; ich empfehle diese meine Cousine Ihrem Wohlwollen."

„Sehr gütig," entgegnete sie mit einem spöttelnden Lächeln, indem sie gegen Franziska vornehm mit dem Kopfe nickte, „wenn die von Ihnen protégirte junge Dame sich berufen fühlt, sich unserer Gesellschaft anzuschließen, so ist das Feld so weit, daß sie sicher noch einen Raum für ihr niedliches Pferdchen finden wird."

Nach diesen Worten sah sie Franziska nicht wieder an, und diese zog sich, im Innersten verletzt, zurück und hielt in der Nähe einiger jungen Damen, die auch von der Parthie waren, und da diese mit einigem Ungeschick nichts weniger als schöne Pferde ritten, so warfen sie Seitenblicke voll Neid auf die einfach elegante Kleidung, graziöse Haltung ihrer kleinen Person und die zierliche Schönheit ihres Pferdes, das schon die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen hatte.

Wie Hulda den Ton angestimmt hatte, diese neugebackene Baronin als einen Eindringling in die höhere Gesellschaft zu behandeln, so wurde die Stimmung der Uebrigen aufgenommen. Bei ihrem ersten Erscheinen am Hofe war es die Auszeichnung von Seiten des Fürsten und die Protection der Oberhofmeisterin und des Alles geltenden fürstlichen Günstlings, Grafen Stephan, gewesen, welche ihrem Erscheinen Erfolge zugewendet hatten, wie sie selten eine Dame bei ihrem ersten Auftreten

am Hofe gewinnt. Jetzt fanden diese Rücksichten nicht statt. Graf Stephan war zu sehr anderweit in Anspruch genommen, um diese Zurücksetzung seines kleinen Schützlings nur zu bemerken. Der Fürst und der Erbprinz, so wie auch die Oberhofmeisterin waren noch nicht angekommen, und Johannes war durch dieselbe aristokratische Nichtachtung, womit ihn Kavaliere, die ihn früher in den nähern Umgebungen des Grafen kameradschaftlich behandelt hatten und ihn jetzt nicht zu kennen schienen, so verletzt, daß er sich selbst in einer isolirten Stellung, fast in die Kategorie der Pikeurs zurückgedrängt sah.

Es liegt ein unaussprechliches Etwas in dieser aristokratischen Nichtachtung, dem sich der gebildetste wie der roheste Mensch nicht entziehen kann, wenn er einmal in eine blasirte Gesellschaft hinein gerathen ist, die ihn fühlen lassen will, daß er nicht dahin gehöre. Man setzt gegen ihn durchaus nicht die Rücksichten des Anstandes aus den Augen, behandelt ihn sogar mit Höflichkeit, aber schon in dem Augenblick, daß ein solcher Eindringling mit aller ihm zu Gebote stehenden Artigkeit antworten will, hat man sich von ihm abgewendet und ignorirt ihn so völlig, als gehöre er nicht mehr zu den existirenden Wesen. Dagegen hilft weder Höflichkeit noch Grobheit, und dem sicherſten Takt des Weltlebens bleibt nichts übrig, als einem solchen blasirten Benehmen ein stolzes

Schweigen entgegen zu setzen. Höchstens erlaubt man sich halblaute, spöttelnde Bemerkungen hinter dem Rükken der mit dem Fluch der Zurücksetzung behandelten Person; nicht als ob es der Mühe werth sei, von ihrer Existenz nur irgend wie Notiz zu nehmen, sondern um sie mit guter Manier zum gänzlichen Rückzuge zu bewegen.

So mußte auch Franziska in ihrer Nähe halblaut spötteln hören: „Wer ist die kleine Person?" „Eine Baronesse von Wiesenthal." „Aber die Wiesenthals sind längst ausgestorben!" „Mein Himmel! wissen Sie denn nicht, Liebe, es ist eine Nobilitirung vor drei Tagen geschehen; indeß ist doch ihr Vater Freiherr, aber ihre Mutter, zu welcher Familie gehört ihre Mutter? hahaha, zu der uralten Familie der Haushälterinnen."

Das Alles mußte Franziska hören; Thränen des Unmuthes traten in ihre Augen; auch sie war zu stolz und hatte ein zu richtiges Gefühl, um zu antworten oder zu thun, als hätte sie diese boshaften Bemerkungen nur gehört. Sobald es, ohne aufzufallen, geschehen konnte, zog sie sich aus dem Kreise dieser Gesellschaft zurück, und indem sie sich Johannes näherte, sprach sie mit gepreßter Stimme zu ihm: „Ach, Johannes, wie sehne ich mich hinweg aus dieser Welt ohne Herz! Nie soll man mich wieder am Hofe sehen. Ich werde dem Freiherrn alles erzählen."

„Arme Franziska," sprach er eben so wehmüthig, „rede nicht mit mir, sie sagen sonst: Du stehst mit Deinem Bedienten auf vertrautem Fuße, denn höher achten sie mich auch nicht."

In der That hatte auch diese kurze Unterhaltung unter der höhern Gesellschaft schon Aufmerksamkeit erregt, denn obgleich Niemand, selbst kein Kavalier, um der gefeierten Göttin des Tages nicht zu mißfallen, mit jenem engelschönen Elfenkinde reden wollte, so war sie doch eine zu interessante Erscheinung, als daß nicht unwillkührlich alle Augen ihr folgten, sobald es nur einigermaßen unbemerkt geschehen konnte. Die Damen dagegen verfolgten sie mit den spöttelnden Augen des Neides, um fortwährend Stoff zum Moquiren über diese Person zu finden, die sich herausnahm das niedlichste Damenpferdchen zu reiten und die eleganteste Tournüre zu haben. Auch Johannes war eine so männlich schöne Erscheinung und hatte eine Haltung, die ein männliches Selbstbewußtsein bei der feinsten Weltbildung verrieth, daß er wohl Aufmerksamkeit in der Damenwelt auf sich ziehen konnte. „Und wer ist der im blauen Civilrock, der so wenig jagdmäßig aussieht, der, mit dem die neugebackene kleine Baronesse redet?" „Gewiß, es ist ihr Halbbruder, früher Gesellschafter im Dienst des Grafen Stephan, jetzt in Ungnade gefallen und Haussecretair oder

Stallmeister bei dem alten, verrückten Freiherrn auf Kranichfels!" „Ha, so; aber still, es kommt der Fürst!"

Der Fürst stieg aus dem offnen vierspännigen Wagen; aus dem zweiten der Erbprinz. Allgemeine Bewegung; man ordnete sich zum Halbkreise. Der Fürst mit seiner Suite trat in den Kreis. In diesem Augenblick machten alle Herren und Damen Miene vom Pferde zu steigen; da dieses aber im Gedränge kaum möglich war und bei den Damen noch besondere Schwierigkeiten hatte, so winkte er mit dem Zuruf: „Sitzen bleiben, sitzen bleiben! Wir sind hier auf dem Lande!"

Nur wenn er den einen oder den andern der Herren besonders anredete, sprengte dieser vor und stieg vom Pferde, indem er dasselbe mit ausgestrecktem Arm am Zügel hielt. Gewöhnlich waren es ein paar ganz unbedeutende Fragen, deren Antwort kaum angehört wurde, die indeß den Angeredeten mehr als genügend entschädigten für die kleine Unbequemlichkeit, vom Pferde steigen zu müssen.

Plötzlich jedoch brach der Fürst die Unterhaltung ab und wendete sich zu dem Oberjägermeister, der in reichgestickter Jagduniform auf eine bemerkbare Weise vorgetreten war, mit der Frage: „Ist alles bereit?"

„Zu Befehl, Ew. Durchlaucht."

„Die Pferde," befahl er, nach einer andern Seite hingewendet, dem Oberstallmeister, und sogleich wurden

dem Fürsten und dem Erbprinzen mit Gefolge ihre Leibpferde vorgeführt, und nach wenigen Augenblicken ritten sie zum Schloßhofe hinaus. Unmittelbar daran schloß sich der ganze nicht zum Jagdverein gehörige Theil der Gesellschaft; die rothröckigen Herren des Vereins waren schon durch eine Seitenthür vorausgeeilt auf den grünen Platz, worauf der ganze Jagdtroß sich befand, und der Fürst und Prinz wurden dort mit einem Halali, durch Jagdhörner geblasen, empfangen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das heitere Jagdleben, das jetzt folgte, etwas Erweckendes hatte. Dieses Tummeln der schönen Pferde, die elegante Toilette der vornehmen Welt, die reitenden Damen mit den wehenden Schleiern, die rothe Kleidung der Sportsmans, in einer Farbe, die den andalusischen Stier wie einen Puterhahn von Schilda in Wuth versetzt; diese glänzenden Equipagen und Livréen, die Meute wohlabgerichteter Hunde und im weitern Kreise eine zahllose Menge von Zuschauern, die jedoch von Gensd'armerie in ehrerbietiger Ferne gehalten wurden.

Der Hof und die Gesellschaft hatten sich zu Pferde und zu Wagen im weiten Kreise aufgestellt, um die fünfzig Hetzhunde, die wie ein Regiment Soldaten einexercirt waren, förmliche Evolutionen nach dem Kommando aufführen zu sehen. Auch andre Proben ihres Gehorsams wurden abgelegt, die allerdings Bewunderung ver-

dienten. Alle gehorchten auf das Wort, und nur bisweilen verrieth der Aufschrei eines Hundes, daß ihn die lange Peitsche des Huntsman erreicht hatte, um ihn daran zu erinnern, daß Gehorsam die erste Hundepflicht sei.

„Könnte Graf Stephan," spöttelte Franziska halb zurückgewendet gegen Johannes, der in ihrer Nähe hielt, „sich bessere Unterthanen wünschen, als diese sind? Er ist auf dem Wege sie ebenso dressiren zu lassen, wie diese Hunde."

Johannes zuckte die Achseln. Er war in einer Stimmung, die es ihm unmöglich machte darauf zu antworten. Zudem entwickelte sich jetzt das Jagen. Die rothgekleidete Jagdgesellschaft ritt eine Strecke vor. Der Fürst befand sich an der Spitze derselben; der Erbprinz war unbemerkt zurückgeblieben und etwas seitwärts geritten, während die ganze übrige Gesellschaft sich den Höhen zuwendete, von welchen herab man die Jagd am besten übersehen zu können glaubte.

Plötzlich wurde Halt gemacht und der alte Jagdzeugmeister stieg vom Pferde und entließ nach vielen Feierlichkeiten, unter mancherlei Zaubersprüchen, aus einem ledernen Sack einen unglücklichen Fuchs, dessen Verfolgung der Gegenstand so großer Anstrengungen war. Die Hunde waren nur durch die Macht des Gehorsams zurückzuhalten, bis der Fuchs etwa einen Vorsprung von

fünf Minuten hatte, alsdann war er in einem entfernten, einzeln stehenden Feldgebüsch verschwunden, und die Hunde wurden, eine Meute nach der andern, losgelassen. Bald bedeckte sich das ganze Feld mit weiß und braungefleckten Hunden und rothen Röcken, um der Spur des einzigen kleinen Fuchses zu folgen, welche die Hunde bald verloren, bald wieder aufgenommen hatten.

In dieser allgemeinen Bewegung, wobei aller Augen auf den Gang der Ereignisse des Jagens gerichtet waren, hatte es der Zufall gefügt, daß Franziska und Johannes sich unerwartet in der Nähe des Erbprinzen befanden.

Dieser hatte sie gesehen und erkannt, und durch keine Etikette mehr gehindert war er herangeritten gekommen.

„So sehen wir uns wieder, Franziska," sprach er zu ihr, während Johannes bescheiden etwas zurückblieb; „o ich hatte Sie gleich wieder erkannt, meine liebe kleine Spielgefährtin, als Sie mir vor einigen Tagen vorgestellt wurden; ach, es war doch eine schöne Zeit der aus ihrem Schlummer zum Selbstbewußtsein erwachenden Psyche, eine Zeit, die nimmer wiederkehrt!"

„Gewiß, mein Prinz," entgegnete Franziska, „diese Stunden gehörten zu den glücklichsten meines Daseins."

„Sie gaben dem Geiste die aufgeklärte Welt- und Lebensanschauung und dem Herzen die Freundschaft. Die

ersten Jugendeindrücke sind doch die bleibendsten, — nicht wahr, meine liebe kleine Franziska?"

„Ach, gnädigster Herr, Jahre und Verhältnisse haben Ew. Durchlaucht, wie mich selbst hinweggeführt über die Zeiten, wo die Welt in der Freundschaft eines Fürstensohnes für ein unbedeutendes kleines Mädchen nichts weiter sah, als eine unschuldige Kinderei; jetzt würde sie Mißdeutungen finden, die mich die unterthänigste Bitte wagen lassen, daß Ew. Durchlaucht geruhen, mich nicht durch Ihre Aufmerksamkeiten noch mehr zum Gegenstande des Neides und der Anfeindung zu machen, als ohnehin schon der Fall ist."

„O Franziska," bat er weich, mit dem Ausdruck von unendlicher Liebe, „zerstören Sie nicht durch solche dem Herzen ungenügende Redeformen der Etikette und durch Erinnerungen an das triviale Weltleben das poesiereiche Ideal einer lieben, trauten, kleinen Elfenkönigin, das in meiner Seele lebt."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädigster Prinz!"

„Ich werde Ihnen das Verständniß senden, theure Franziska, das Spiegelbild meiner süßesten Träume, meine Gedichte."

Franziska wußte schon aus früheren Zeiten, daß er sie seine Titania, seine Elfenkönigin nannte und als solche besungen hatte. Diese Gefühlsäußerung des Prinzen und das Bewußtsein der Fortdauer seiner zarten, innigen

Freundschaft war für sie eben so beglückend als beängstigend.

Um abzulenken, fragte sie: „Aber, mein Prinz, wollen Sie nicht der Jagd folgen? ach sehen Sie, das arme kleine Thierchen, da haben es die Hunde aus dem Gebüsch herausgejagt und nun läuft es dort über's Feld, dem Walde zu."

„Es ist eine Grausamkeit," sprach der Prinz, „die herzloseste Thierquälerei, welche die Roheit des Mittelalters erfunden und die aristokratische Ueberfeinerung der modernen Civilisation wieder aufgenommen hat."

„Parodirt hat, gnädigster Herr," entgegnete Franziska lebhaft, „und zwar auf die lächerlichste Weise parodirt, wenn überhaupt eine Grausamkeit lächerlich genannt werden darf; denn die Gewalt des Komischen besteht in jedem Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel. Während doch im Mittelalter noch der edle Hirsch Gegenstand einer Parforcejagd war, und doch einiges Verhältniß der Kraft und Schnelligkeit zwischen dem Verfolgten und den Verfolgern war, ist es jetzt ein kleines, elendes Füchschen, das ohnehin schon in der Gefangenschaft den größesten Theil seiner Kräfte verloren hat, und dieses Thierchen wird nun verfolgt durch fünfzig noch einmal so große Hunde, durch dreißig zehnmal so große Pferde und eben so viel Kavaliere, deren Größe, nach ihrem Selbstgefühl abgemessen, jeden Kirchthurm mit der Nase über-

ragen würde, und große, den Unterthanen abgepreßte Summen werden dabei aufgewendet, um einen Fuchs zu fangen, der schon gefangen war."

„Unter meiner Regierung," sprach der Erbprinz mit Ernst, „wird einst niemals ein so grausames Vergnügen geduldet werden. Ich will die Jagd im Allgemeinen durchaus nicht verdammen, da das Tödten der jagdbaren Thiere für erlaubte Zwecke dient, um die Saaten zu schützen und dem Menschen Nahrungsmittel zu bringen· so habe ich nichts dagegen, wenn der Jagdliebhaber damit eine gesunde kräftige Erholung verbindet, sofern die Verfolgung und Tödtung des Thieres so schmerzlos als möglich geschieht; aber jede Jagdlust, welche die Qualen des gehetzten Thieres unnöthig verlängert, ist Grausamkeit, Thierquälerei, in den Augen des gefühlvollen Menschen, und diese Grausamkeit ist eben so verwerflich, als wenn unverständige Kinder sich ein Vergnügen daraus machen, einen lebendigen Sperling zu rupfen und dann laufen zu lassen."

„Es giebt in England Gesetze und Vereine gegen Thierquälerei," entgegnete Franziska, „warum erreichen sie nicht die Parforcejagden, die Wettrennen und Thierhatzen der hohen Aristokratie?"

„Weil die Thäter zu hoch stehen, nach dem bekannten Volkssprichworte: Große Diebe läßt man laufen, kleine hängt man auf! Ja noch mehr, man weiß, daß

der reiche Lord und der im sybaritischen Ueberfluß schwelgende Pfarrer, die im Wettrennen oder auf der Parforcejagd methodische Thierquälereien im großartigsten Style treiben, sich an die Spitze eines Vereins gegen Thierquälereien stellen und den armen Fuhrmann vor Gericht stellen, der sein ermüdetes Roß peitscht."

„O beklagenswerthe Welt," rief Franziska aus, „wo keine Gleichheit vor dem Gesetze gilt, wo die reinmenschliche Bildung des Herzens gerade die nicht erreicht, die in der feinen Bildung am höchsten stehen sollten!"

„O Franziska," entgegnete der junge Erbprinz mit Wärme, „o möchten doch Sie mit Ihrem schönen edlen Herzen, mit der Klarheit des Geistes und der höheren Einsicht in die Forderungen der Zeit, mir einst am Throne nahe stehen, als Schutzengel gegen die Umtriebe einer Parthei, welche allen Gewinn der menschlichen Bildung, alle Volkswohlfahrt, die aus der Aufklärung hervorgeht, rückgängig machen möchte, einer Parthei, die selbst den besonnensten Fortschritt zu hemmen versucht, nur um ihre veralteten, abgestorbenen Standesprätensionen wieder geltend zu machen. Ich aber werde sie lehren: daß auf einer Stufe der Bildung stehen, jeden Standesunterschied auslöschen heißt."

Diese lange Unterhaltung des Erbprinzen mit der neugebacknen Baronesse von Wiesenthal war in den adligen Kreisen, trotz der Aufmerksamkeit auf die Jagd, nicht

unbemerkt geblieben. Man theilte sich flüsternd moquante Bemerkungen darüber mit und meinte: unmöglich könne doch der Erbprinz so taktlos sein, einer Person, die kaum die Nase in den Adelstand hinein gesteckt habe, schon solche Attentions zu erweisen, wenn nicht eine Inclination dabei im Spiele sei; der Herr Sohn scheine in gewisser Beziehung ganz in die Fußstapfen seines Herrn Vaters treten zu wollen, man wundere sich nur über den sonderbaren Geschmack des Prinzen: eine so unbedeutende kleine Person. . . .

Uebrigens hatten Neid und Mißgunst auch nicht ermangelt, den Fürsten bereits von dieser sich anspinnenden Intrigue seines Thronerben in Kenntniß zu setzen; der Fürst aber hatte darüber gelacht und entgegnet: „Nun, was wollen Sie? was ein guter Haken werden will, krümmt sich in Zeiten. Indeß, wer ist der Gouverneur des Prinzen? ich kann es nicht billigen, daß dieser ihn einen Augenblick verläßt."

Jetzt bemerkte er den Gouverneur, Obristen von Palmer, in seinem Gefolge.

„Sie übrigens, Herr von Palmer," rief er ihm zu, würden auch wohl thun, Ihrer Instruktion besser zu folgen, als diesem Fuchs, den wir auch ohne Ihre Hülfe schon erreichen werden; fragen Sie meinen Prinzen, ob es nicht gefällig sei, zur Gesellschaft zurückzukehren, laden Sie aber die kleine Baronesse ein, an seiner Seite

zu bleiben; ich liebe es nicht, genirt zu werden, will aber auch eben so wenig den Erbprinzen geniren."

Der Obrist sprengte fort. Dieses Wort des Fürsten brachte unter allen Anwesenden eine ungeheuere Wirkung hervor. „Man muß sie schonen, wenigstens einige Egards nehmen," flüsterte eine Dame der andern zu, „sie kann doch noch bedeutend werden." „Aber unbegreiflich, eine so kleine Person!" „O sie soll Geist genug haben, um der Schwärmerei dieses hohen Herrn gefährlich zu werden!"

Die Kavaliere dagegen hatten sie schon längst allerliebst und reizend gefunden; sie würden auch nicht unterlassen haben, ihr auch heute, wie vor einigen Tagen bei der Cour, den Hof zu machen, wäre nicht einmal von der gefeierten Baronesse Hulda der Ton angegeben, sie als Eindringling in die Crême der guten Gesellschaft zu negligiren. Jetzt aber hatten die edlen Herren wichtigere Geschäfte, als einer jungen Dame, die einige Egards in Anspruch nehmen kann, Artigkeiten zu sagen.

Es war das Jagen über Stock und Block gegangen. Ueber Graben und Hecken oder Schlagbäume waren die edlen Sportsman hinweg gesetzt; Hunde und Pikeurs vorauf hatte sich die Jagd in einen Hochwald gezogen, in welchem die Bäume anfangs einzeln genug standen,

um zwischen den Stämmen hindurch die rothen Röcke übersehen zu können; dann aber wurde das Terrain schwieriger für die Holzjagd durch Unterholz, das jedoch bald so dicht wurde, daß nur die Hunde, nicht aber die berittenen Kavaliere dem schlauen kleinen Flüchtling folgen konnten. Man suchte diesen Raum zu umkreisen, um die Jagd wieder aufzunehmen, wenn der Fuchs von den Hunden wieder hinausgetrieben sein würde. Diese aber hatten dessen Spur verloren und folgten auch nicht mehr dem Kommando ihres Huntsman, da dessen Peitsche sie nicht mehr erreichen konnte. Noch größer wurde die Verlegenheit der Jäger, die ihre ganze Jagd schimpflich geendigt sahen, wenn das kleine Thier so großen Anstrengungen der Verfolgung von dreißig wohlberittenen Edelleuten und fünfzig Hunden entkam, und die Jagd nicht durch das feierliche Todtstechen des Fuchses unter dem Blasen des Halali würdig beschlossen werden konnte; und ein solches Hinderniß trat jetzt unerwartet der weitern Verfolgung entgegen. Man war bis an die Grenze der freiherrlich Kranichfelsschen Forsten gekommen, die gerade in dieser Gegend einen so dichten jungen Tannenforst hatten, daß nur ein Mensch kriechend in das dunkle Innere desselben dringen konnte. Dort aber standen die jungen Stämme so dicht an einander, daß auch nicht für die Breite eines Pferdes mehr Raum darin war. Mehrere Hunde waren hineingedrungen und

ein dumpfes Bellen derselben verrieth, daß der Fuchs dorthin entwichen sein mußte, und daß die Hunde die Fährte desselben wieder aufgenommen haben mußten.

Was war nun zu machen? Nachreiten, unmöglich! doch einige dieser rothgesottenen Reiter erboten sich abzusteigen von den Pferden und in die Tannendickung hinein zu kriechen. Diese Idee einer kriechenden Fortsetzung der Jagd wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, und da Graf Stephan mit Vergnügen den Forst seines Oheims der Durchsuchung preis gegeben hatte, so war er auch der Erste, der in das dunkle Tannengesträuch hineinschlüpfte, und bald folgten ihm, anzusehen wie Leuchtkäfer, die übrigen edlen Fuchsjäger nach.

Der Fürst und der ganze Hof mit den Damen kamen nach und nach heran an diesen undurchdringlichen Waldessaum. Auch der Erbprinz und Franziska, von Johannes und dem Gouverneur des Prinzen gefolgt, waren näher gekommen und aller Aufmerksamkeit war gespannt auf die Ereignisse, die sich dort im dunkelsten Theile des Tannenforstes begeben würden.

Plötzlich krachte ein Schuß, Hunde heulten, das Geschrei: „Ein Wilddieb!“ vernahm man von mehreren Seiten her. Ein zweiter Schuß und der Ruf: „Haltet ihn, haltet ihn, der Graf ist getroffen!“ durchtönte das Gebüsch; die Zweige knisterten und krachten, das Getöse kam immer näher, wirres, wildes Durcheinandergeschrei

und Hundegebell ließen das Aeußerste fürchten. Reitknechte und Jäger, die noch draußen waren, stürzten sich in die Dickung. Mit kaltblütiger Ruhe wickelte der Hofmedikus, der als Leibarzt des Fürsten zur Jagd befohlen war, für den Fall eines Unglücks, seine Bandagen los; endlich aber brach ein wahrer Knäuel von Menschen hervor, rothe zerrissene und mit Tannennadeln bedeckte Kleider mit mancherlei Livréen vermischt, an denen Gold- und Siberborten abgerissen waren, Hunde und Menschen ohne Hüte, mit zerrissenen Gesichtern und zerzauseten Haaren unter einander, quollen hervor aus dem geheimnißvollen Dunkel. Einige sprangen vor und erzählten wirr durch einander, was Niemand verstehen konnte; endlich kamen ein paar handfeste Leibjäger, denen die hohen Federhüte fehlten, die zerrten eine hellblaue schnurrbärtige Gestalt hinter sich her, der die Hände und Füße gebunden waren, und die wehrlos und halb todt mit Peitschenhieben hageldicht bedeckt wurde.

Der Fürst gebot sogleich einzuhalten mit den Mißhandlungen und forderte Bericht von dem, was vorgefallen sei.

„Das ist der Kerl," hieß es, „der Hallunke, mit gnädigster Erlaubniß, der Wilddieb, der den Fuchs erschossen hat, der Spitzbube, der die ganze Jagd verdorben." Graf Stephan war ihm der Nächste im Verfolgen, um den Bösewicht anzuhalten. „Weiche, Bastard!" schrie

der Schändliche, oder ich verrathe Deine Schande. Seine Erlaucht wurden wüthend: „Haltet den Verrückten!“ schrie der Graf, „daß er auf dem Hochgericht seine tollen Reden büße!“ und mit diesen Worten stürzte er sich zuerst auf ihn und eben im Begriff, den sich Zurückziehenden zuerst zu packen, drückte dieser ein Pistol auf ihn ab und getroffen, nach vornhin zu Boden stürzend, packte der Graf noch die Füße des Wilddiebes und riß den Frevler nieder. Wir alle fielen darüber her, banden den Elenden und haben ihn bald todtgeschlagen.“

„Und der Graf, wo ist der Graf?“

„Ach der Graf, der arme Graf!“ „Wer hat ihn gesehen?“ „Was macht er?“ fragten alle bunt durch einander.

„Er ist todt? ach der arme Graf, wer wird nun Erbe von Kranichfels werden?“

„O bitte,“ sprach halblaut ein herbeieilender Kavalier, „Baronesse Hulda ist eben in den Wagen gestiegen, der besorgten Ohnmacht wegen, für den Fall, daß sich die Nachricht von dem Tode des Grafen bestätigen sollte.“

Indeß war Johannes unbemerkt in die Fichtendickung hineingedrungen und auf einem Umwege, durch einen der hindurchführenden Wildsteige, brachte er mit dem Leibjäger des Grafen diesen halb getragen und halb geführt. Er war, wie es schien, schwer verwundet, und zwar

in der Brust, das Blut war durch das weiße Hemd der offenen Weste gedrungen.

„Johannes," sprach der Graf zu ihm mit matter Stimme, „der Mörder ist der schreckliche Ungar, den ich für wahnsinnig halte, denn er redet tolles Zeug, das aber meiner Ehre nachtheilig werden könnte, denn von der verrücktesten Verläumdung bleibt doch immer etwas hangen. Ich mache es Dir deshalb zur Gewissenssache, zu verhindern, daß er an die X.schen Gerichte abgeliefert werde. Reklamire ihn für die Gerichtsbarkeit von Kranichfels, und ich werde den alten Canzler senden, um ihn zu inquiriren."

Nach diesen Worten wurde der Graf immer schwächer und wurde sanft auf den Moosgrund eines Grabens niedergelegt und dort seine Wunde untersucht. Die Kugel war ihm allerdings zwischen den obern Rippen hindurch in die Brust gedrungen, hatte dort der Richtung zufolge einen Theil der Lunge verletzt, und war unter der Achselhöhle wieder herausgegangen. Der Graf hustete Blut, doch schienen keine so großen Blutgefäße verletzt zu sein, daß der Tod augenblicklich erfolgen konnte. Es war der Ausspruch des Arztes, daß Rettung für den Augenblick zwar möglich, aber lange Lebensdauer nicht zu hoffen sei.

Hulda hätte kein Weib sein müssen, wenn diese augenscheinliche Lebensgefahr ihres Verlobten nicht eben

so sehr als der Untergang aller glänzenden Hoffnungen sie nicht auf das tiefste erschüttert hätte. Zum ersten Male in ihrem Leben glaubte sie ihn wirklich zu lieben. Sie war außer sich und klagte und weinte; darauf aber beschränkte sich ihre Theilnahme, während Franziska schnell vom Pferde sprang und, während der Untersuchung der Wunde des Grafen, seinen Kopf emporhob und ihm ein Riechfläschchen vorhielt, um seine sinkenden Lebensgeister wieder zu wecken.

Der Fürst hatte indeß befohlen, daß der Mörder und Wilddieb sogleich nach X. abgeführt werden solle, um dort schleunigst gerichtet zu werden. Johannes indeß reklamirte, daß der Forst, worin das Verbrechen begangen sei, zum freiherrlich Kranichfelsschen Dominium gehöre, und daß den freiherrlichen Gerichten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit zustehe. Der Fürst überließ ihm daher den Verbrecher, der auch sogleich unter sicherer Bedeckung nach Schloß Kranichfels abgeführt wurde.

Dorthin wurde auch der verwundete Graf, der sich etwas erholt hatte, in Hulda's Wagen gebracht, und zum ersten Male ruhte sein wundkrankes Haupt mit einem gewissen Wohlgefühl über ihre Theilnahme an ihrer Brust und in ihren Armen.

Die furchtbar gestörte Jagdgesellschaft zerstreute sich auf verschiedenen Wegen; das kostbare Dejeuner im fürst-

lichen Jagdschloß blieb unangerührt und nie wurde wieder in X. eine Parforcejagd gehalten.

Der ungarische Balsamträger saß in einem dunkeln Kerker im runden Thurm, der an der Nordseite des Schlosses über der Tiefe des Abgrundes zu schweben schien. Von Gott und Menschen sah er sich verlassen und dachte über sein Schicksal nach. In seiner Seele lag ein tiefer Trotz gegen das Geschick, das ihn getroffen hatte. Er sehnte sich nach dem Tode, als dem Ende aller Erdenleiden; aber er war auch fest entschlossen, den Urheber derselben, wie Alle zu verderben, die schuldig oder nicht in die entsetzliche Geschichte, deren Geheimniß er kannte, verwickelt waren. Nachdem er eine Zeit lang nachgesonnen hatte, wie er seinem Richter sein Geheimniß mittheilen wolle, untersuchte er seinen ledernen Leibgurt, und als er im Innern desselben noch die Schrift eingenähet fand, die man bei der oberflächlichen Visitation an seinem Körper nicht gefunden hatte, da verzog sich sein eingefallenes braunes Gesicht zum teuflischen Lachen, und er rief: „Jetzt habe ich sie! hier ist der Beweis, und im ersten Verhör werde ich es meinem Richter anzeigen, wer der wahre Erbe von Kranichfels ist.“

Das einzige Wesen, das der Unglückliche hier zu sehen bekam, war Mathias, der alte knorrige Leibjäger des Freiherrn, der es übernommen hatte, den gefangenen

Wilddieb zu bewachen. Dieser war gerade der rechte Mann dazu, treu wie Gold, einsylbig und gutmüthig, aber ein furchtbarer Gegner aller Wilddiebe, die nach seiner Philosophie alle todtgeschossen zu werden verdienten, weil sie geschworene Feinde aller Forstbedienten waren und dem Wilde nachstellten, das von Gott und Rechtswegen der gnädigen Herrschaft gehöre. Der alte Mathias zweifelte nicht, daß der Ungar hingerichtet werden würde, betrachtete ihn daher schon als einen halbtodten Mann und antwortete nicht auf dessen Anfrage, ob Herr Johannes noch im Schlosse sei. Er gab ihm seinen Krug Wasser, ein Bund Stroh und ein Brod, visitirte seine Fesseln und glaubte damit alle Pflichten der Menschlichkeit gegen einen Delinquenten, der Mörder und Wilddieb zugleich war, erfüllt zu haben.

Der Freiherr rieb sich indeß vergnügt die Hände.

„Endlich haben wir einen Kriminalprozeß!" rief er einmal über's andre, „ich aber werde diesem anmaßenden Fürsten von X. zeigen, daß mir von Gottes und von Kaisers und Reichs wegen die hochnothpeinliche Halsgerichtsbarkeit zusteht. Nicht vergebens heißt der Hügel dort in ks vom Wege in der Ebene der Galgenberg, und auf der Höhe desselben hat man noch vor zwanzig Jahren Ueberreste von Galgen und Rad gefunden; Dir aber, Rabulista," damit wendete er sich an den Canzler, den er aus der Residenz hatte zurückkommen lassen, „mache ich es zur

Pflicht: erstens, den Galgen wieder aufrichten zu lassen, zum Zeichen meiner Halsgerichtsbarkeit; zweitens, den Prozeß gegen den Maleficanten in bester Form Rechtens zu instruiren, dann nach altem Brauch Schöffen zu wählen und zu beeidigen, damit sie das Urtel finden helfen, und dann werde ich selbst als Grund- und Gerichtsherr, wie es in altdeutschen Rechtsbüchern steht, öffentlich Gericht halten, ihn zur Strafe des Schwertes verurtheilen und ihn auf dem Hochgerichte begnadigen. So habe ich mein gutes Recht bewahrt und doch der Menschlichkeit genügt. Drittens aber wirst Du dieses mein gutes Recht gegen alle landesherrliche Eingriffe protestando zu verwahren wissen und keinerlei Einmischung dulden."

Der Canzler aber wagte es nicht Einwürfe zu machen. Es würde jeder Versuch vergeblich gewesen sein, den Freiherrn zu überzeugen, daß sich Zeiten und Umstände geändert haben, und daß das Recht über Leben und Tod zu entscheiden, nur dem Staate zustehe, der es nach den Gesetzen durch seine Richter ausüben lasse; daß endlich ein mediatisirter Edelmann kein Begnadigungsrecht mehr habe, welches allein dem souverainen Landesherrn gebühre; denn in solchen Fällen duldete der Freiherr keinen Widerspruch, und dieser würde unter allen Umständen abgeprallt sein an der starren Ueberzeu-

gung des Freiherrn von der Unveräußerlichkeit seiner mittelalterlichen Vorrechte und Privilegien.

Der Canzler Rabulista hatte indeß noch andere Gründe, zu vermeiden, daß sich die Landesgerichte mindestens nicht in das Verhör hinein mischten. Es waren Gründe, die in seinem persönlichen Verhältnisse lagen und die wir später erfahren werden. Er beschloß daher die Akten zu instruiren, so wie sie demnächst dem Obergericht zu X. zum Spruch vorgelegt werden konnten, dann mochten sie ihn hinrichten lassen nach Belieben; um ein Geheimniß zu verrathen, würde es auf dem Schaffot nicht Zeit gewesen sein, und der urtheilende Richter bekommt nach unserm geheimen Justizverfahren den Angeklagten nie zu sehen.

Um nun in dieser Hinsicht demnächst keine Verantwortung sich zuzuziehen, mußte Rabulista sich entschließen, das erste Verhör mit dem Verhafteten selbst vorzunehmen.

Im nördlichen Thurm befand sich noch aus alten Zeiten die Marterkammer mit allen jenen entsetzlichen Werkzeugen der Tortur versehen, wodurch die alten Juristen so manches Unschuldigen Geständniß erpreß'en. Hier war es Tag und Nacht dunkel, denn nur durch eine enge Schießscharte in der fünf Fuß dicken Mauer dämmerte etwas Tageslicht herein. Rabulista ließ ein

paar Wachskerzen anzünden, setzte sich hinter den mit schwarzem, vermodertem Tuche behangenen Gerichtstisch und konnte sich selbst eines leisen Schauders nicht erwehren, denn vor ihm lag noch aus alten Zeiten auf der mit eisernen Ketten verschlossenen Bibel ein Todtenkopf auf gekreuzten Gebeinen, und eine längst abgelaufene Sanduhr stand daneben, um an die Vergänglichkeit des irdischen Daseins zu erinnern.

Endlich hörte man das Klirren der Ketten, die dem Gefangenen im kleinen Vorgemach abgenommen wurden und der Ungar trat ein, geführt von dem alten Mathias.

Die beiden Männer starrten einander an. Die flackernden Lichter hatten tiefe unheimliche Schatten auf ihre bleifarbenen, tief gefurchten Gesichtszüge geworfen.

„Wer bist Du?" fragte endlich der Canzler in lateinischer Sprache, worin er sich mit dem Ungar noch am besten verständigen konnte.

„Du kennst mich, wie ich Dich kenne," antwortete jener mit dumpfer Stimme.

„Joseph Zaploya, aus Hernany in Ungarn?"

„So ist mein ehrlicher Name allerdings, Dein unehrlicher ist: Rabulista."

„Schweig! und benimm Dich nicht ungebührlich gegen Deinen Richter, sonst lasse ich Dich auspeitschen."

„Du bist nicht mein Richter, sondern ich der Deinige!"

„Ich habe Gewalt über Dich, also bin ich Deine Obrigkeit. Sieh diese Marterwerkzeuge: die spanischen Stiefeln, welche die Schienbeine zerbrechen; die Zangen, die man glühend macht, um Dir das Fleisch stückweise vom Leibe zu reißen; die Leiter, auf welcher Dir die Glieder aus den Gelenken gerenkt werden, und die Daumschrauben, die so lange immer fester geschroben werden, bis das Blut aus den Fingern spritzt; hast Du Furcht davor?"

„Ich fürchte nur Gott, aber nicht Teufel von Menschen, wie Du einer bist."

„Bekenne Dein Verbrechen."

„Ich kenne Dein Verbrechen und will es jetzt hier zu Protokoll geben."

„Schweig! das sind alte Geschichten, die gehören hier nicht her in die Akten. Gieb Rede und Antwort von dem Vorfall auf der Jagd."

„Mach Du Dein Protokoll darüber nach Belieben. Willst Du aber Deine eigenen Verbrechen nicht aufzeichnen, so werde ich mich mit meiner Anklage an einen höhern Richter wenden."

„Du wirst keine andern zu sehen bekommen, denn das Kriminalgericht wird nur nach meinen Protokollen urtheilen, und die mache ich selbst nach Belieben, wenn

Du nicht Rede und Antwort stehen wirst in der Hauptsache."

„Man wird mir doch einen Vertheidiger zukommen lassen, und der soll in meinem Namen anzeigen, welch ein großer Betrüger Du bist, der Du Dich zu meinem Richter aufwerfen willst."

„Gut, daß Du mich daran erinnerst, mein guter Freund, man wird Dich schon stumm zu machen wissen."

„Kann's denken, erdrosseln oder verhungern .... einem Verbrecher wie Du bist, gilt jedes Mittel gleich."

„Erdrosseln? nein, dazu bin ich zu schwach, und nur ein Dummkopf vertraut sich Gehülfen an."

„Also verhungern lassen?"

„Wie lange kannst Du fasten?"

„Narr, bis zum Tode," lachte er wild auf, „aber erst sollst Du sterben."

Damit ergriff er blitzschnell den Schädel, der vor ihm auf dem Gerichtstische lag und warf ihn dem Canzler an den Kopf, so daß dieser aufschreiend zurücktaumelte.

Eben so schnell sprang der Ungar um den Tisch herum und war eben im Begriff, den Hals des Rechtsgelehrten zu umklammern und ihn zu erdrosseln, als der alte Mathias hereinstürzte, ein hochgewachsener Mann von gewaltiger Körperstärke und den Canzler von dem Wüthenden befreite. Mit Hülfe zweier Knechte, die der

Jäger als Wache vor die äußere Thür gestellt hatte, gelang es ihm, den Ungar wieder zu fesseln und in seinen Kerker zurück zu schleppen.

„Hört nicht darauf, was der verrückte Kerl sagt," schrie ihnen Rabulista nach, „er ist toll geworden, nehmt Euch in Acht, daß er nicht beißt."

Je wilder Rabulista wurde und mit den knöchernen Fäusten drohte, desto ruhiger war der Ungar geworden.

„Hört," sprach er zu dem alten Jäger, „Ihr seid doch Menschen und habt Gewissen und Christenthum, darum sage ich Euch, daß ich im Besitz großer Geheimnisse bin, die Eurem Freiherrn und dem Herrn Johannes sehr wichtig sein werden. Sagt es ihnen, daß sie mich sprechen, es gereicht zum Glück dieses Hauses."

„Halt's Maul, Wilddieb," brummte der alte Jäger im unversöhnlichen Haß gegen alle Raubschützen, „Du bist schon als solcher von Gott verdammt, sie brauchen Dich nicht erst für verrückt zu erklären, denn wer auf das Wilddieben ausgeht, hat schon keinen Verstand mehr zu verlieren."

„Ich sage Euch aber, der alte Betrüger will mich im Kerker verhungern lassen; giebt es denn keine mitleidige Seele mehr im Schlosse, die mir ein Stück Brod zuwirft."

„Verhungern sollst Du nicht, so wahr ich Mathias

heiße, denn ein Wilddieb, wie Du bist, der auf Mord ausgeht, wie Du, gehört auf den Rabenstein."

Eben verließen der Jäger und die Knechte das dunkle Kerkerloch, worin sie den gefesselten Gefangenen auf's Stroh geworfen hatten, da brüllte ihnen dieser nach: „Schickt mir meine Frau, Eure Domina, sagt ihr, es solle alles vergeben und vergessen sein, wenn sie komme und ihren Mann besuche!"

Die letzten Worte verhallten noch unter dem Klirren der Riegel und Schlösser, womit die schwere Kerkerpforte hinter ihm geschlossen wurde, da rief des Canzlers durchdringende Stimme in das Dunkel hinein: „Da hört Ihr es selbst, was er für Unsinn schwatzt, die Domina ist, wie jeder weiß, die Frau unsers gnädigsten Herrn, und damit der verrückte Kerl Euch nicht noch mehr dummes Zeug in den Kopf setzt, werde ich es selbst übernehmen, oder die Domina mag's thun, ihm Atzung zu liefern in seinen Kerker. Gebt her die Schlüssel, alter Mathias, wir brauchen Eure Dienste nicht mehr."

„Aber wenn er Euer Wohlweisen abermals anfällt," entgegnete der Jäger mit Besorgniß, „was so ein rechter Wilddieb ist von Natur, der ist wie ein toller Hund, man sollte eine solche Wilddiebsbestie lieber gleich todtschlagen, sonst richtet sie noch Unheil an."

„Es ist doch eine kleine Thür in der großen? rich-

tig, dadurch kann ihm die Atzung zugeschoben werden, so braucht man die Pforte selbst nicht zu öffnen."

Mit diesen Worten entfernten sich der Canzler und der Jäger, die Knechte waren früher schon fortgegangen, und der Unglückliche in seinem tiefen Kerkerthurm befand sich allein im Dunkeln.

Der Canzler aber schrieb sein Lügenprotokoll nieder, worin er dem Inquisiten Geständnisse über den Mord und die Wilddieberei in den Mund legte, wovon bei dem Verhör selbst gar nicht die Rede gewesen war.

Dann stieg er noch die schmale Thurmtreppe herauf nach dem Gemach, wohin die Domina, neben dem ihrer Tochter, sich zurück zu ziehen pflegte, wenn der Freiherr zu Bett gegangen war, und das geschah regelmäßig im Winter und Sommer Punkt 9 Uhr, jetzt war es halb 10 Uhr.

Die Domina war allein im düstern Zimmer, das vom Schein einer eisernen Votivlampe vor einem Marienbilde in einer Mauerblende nur schwach erleuchtet war. Vor diesem Bilde kniete sie am Betpult, worauf ein lateinisches Brevier aufgeschlagen lag. Zwischen ihren magern Händen ließ sie die schwarzen Perlen eines Rosenkranzes rollen, indem sie lateinische Gebete murmelte.

Ihre Seele suchte den Frieden im frommen Gebet, aber während ihre Lippen das Ave Maria murmelten,

schweiften ihre Gedanken in ganz andre Regionen und ihre Seele war voll Beängstigung. Schon längst hatte ein weit älteres Ereigniß ihre innere Ruhe gestört; doch war es die lange Gewohnheit, was diesen Zustand einigermaßen gemildert hatte, bis endlich sie ihren ersten Gatten, den sie seit einer Reihe von Jahren für todt oder verschollen hielt, lebend oder drohend im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses wieder gesehen hatte. Und nun war sie eines Andern, des Freiherrn, Gattin, und das Verbrechen der Bigamie, die Angst vor Entdeckung, die Gefahr ihrer Stellung, die Achtung der Welt, die Liebe ihrer Kinder zu verlieren, das war mehr als genug, um ihre Angst bis an die Grenzen des Wahnsinns zu treiben, und doch hatte lange Gewohnheit ihr eine Macht der Selbstbeherrschung gegeben, welche es ihr möglich machte, auf ihren marmorkalten Gesichtszügen und bei dem stillen, zurückgehaltenen Wesen auch nicht einen Schatten von Unruhe zu verrathen. Nach wie vor besorgte sie still und geregelt die Geschäfte des Hauswesens, und nur den größten Theil der für sie schlaflosen Nächte durchwachte sie vor dem Betpult, ohne Ruhe oder nur mildernde Thränen im Auge finden zu können, und immer lauter und angstvoller stöhnte sie ihr: ora, ora pro nobis!

Nur das Eine bemerkte man an ihrem Aeußern, daß

ihre hohe Gestalt immer mehr abmagerte, und ihre immer noch schön geformten Gesichtszüge immer blasser wurden.

So war sie im tiefsten Gedanken versunken, als ein leises Knarren der sich öffnenden Thür sie erschreckte. Noch größer wurde ihr Schreck, als sie in dem Theile des Gemachs, wohin der Lichtschein nicht dringen konnte, eine männliche Gestalt bemerkte. Im ersten Augenblick glaubte sie, es sei der Ungar. „Unglücksrabe," rief sie zusammensinkend, „was willst Du von mir?"

„Ich bin kein Unglücksrabe," sprach der Canzler mit gedämpfter Stimme, die sich jedoch immer noch durch die schrillende Schärfe des Tones verrieth, „ich bin heute ein Glücksvogel, bringe Dir die Schlüssel zur Pforte des Friedens und des ruhigen Schlafs."

„Was soll's damit?"

„Du darfst nichts thun, als sie nur sicher aufbewahren und ruhig liegen lassen, dann wird der Mann ewig schweigen, dessen unzeitiges Wort Deinen Sohn um Glanz und Reichthum bringen kann und Dich in das Spinnhaus," fügte er leise hinzu.

„Unglücklicher! Du hattest mich verleitet!"

„Verleitet, oder nicht, das gilt hier gleichviel. Die Folgen bleiben immer dieselben. Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen. Dein Sohn ist undankbar und längst hätte ich ihn von seiner Höhe herabgestürzt, wenn

nicht unser eigner Fall die Folge davon gewesen sein würde."

„Diese Möglichkeit! ich habe keine Ruhe mehr Tag und Nacht; wenn der Mann aussagte vor Gericht, was er weiß, wir wären Beide verloren."

„Noch einmal, dieser Schlüssel macht ihn stumm. Es ist der Schlüssel zum Gefängniß Deines Mannes."

„Aber wie? soll ich zu ihm gehen, ihn bitten und beschwören zu schweigen?"

„Dadurch würdest Du nur seine Erbitterung auf's neue anregen. Jedes Wort von ihm ist gefährlich. Schon hat er gegen den Jäger und zwei Knechte Reden geführt, die gewiß zu bösen Gerüchten Veranlassung geben werden; aber ich habe ihn für wahnsinnig erklärt. Doch damit ist nur Frist gewonnen, keine Rettung, denn ein Vertheidiger kann ihm auf die Dauer nicht versagt werden; gegen diesen wird er Alles verrathen, er wird eine Revision von Seiten des Obergerichts veranlassen und es wird sich herausstellen, daß er nicht wahnsinnig ist. Er scheint ohnedem Beweise zu haben; genug, wenn er am Leben bleibt, so sind wir verloren und Du kommst wegen Fälschung und Bigamie für die Zeit des Lebens in's Zuchthaus. Was mich betrifft, so werde ich meinen Ausgang aus der Welt schon zu finden wissen. Noch einmal: nichts rettet uns, als sein Tod!"

„Jesus, Maria! ich soll ihn doch nicht umbringen?"

„Umbringen nicht; nur nichts zu essen geben, dann stirbt er nach dem Laufe der Natur von selbst.“

„Verhungern lassen?“

„Das ist seine Sorge, wenn er ohne zu essen und zu trinken nicht leben kann.“

„Entsetzlicher, grausamer Mensch, wozu willst Du mich verführen?“

„Zu keiner That; es ist also keine verbrecherische Handlung dabei.“

„Aber eine entsetzliche Unterlassungssünde.“

„Auch nicht! denn Du bist nicht als Gefangenwärter hier im Schloß angestellt, hast also auch nicht die Verpflichtung ihm Speise und Trank zu bringen; das Gesetz kann Dir nichts anhaben, wenn Du ihm nichts zu essen giebst und er stirbt, besonders wenn sein Tod jeden Ankläger stumm macht.“

„Aber das Gewissen!“

„Das macht mich lachen, Dein Gewissen, Domina, muß doch schon ein dickes Fell haben. — Zudem was wäre auch dabei, wenn man der Justiz etwas vorgreift? sterben muß der Kerl doch einmal, und so wird ihm noch die Schande des Schaffots erspart und wir alle sind gerettet. Das ist auch ein Akt der Menschenliebe.“

„Hebe Dich hinweg, Versucher! ich rühre die Schlüssel nicht an.“

„Das sollst Du auch nicht. Ich werde sie hierher

stecken, unter Dein Bett, laß sie nur liegen, dann macht sich die Sache von selbst."

„Auf Dein Gewissen, Satanas, komme dieses Verbrechen."

„Auf mein's? daß ich nicht wüßte; es fällt mir nicht ein, ihn todt zu schlagen."

Nachdem er nach Art und Weise solcher verhärteter Sünder durch Trugschlüsse und Scheingründe sein Gewissen beruhigt zu haben glaubte, versteckte er die Schlüssel unter dem großen Himmelbett der Domina und zog sich zurück, indem er das eigne Entsetzen durch ein tiefes Lachen zu beschwichtigen suchte.

Diese entsetzliche Unterredung war aber nicht ohne Zeugen gewesen. Franziska, die sonst vor 10 oder 11 Uhr Abends nicht zu Bett zu gehen pflegte, weil sie die Zeit der Ruhe gern benutzte, sich mit Lektüre zu beschäftigen oder mit Johannes zu unterhalten, war jetzt gerade in eine eigne Unruhe versetzt, da Johannes abwesend war. Er hatte ihr nämlich vor einigen Stunden erst gesagt: So kann es nicht mehr bleiben in der Lage, worein Stephan das Land versetzt hat. Die Volksbewegung dagegen ist allgemein und diesen Abend wird es in X. eine Revolution geben; ich aber werde hinüberreiten, um zu verhindern, daß es zu Excessen kommt. Ich werde mich an die Spitze der Bewegung stellen, damit

der einmal unvermeidliche Volksaufstand wo möglich sich zum Besten des Landes wende.

Franziska war, wie wir wissen, zu aufgeklärt und selbstständig, um sich mit halbem Vertrauen abfertigen zu lassen. Sie drang weiter in Johannes und erfuhr nun, daß von einer Regierung des Fürsten nichts mehr zu hoffen sei, daß dieser bewogen werden müsse, zurück zu treten; daß die Exaltirtesten schon davon sprächen: wenn der Fürst sich weigere, so müsse man das ganze Nest seiner Despotie niederbrennen, das Residenzschloß und das Hôtel des Grafen Stephan und die Häuser der Minister plündern; sie selbst aber vor ein Standgericht stellen und erschießen lassen.

„Ich hoffe noch immer," fuhr er fort, „solche Excesse zu verhindern; solltest Du aber dort den südlichen Horizont geröthet sehen spät Abends, so brennt das Schloß, und da ich nie solche Verbrechen billigen werde, so wird auch mein Geschick sich damit entscheiden, denn wer der einmal entfesselten Volkswuth Mäßigkeit predigt, der wird als Feind des Volks behandelt."

„Ich beschwöre Dich, Johannes," flehte Franziska, „setze Dein Leben nicht aus; bleib hier, laß Andre die Bewegung vollenden!"

„Meine Franziska," sprach Johannes feierlich, „Deine große Seele wird diesen Rath, der Deinem liebevollen Herzen entströmte, nie billigen können. Dein Verstand

muß einsehen, daß ich dort nützlich sein kann; was würdest Du thun an meiner Stelle?"

„Ich freilich," sprach Franziska leise und mit niedergeschlagenen Blicken, „würde mein Leben opfern, wenn ich damit mein Vaterland retten könnte."

„So hast Du mein Urtheil gesprochen. Du würdest mich weder lieben noch achten können, wenn ich weniger hochherzig wäre, wie Du. Adieu!"

Daher ihre Unruhe. Kaum hatte sich der Freiherr zu Bett gelegt und war ihre Mutter in ihr Thurmgemach heraufgestiegen, so sah man Franziska schon unruhig aus einem Zimmer in das andre gehen und bald aus diesem, bald aus jenen Fenster in die dunkle Nacht hinaus nach Süden sie blicken, in die Gegend hin, wo die Residenz des Fürsten lag; dann stieg sie in den Söller hinauf, wo man am Tage die weiteste Aussicht ins Land hinein hatte. Aber eine unbestimmte Angst, ein unnennbares Grauen trieb sie wieder hinunter. So war sie in die große Vorhalle gerathen, um den alten Jäger zu rufen, der sie wieder auf den obersten Söller begleiten sollte, als sie schleichende Tritte hörte, und aus dem schmalen Gange, der vom linken Flügel herführte, wo der Graf Stephan residirte, sah sie einen Lichtschimmer herannahen. Sie verbarg sich selbst hinter einer der dicken runden Säulen, welche die obere Windung der breiten Haupttreppe trugen, und erkannte ungesehen den

Canzler Rabulista, der ein leise klirrendes Schlüsselbund und ein Licht in der Hand trug und in die niedrig gewölbte Pforte hineinging, durch welche in der Dicke der Mauer eine schmale gewundene Steintreppe im nördlichen Thurme hinaufführte, auf dessen Höhe die Zimmer ihrer Mutter und dicht daneben ihr eigenes lag.

Daß der Canzler mit ihrer Mutter Heimlichkeiten hatte, war ihr schon früher nicht entgangen, aber in ihrer Unschuld hatte sie geglaubt, ein solches Zusammenflüstern beziehe sich nur auf Wirthschaftsangelegenheiten. Jetzt aber war es ihr besonders aufgefallen. Sie hatte damals den Balsamträger gesehen und jetzt den eingefangenen Wilddieb, den sie als dieselbe Person erkannt hatte; da er aus Ungarn war, wie ihre Mutter und sie an dieser seit dessen erstem Erscheinen mit dem Scharfblick der Liebe eine große Veränderung in der Gemüthsstimmung bemerkt hatte, so combinirte sie die Vermuthung, daß der Ungar und dessen Geschick mit dem ihrer Mutter in irgend einer geheimen Beziehung stehen müsse, wovon der Canzler Mitwisser sei.

Indem sie noch darüber nachdachte, trat der alte Jäger Mathias aus dem andern dunklen Seitengange hervor und erkannte sie beim schwachen Schimmer der dort brennenden Hauslaterne.

„Du lieber Himmel, Fräulein Franziska," sprach er, „Sie haben ein so mitleidiges Herz, aber Gefan-

gene, wenn sie auch von Gott verdammte Wilddiebe sind, verhungern zu lassen, ist schon darum nicht recht, weil sie als die schwersten Verbrecher den Raben auf dem Hochgerichte gehören."

„Was ist das, Mathias," fragte Franziska, und nun erzählte der Alte in seiner verworrenen Weise, was der Wilddieb in seiner Verrücktheit gesprochen habe; daß er gesagt, man wolle ihn verhungern lassen, daß ihm der Canzler die Schlüssel abgenommen habe, sicher aus keinem andern Grunde, als zu verhindern, daß ihm Jemand Brod oder Wasser zustecke, was doch unmöglich ein christliches Gewissen vor Gott verantworten könne.

Franziska hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Ihr Scharfsinn errieth einigermaßen den Zusammenhang. Sie erinnerte sich jetzt, ein leises Klirren der Schlüssel gehört zu haben, als Rabulista vorüberging, und durfte nun nicht mehr zweifeln, daß es sich hier um ein schreckliches Geheimniß handle und daß der Canzler seine Mutter verleiten wolle, Mitschuldige zu werden. Schnell entschlossen stieg sie die steinerne Wendeltreppe hinauf, die nach ihrem Zimmer führte. Zum Glück stand die Thür desselben halb offen; ungehört schlüpfte sie hinein. Der Boden war mit Teppichen belegt, das Zimmer dunkel, die Thür, welche zum Schlafgemach ihrer Mutter führte, war nur angelehnt, und so vernahm sie noch unbemerkt den letzten Theil des Gesprächs zwischen Beiden; doch

genug, um mit tiefem Entsetzen zu errathen, daß hier ein schreckliches Geheimniß durch den Hungertod des Gefangenen für ewig begraben werden solle. Mit noch weit größerem Entsetzen erkannte sie ihre Mutter, die sie so sehr liebte, als Mitschuldige.

Es giebt wohl kein schrecklicher quälendes Gefühl einer reinen Tochter, als ihre Mutter für eine mit schwerer Schuld belastete halten zu müssen. Und was sollte nun geschehen? Theilnehmen an der schweren Schuld einer Ermordung durch Verhungernlassen, das war unmöglich; das bedrohte Leben des Verbrechers retten, eben so sehr.

Sie beschloß daher das Weitere mit Johannes zu berathen und vorerst nur sich damit zu begnügen, dem Gefangenen allnächtlich Nahrung zuzutragen.

Das geschah, nachdem sie während des Schlafs ihrer Mutter die Kerkerschlüssel zu sich genommen hatte. Der Jäger war ihr bei dem Zutragen von Lebensmitteln behülflich, und brummte nur darüber, daß Franziska's Mitleid aus den Vorräthen der Speisekammer immer Braten und Wein, außer Brod und Butter, auftischen ließ. „Einem Wilddiebe," meinte er, „gehört nichts weiter als Wasser und Brod, eben genug, um ihn gegen das Todthungern zu schützen, damit er dem Rabensteine nicht entgeht." Das war seine fixe Idee, die sich bei jeder Gelegenheit aussprach. Doch bei diesem Vorur-

theil hatte er noch angeborene Gutmüthigkeit genug, um auch behülflich zu sein, als Franziska befahl, dem Unglücklichen die Fesseln abzunehmen und ihm eine Matratze und Decke zu geben.

Der Ungar war bis zu Thränen gerührt durch diese Theilnahme.

„Engel des Himmels," rief er, „wer bist Du? Dich hat die heilige gebenedeite Jungfrau Maria gesendet, mich vom Hungertode zu retten. Wer bist Du? o sage mir Deinen Namen, damit ich in meiner Sterbestunde Dein Andenken noch segnen kann."

„Ich bin Franziska, die Tochter der Domina."

„Der Domina, meiner . . . . ?"

Er hielt ein bei diesen Worten. Ein gewisses Zartgefühl sagte ihm, daß er diesen Engel, der ihm so wohl that, nicht betrüben dürfe durch Mittheilung der Schuld ihrer Mutter.

„Was ist mit meiner Mutter?" fragte sie, „sage mir, welchen Antheil sie an Deinem Geschick hat?"

„Das kann ich Dir nicht sagen. Für Engelsseelen, wie die Deinige, ist dieses Geheimniß nicht geschaffen. Wenn ich aber Deinen Bruder Johannes sprechen könnte, so würde ich ihm zu großem Glück verhelfen und dazu beitragen können, daß ein großes Unrecht wieder gut gemacht werde."

„Ich werde es ihm sagen," antwortete Franziska, „doch jetzt ist er nicht hier. In einigen Tagen vielleicht."

So vergingen drei Tage; Johannes kehrte nicht zurück. Auch der Canzler selbst mußte in Geschäften des jungen Grafen öfter abwesend sein.

Indeß war die Sache Niemandem mehr im Kopfe herumgegangen, als der Domina. Den Mann, der Gegenstand ihrer ersten Liebe gewesen war, dem sie, verführt mehr durch die Autorität des Edelmanns, als durch Liebe für ihn, untreu geworden war, einem so schrecklichen Tode zu überliefern, das vermochte sie nicht über ihr Herz zu bringen. In der nächsten Abenddämmerung nahm sie daher die Schlüssel, die Franziska wieder unter ihr Bett gelegt hatte, und begab sich, mit einem Korb voll Lebensmittel und einer brennenden Blendlaterne, in den Kerker des Unglücklichen.

Sie hatte dazu alles ihres Muthes bedurft. Das Blendlicht der Laterne und ihre Verhüllung machte es dem Ungar unmöglich, sie zu erkennen, bis sie nach einer für sie ängstigenden Pause das Wort nahm.

„Joseph," sprach sie auf Ungarisch, „höre mich an; es ist die Stimme der Reue, die zu Dir spricht."

„Maria," rief er aus, „alles soll Dir vergeben sein, befreie mich und folge mir in den Wald und dann nach Ungarn zurück. Du warst meine erste Liebe und meine

letzte. Ich weiß, daß Du beide Male mich für todt hieltest, als Du Deine Treue brachst, und vergebe es Dir."

„Folgen kann ich Dir nicht," sprach die Domina, „denn ich bin schwächlich und kränklich, und kann weder Dein umherstreichendes Leben, noch Deine Armuth ertragen und hier stehe ich in Verhältnissen, die ich nicht die Kraft habe zu lösen. So höre denn ganz einfach meinen Entschluß, er ist unwiderruflich! Wärest Du unedel genug, meine frühere Verbindung mit Dir zu verrathen, so werde ich mich ohne Weiteres oben aus dem Fenster meines Schlafzimmers herabstürzen. Der Thurm hat seine hundert Fuß Höhe, fünf Mal so hoch ist die steile Felswand, worauf seine Grundfesten ruhen; ich meine, das wird hoch genug sein, um die alten morschen Gebeine zu zerschmettern, die Dir ja doch keine Freude machen könnten, wenn ich auch als Dein Weib mit Dir zurückkehren wollte in unser fernes Ungarland."

„Wenn Du so zu mir redest, so bin ich geschlagen; bin ich auch einmal in Deine jugendlichen Reize verliebt gewesen, so liebte ich doch Dich selbst und deshalb habe ich nie Dich vergessen können; deshalb ist trotz Deines Vergehens meine Liebe zu Dir noch eben so frisch, als heute vor fünf und zwanzig Jahren, gerade in dieser Stunde, als wir Beide vor dem Altar des Herrn standen und einander eheliche Treue gelobten. — Feiern wir so unsre silberne Hochzeit?"

Die Domina war furchtbar erschüttert. „Du tödtest mich, Joseph," sprach sie, „durch Deine Großmuth; und es wäre mein Bestes, daß ich sterbe, denn ich fühle wohl, der Raub an dem Sohn meines Herrn muß doch wieder gut gemacht werden. Zudem ist Johannes ein edler Mann und Graf Stephan, wie er sich nennt, o daß ich es sagen muß, ein Elender, der uns mit Undank belohnt dafür, daß ich und der Canzler ihn reich und groß gemacht haben; er ist ein herzloser Mensch, weil er die geringern Stände drückt, aus denen er selbst entsprossen ist."

„Ich habe Beweise über jenen entsetzlichen Betrug.',

„Gieb sie mir, Joseph," bat die Domina dringend. „Ich werde sie meinem Beichtvater übergeben und ihm meine Beichte ablegen mit der Verpflichtung, nach meinem Tode davon Gebrauch zu machen, um Johannes als den ächten Grafen Stephan Hernany und Erbherrn auf Kranichfels in seine vollen Rechte wieder einzusetzen."

„Sieh, Weib! schon diese Bitte verräth eine Selbstsucht, welche die Quelle aller Deiner Verbrechen gewesen ist; deshalb traue ich Dir nicht. Ich werde dem wahren Erben selbst mein Geheimniß entdecken."

„Johannes ist ein edler Mann, aber er liebt Franziska, nur das vermeintliche geschwisterliche Verhältniß hält diese Liebe in den Schranken der Freundschaft; wenn er erfährt, daß er Franziska's Bruder nicht ist, wird er

Macht genug haben über seinen Willen, diesem Glück und dem Glanz des Reichthums und Ansehens zu entsagen, um eine alte Frau zu schonen, die ihm dann fremd geworden sein wird, und noch dazu ein Verbrechen an seinem Glück geübt hat? Ich gebe Dir die Freiheit, geh', die Thüren stehen offen, Reisegeld bringe ich sogleich; aber ich beschwöre Dich noch einmal, lege den Beweis und den Zeitpunkt der Entdeckung des Geheimnisses in meine Hand."

„Unmöglich! Unter dieser Bedingung verlange ich die Freiheit nicht. Nur das kann ich versprechen, daß ich Dich der Bigamie nicht anklagen werde; aber nicht um den Preis meines Lebens werde ich dazu beitragen, daß der Bastard eines ungetreuen Weibes ferner eine Grafenkrone trage und der Sohn eines Grafen, meines Herrn, so sehr ich auf diesen erbittert bin, in Armuth und Abhängigkeit lebe, und das durch eine Schuld, die ich vollständig beweisen kann."

„O Du Starrsinniger! Du Grausamer!" rief die Domina, „Du zwingst mich, daß ich Dich Deinem Schicksal überlasse, ich müßte wahnsinnig sein, wenn ich mich selbst unglücklich machen und in Schande bringen wollte und meinen Sohn dazu. So erfülle denn Dein Schicksal; meine Milde war Schwachheit. Ich bin damit am Ende."

Mit diesen Worten zog sie sich rasch zurück, schlug die Kerkerthür zu und verschloß alle Schlösser und Riegel.

Und Joseph blieb wieder allein in der Kerkernacht dem gewissen Tode geweiht.

So war das Jahr 1830 herangekommen. Die Julirevolution in Paris und die Augusttage in Belgien, so wie früher die griechische und später die polnische Revolution, hatten überall in Deutschland mächtige Sympathien geweckt.

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken . . . ."

Dort aber, wo die Regierungen durch Willkürherrschaft das Volk gedrückt hatten, wo es unbefriedigte Wünsche gab, wo der Geist des Fortschritts und der Aufklärung auf Hemmungen stieß, die aus engherzigen Partheiansichten hervorgegangen waren; wo Aristokratie, Büreaukratie oder Hierarchie Rückschritte veranlaßt hatten, um ihre veralteten und dem Gemeinwesen verderblichen Vorrechte und Ansprüche geltend zu machen; wo man Klöster wieder herstellte, wo Pietisterei und Mysticismus und fromme Heuchelei die Wege zum Pfarramt bahnten; wo die Bildung nichts galt und die Vetterschaft Alles, um zu Amt und Würden zu gelangen: da wurde durch solche Mißgriffe und Anmaßungen der Leu der schlummernden Volkskraft zum Selbstbewußtsein geweckt, da erhob er sich und schüttelte seine Mähnen.

Aber schon sein tiefes Grollen und seine drohende Erhebung schreckte in mehreren deutschen Staaten die Gewalthaber. In Braunschweig verbrannte man das Schloß, um den Herzog Carl auszutreiben; in Sachsen und Hessen gab es nur geringe Excesse, und eine ernste Haltung des Volks genügte schon, um unter freilich andern Umständen, als im Fürstenthum X.**, heilsame Reformen hervorzubringen.

Wir vertheidigen durchaus nicht Revolutionen, von deren Rechtfertigung auf Grundlage des Rechts nie die Rede sein kann, weil sie außerhalb des Rechtsgebiets liegen; aber sie sind Erscheinungen im Leben der Staaten, sie sind Thatsachen, die der Geschichte angehören; mag auch die Anregung zum Volksaufstande nicht selten von demagogischen Umtrieben ausgegangen sein und selbst in das Gebiet des Hochverraths gehören, so bleibt doch Eins gewiß: ein ganzes Volk läßt sich nicht bewegen, sich wie ein Mann gegen die gesetzliche Gewalt zu erheben, wenn nicht Mißbrauch der Gewalt vorhergegangen war und die Geister der Selbsthülfe heraufbeschworen hatte. Nur

„Wenn der Gedrückte nirgend Recht kann finden,
„Wenn unerträglich wird die Last, greift er
„Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
„Und holt herunter seine ewigen Rechte,
„Die droben hangen unveräußerlich."

So auch hier im Fürstenthum X. Schweigend rückte

das Volk in Masse von vielen Tausenden vor das fürstliche Residenz-Schloß und bat durch eine an den Fürsten abgesendete Deputation in gemessener würdiger Sprache:

1) daß Seine Durchlaucht, der regierende Fürst . . ., sich von den Sorgen der Regierung zurückziehen und dem Erbprinzen die Regierung des Landes abtreten möge;
2) daß Graf Stephan sofort aus dem Staatsdienst entlassen werde.

Uebrigens hege das gesammte Volk zu dem durchlauchtigsten Erbprinzen das unbedingte Vertrauen, daß er die Verfassung wieder herstellen, die verschwenderische Hofhaltung einschränken, die Anmaßungen der Aristokratie zurückweisen, die Presse vom Druck der Willkühr befreien, die Oeffentlichkeit begünstigen, die Stimme der öffentlichen Meinung anerkennen und vor allen Dingen Männer des Volksvertrauens in das Ministerium und das Kabinet berufen werde. Da man, schloß der Redner, die Gesinnungen Seiner Durchlaucht des Erbprinzen kenne, so verlange man keine Zusicherung, keine Garantien, als die des Gesetzes, und wolle mit vollem Vertrauen alles Glück und alle Volkswohlfahrt dem edlen Herzen und der freien Entschließung des geliebten Thronfolgers zu danken haben.

Der Sprecher war Johannes. Er war es gewesen, der dem Grafen längst schon unter vier Augen die Op-

position gehalten hatte. Er hatte ihm gesagt, als er noch an der Spitze der Macht stand und die französische Julirevolution ausgebrochen war: „Noch ist es Zeit! Ihr Regiment ist mit der Volkswohlfahrt unvereinbar. Der Fürst ist zu schwach und zu egoistisch, um selbst regieren zu können; der Erbprinz dagegen ist aufgeklärt, fest und wohlwollend. Das Glück des Volks erheischt, daß Sie und der Fürst zurücktreten. Geschieht das nicht, so bleibt eine Revolution unvermeidlich."

Graf Stephan hatte in seiner leichtsinnigen Sicherheit nicht darauf gehört. Jetzt lag er krank, fern von der Residenz. Johannes that nichts, um die Bewegung im Volke zu wecken; als aber aus allen Dörfern die Gemeinden Mann für Mann nach X.** zogen; als es ein öffentliches Geheimniß war, daß der Fürst vom Thron gestoßen, der Kabinetsrath abgesetzt und der Thronfolger gezwungen werden solle, eine freisinnige Verfassung, die das Volk geben wollte, zu beschwören; als man schon für den Weigerungsfall vom Niederbrennen des Schlosses sprach: da geschah es, daß er sich an die Spitze der Bewegung stellte, um Excesse zu verhindern, die Anarchie einer Revolution zu beseitigen und die unvermeidliche politische Bewegung in die mildere Form einer imposanten politischen Petition einzukleiden.

Auf dem Markte war Volksversammlung. Der Fürst, von dem ihn umgebenden Hofadel aufgereizt, hatte bei der

ersten Nachricht davon dem Militair Ordre gegeben, den Pöbelauflauf, wofür er es hielt, mit den Waffen auseinander zu treiben. Aber Johannes, der die Verständigern leicht auf seine Seite gebracht, und dann mit kräftiger Rede von der Freitreppe des Rathhauses herab die gesammte Volksmenge bewogen hatte, ihm die Entwickelung des großen Drama anzuvertrauen, wußte nun auch das Militair zu bewegen, diesen Forderungen des Volks kein Hinderniß entgegen zu stellen.

So geschah die Bewegung ohne allen Tumult. Der Fürst resignirte und übergab dem Erbprinzen die Regierung; dieser trat auf den Balkon hinaus und wurde von dem ganzen Volke, wie vom Militair, das Gewehr am Fuß aufmarschirt stand, mit lauten Acclamationen der Liebe und Verehrung empfangen. Er gelobte aus eigner freier Bewegung, die ihm ausgesprochenen Wünsche des Volks, welche so sehr mit seinen eignen, längst gehegten Ansichten übereinstimmten, getreulich zu erfüllen und zur Bürgschaft dieser Gesinnung ernannte er den Präsidenten von Moosbach zum ersten Staatsminister und Johannes, Graf von Kranichfels-Hernany zu seinem Kabinetsrath.

Alles jubelte, Alles war glücklich. Freunde und Feinde umarmten einander. Der jetzt machtlose Adel schloß sich entweder aus Politik der Bewegung an, oder zog sich auf seine Güter zurück. Die aus der Fremde

herbeigezogenen Aristokraten gingen wieder ins Ausland, und die Entwickelung eines gesunden, kräftigen Staatslebens, von welchem alle Volkswohlfahrt ausgeht, ging rasch und mit Besonnenheit und Umsicht von Statten. Wie Alles einig war, Volk und Fürst, da bedurfte es keiner Hinterthüren, die man bei andern Verfassungen so gern offen läßt, um es möglich zu machen, daß allmälig die Herrschaft der Willkühr in irgend einer Form wieder einschleiche. Vertrauen um Vertrauen, Liebe um Liebe wurde gegeben, und da das Ländchen X. nicht groß war, so beging man dort nicht die kostbare Thorheit so mancher anderer kleiner Staaten, den Zuschnitt des ganzen Organismus der Staatsbehörden nach dem Muster großer Monarchien zu bilden, sondern der Fürst stellte sich zu seinem Volke in ein patriarchalisches Verhältniß und motivirte jedes Gesetz und jede Verordnung mit Vertrauen erweckenden Worten, die so warm und verständig waren, daß jeder einsichtsvolle Bürger sich von dem Nuzzen und der Nothwendigkeit der Verfügung überzeugen konnte.

Nie war ein Fürst mehr geliebt, als der junge Fürst von X., den jeder Bauer mit Vertrauen seinen lieben Landesvater nannte. Nie hat sich ein Volk zufriedener und glücklicher gefühlt.

Von dieser ganzen Bewegung hatte Graf Stephan

auf seinem Krankenlager nichts erfahren, als bis sie vollendet war.

Sein Schmerz darüber war ungeheuer und verschlimmerte seinen Zustand. Er nannte das Volk undankbar gegen alle die Wohlthaten, die er ihm erzeigt habe durch Hebung des Adels und Förderung des Luxus, wodurch sich nothwendig der Wohlstand der Gewerbtreibenden gehoben habe; er klagte den Adel der Feigheit an, daß er sich die Demokratie habe über den Kopf wachsen lassen, erklärte die adligen Offiziers und die aristokratischen Beamten in den höheren Stellen für unwürdige Vertreter eines von Gott selbst und durch das Recht der Geburt bevorzugten Standes, und um wenigstens den Schein eines Rücktritts mit Ehren zu retten, ließ er von Rabulista eine Resignation auf seine Stelle aufsetzen, die er sogleich unterzeichnete und durch einen Courier an den alten Fürsten einsenden ließ; aber begreiflich kam diese zu spät, was man ihm indeß noch aus Schonung verhehlte.

Dagegen erhielt er von dem Präsidenten einen Absagebrief. Schon damals, als dieser aus Schwäche gegen die Wünsche seiner Tochter für die Erhebung des Grafen Stephan zum Kabinetsrath gesorgt und seine Dimission genommen hatte, hatte es ihn gereut. Er schämte sich dieses Schrittes, der einen so tiefen Schatten auf seinen Charakter werfen mußte; aber es

war zu spät, ihn zurück zu thun. Sein Verdruß darüber war um so größer, je mehr er sich überzeugen mußte, wie sehr dieser Schritt zum Verderben des Landes ausgeschlagen war. Im Schmerz darüber ging er zu dem damaligen Erbprinzen, der ihn als seinen alten aufgeklärten Lehrer freundlich aufnahm; der Präsident bekannte ihm den wahren Beweggrund seiner Resignation und äußerte den Wunsch, in den Staatsdienst wieder einzutreten, sobald er hoffen dürfe, sich darin durch zeitgemäße Reformen wieder nützlich zu machen. „Gern," sprach er, „würde ich diese dem Anschein nach so glänzende Verbindung, die meine Tochter doch nie wahrhaft beglückt haben würde, wieder aufgeben, wenn ich dadurch hoffen dürfte, meinen Fehler wieder gut zu machen."

Der Prinz beruhigte ihn.

„Wir sind alle Menschen, mein lieber Moosbach," sprach er, „wir haben alle unsere Fehler und Schwächen; die Ihrigen kommen aus einem zu weichen Herzen voll Liebe, und sind deshalb noch die verzeihlichsten. Indeß jetzt bleibt nichts zu thun übrig, als die Angelegenheiten des Staats ihren Gang gehen zu lassen; ich fürchte, daß man es so arg treiben wird, eine Katastrophe herbeizuführen; wenn das aber auch nicht geschieht, so wird der Lauf der Natur schon, wenn mir Gott das Leben erhält, den Zeitpunkt herbeiführen, der mich veranlassen wird, Ihre Hülfe und Ihren Rath, mein würdiger

Freund, zum Heil des Staats wieder in Anſpruch zu nehmen."

Der Präſident drückte mit Thränen in den Augen dem edlen Prinzen ſeinen Dank aus, und man will wiſſen, daß er den Ereigniſſen nicht fremd geblieben war, welche dem Lande den trefflichen Fürſten und eine freiſinnige Verfaſſung gaben.

Den Verluſt ſeiner Braut konnte Graf Stephan leicht verſchmerzen, da man ſie ihm aufgedrungen hatte und er ſie nicht liebte. Es ärgerte ihn nur, daß er nicht ſelbſt mit ihr gebrochen hatte. Zwar die Zögerung war ſein Werk geweſen, denn er ſuchte ſeine Freiheit noch ſo lange als möglich zu bewahren und hatte gegen Hulda und den Präſidenten wegen dieſer Zögerung den Vorwand gebraucht, daß er ſeiner Stellung noch nicht ſicher ſei, bis auch der Erbprinz für ſein Syſtem gewonnen ſein würde. Wenn er hoffte dadurch den Präſidenten zu bewegen, ſeinen Einfluß auf den Erbprinzen zu benuzzen, um den Verſuch zu machen, dieſen für die Intereſſen der Ariſtokratie zu gewinnen: ſo irrte er ſich ſehr, denn gerade dieſe Aeußerung des Grafen Stephan, ſo wie die Ueberzeugung, daß ſeine Tochter Hulda doch niemals glücklich werden könne mit einem ſo ſelbſtſüchtigen Mann, wie dieſer war, hatte im Innern des Präſidenten den Entſchluß gereift, eine Verbindung abzubrechen, die dem Lande ſo verderblich geweſen war, um

freie Hand zu erhalten, seine Kenntnisse, Erfahrungen und Gesinnungen wieder dem jungen Fürsten und seinem geliebten Vaterlande zu weihen.

Ueber dem Haupt des kranken Grafen Stephan zogen sich aber die dunklen, unheilschweren Gewitterwolken immer drohender zusammen. Es traf ihn der Schlag, aber eine milde Hand hielt ihm den Schmerz davon entfernt.

Franziska hatte gegen Mitternacht ihren Bruder Johannes in den Kerker des Gefangenen geführt, dann aber sich zurückgezogen, damit der Unglückliche sich in seinen Mittheilungen keinen Zwang anlegen möge. Sie wußte, daß Johannes eben so klug und besonnen, als zartfühlend und edel von Gesinnung war, und durfte ihm vertrauen, daß er die Ehre ihrer Mutter schonen würde, so weit es nur immer möglich war.

Johannes hörte nicht ohne Herzklopfen einer Ueberraschung, wie sie selten einem Menschen geboten wird, das Bekenntniß eines Ereignisses an, das wir zum Theil schon unsern Lesern verrathen haben. Ihm selbst war diese Entdeckung noch ganz neu.

„Ich heiße Joseph Zaploya," begann der Ungar, „bin fünfzig Jahre alt und hatte in meinem fünf und zwanzigsten Jahre mich mit Marie Ludan verheirathet, die früher Kammerfrau bei der Gräfin Hernany gewesen

war. Mein Geschäft war das eines Wundarztes, der zugleich eine Badestube hielt und sich auch mit innern Kuren bei Menschen und Thieren abgab. Ich hatte mein nothdürftiges Auskommen, aber lange noch nicht genug, um meinem geliebten Weibe, das ohnehin den Putz liebte, die Annehmlichkeiten des guten Lebens zu gewähren, woran sie einmal auf dem gräflichen Schlosse gewöhnt war. Meine unvergeßlich geliebte Marie fühlte sich darüber unglücklich in meiner ärmlichen Hütte, und hatte nicht Seelenstärke genug, mir die Ursache ihres Mißmuths zu verbergen. Da dachte ich: versuch' dein Glück in der Welt; du hast Medizinkenntniß genug, um den Hausirhandel mit Medicamenten zu betreiben, und will das Glück dir wohl, so kommst du als reicher Mann zurück und kannst alle Wünsche deiner Marie erfüllen. Ich kündigte ihr daher meinen Entschluß an, zu wandern und schlug ihr vor, bis zu meiner Rückkehr den früheren Dienst bei der gnädigen Frau wieder anzutreten. Obgleich sie mich wahrhaft zu lieben schien, was indeß bei ihrem verschlossenen, zurückhaltenden Wesen immer noch sehr zweifelhaft bleibt, so willigte sie doch leicht in meinen Vorschlag ein, und ich packte meinen Medizinkasten und begab mich auf die Wanderung. Unermüdet durchzog ich Deutschland, Polen und Rußland, und kehrte mit einem ersparten Kapital, das ich im Leib-

gürtel in guten Staatspapieren bei mir trug, in meine Heimath zurück.

Doch waren zwei Jahre seit meiner Abreise vergangen und in zwei Jahren kann sich Vieles ändern.

Die Gräfin Hernany war bei der Geburt eines Sohnes gestorben. Meine Marie saß in der gräflichen Kinderstube, als ich eintrat und hatte ein Kind an der Brust, dem sie die Nahrung gab. Ueberrascht von diesem Anblick und erstarrt blieb ich stehen. Auch sie erschrak so, daß sie im Augenblick das Kind von der Brust abnahm, damit es nicht Gift trinken sollte. Das Kind schrie und aus der einen Seitenthür trat ein hochgewachsener Mann herein, das war der Graf Hernany. „Was fehlt denn dem Kleinen?" rief er ängstlich. „Ich habe einen Schreck gehabt, mein Mann ist da!" stammelte Marie. „Martha!" rief er einer Wärterin zu, die so eben von der andern Seite eintrat, „nehmt der Amme mein Kind ab." „Amme?" schrie ich wie besessen, „meine Frau ist Amme geworden und ich war seit zwei Jahren abwesend? Terremtate! . . . ."

„Schweig, Bauer," sprach er stolz und herrisch, „oder ich lasse Dich peitschen bis Du krepirst, was willst Du davon? ich bin einstweilen in Deine Rechte getreten und das muß so ein Hund von Leibeigner, wie Du bist, sich noch zur Ehre schätzen, Kuthia Erdeck!"

„Gnädigster Herr!" rief ich zitternd, denn das

Sklaventhum ſitzt uns, die wir darin geboren ſind, einmal ſo in allen Gliedern, daß das Bewußtſein der Menſchenrechte, wie das in andern Staaten der Fall iſt, nicht in uns aufkommen kann, wenn wir dem Herrn gegenüberſtehen."

„Knie nieder, Bauer, und küß' meine Stiefel," ſprach er, „und es ſoll Dir Deine Ungebühr gnädigſt vergeben ſein; ich werde Dich huldreichſt wieder annehmen als meinen Leibwundarzt und Kurſchmied und Dir hundert Dukaten jährlich Penſion geben, dafür ſollſt Du meinen Baſtard, den mit dieſer Frau erzeugten Sohn, erziehen; Du aber darfſt ſie nicht wieder berühren, bei Strafe des Auspeitſchens bis zum Tode. So, ſchon gut, der Friede iſt gemacht!"

Wer ſollte es in irgend einem andern civiliſirten Staate, wo es nur freie Menſchen giebt, nur für möglich halten, daß ich mich wirklich ſo erniedrigte, wie es der Herr verlangte und niederkniend ihm den Staub von den Füßen küßte. Aber wir Leibeignen werden von Jugend auf daran gewöhnt, Ungerechtigkeit zu ertragen und vom Herrn ſelbſt die empörendſte Behandlung mit Demuth und Unterwürfigkeit zu erdulden. Wir beugen uns vor dem Herrn, wie vor dem unabwendlichen Fatum; mit dem tiefſten Groll im Innern, ſind wir früh ſchon gewöhnt uns ohne Murren der Gewalt zu unterwerfen. So auch ich; aber mein Leben war von dieſem Tage

an ein verlorenes. Ich glühte im Innern vor Rachegefühl, doch wagte ich es nicht gegen den starken Willen meines Herrn mich aufzulehnen.

Ich nahm das Amt an und sprach meine Frau nicht wieder, da diese selten von der Kinderstube kam, oder mit dem kleinen Grafen nur auf der Terrasse oder im kleinen Blumengarten, wohin ich nicht kommen durfte, spazieren ging. Auch war mir der einzige Stolz geblieben, da ich dem Herrn mich nicht widersetzen durfte, wenigstens meinem Weibe Trotz zu bieten. Ein halbes Jahr war vergangen und Marie hatte allmählig von ihrem Herrn die Gunst erschmeichelt, den kleinen Bastard, der bis dahin bei einer Bauerfrau im Dorfe in der Kost gewesen war, zu sich auf das Schloß zu nehmen. Sie ernährte dort beide Kinder, und bewog den Vater derselben ein Codicill zu machen, wonach der Milchbruder des jungen Grafen Stephan Hernany, Namens Johannes, mit jenem zugleich erzogen und versorgt werden solle, unter der Bedingung, daß dieser dem Erstern stets leibeigen und untergeben bleibe.

„Dieses Codicill," sprach Johannes, indem er den Erzähler unterbrach, „hat mir Graf Stephan oft genug vorgehalten, wenn er übler Laune war, oder seine Autorität geltend machen wollte, allein ich habe mich dadurch nie einschüchtern lassen; doch weiter!"

„Nur ein wenig Geduld," fuhr der Ungar fort,

„und das Blatt wird sich wenden. Eines Tages ließ mich der Graf holen; er war krank und fieberte heftig.“ „Mathias,“ sprach er, „zum ersten Male in meinem Leben bin ich krank geworden, und ich merke schon, es wird mein Letztes sein.“ Ich fühlte dem Grafen an den Puls und sagte ihm, daß mein Lebensbalsam ihn retten werde.

„Nichts von Euren Quacksalbereien,“ rief der Graf, „soll ich sterben, so mag Gott über mich verfügen; aber ich will nicht meinen Leib dazu hergeben, daß die ganze medizinische Fakultät mich methodice zu Tode kurire. Nur eine Sorge drückt mich noch; in Deutschland existirt die Nebenlinie meines alten Hauses, das sind die von Kranichfels. Diese Linie steht indeß nur noch auf zwei Augen. Sobald die des Freiherrn Jacobus des 199sten sich schließen, der nicht vermählt ist, so wird mein Sohn Erbe des deutschen Mannslehns, so wie meiner Herrschaft. Für diesen Fall ist verabredet, daß mein Sohn nach meinem Tode nach Kranichfels gesendet und dort erzogen werden soll; wer aber kann berechnen, wie weit die Intriguen der Mutterliebe gehen, besonders bei dieser Person, deren verschlossener Charakter nicht errathen läßt, was in ihr steckt. Ich habe genehmigt, daß ihr Sohn, der ja auch der meinige ist, sie dort hin begleite; wie leicht wäre eine Vertauschung der Kinder möglich, wie schon einmal bei einem meiner Vorfahren geschehen ist,

und deshalb will ich, daß der alte Gebrauch in meiner Familie, der Bezeichnung durch das Glüheisen, wieder eingeführt werde. Begieb Dich zum Gerichtshalter und sag' ihm, er solle aus dem Archiv die beiden kleinen Glüheisen mitbringen, von denen das eine mit der Grafenkrone und das andre mit dem S. bezeichnet ist. Jenes bedeutet den Stammerben meines Hauses, und dieses den Sklaven (Servus)."

Ich that, wie mir geboten wurde, und die damals leibeigne Frau eines Schulmeisters, Sophia Kantha, eine geborne Kynis, die zugleich Hebamme war und als Kinderwärterin sich noch auf dem Schlosse befand, mußte die beiden Kinder hereinbringen, nachdem der Gerichtshalter erschienen war. Marie war damals krank von den angestrengten Nachtwachen bei dem seligen Herrn, sonst würde es schwer gehalten haben, sie fern zu halten, hätte sie nur eine Ahnung gehabt von der mittelalterlichen Barbarei, die jetzt folgen sollte.

„Zuerst," sprach der kranke Graf, „will ich hiermit die gegenwärtige Sophia Kantha der Leibeigenschaft und Gutshörigkeit entlassen und ihr die volle Freiheit geschenkt haben, damit sie als gültige Zeugin auftreten könne in dem Act, der jetzt erfolgen soll. Schreibt das nieder," gebot er dem Gerichtshalter, und es geschah. „Ferner," fuhr der Graf fort, „entlasse ich aus gleichem Grunde den gegenwärtigen Joseph Zaploya aus

der Leibeigenschaft und Gutshörigkeit, und gebe ihm die Freiheit, damit er als gültiger Zeuge auftreten könne bei dem wichtigen Act, der jetzt erfolgen soll, und beides," schloß er feierlich mit einem Kreuzschlagen der Hand, „geschehe im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Auch diese Erklärung wurde zu Protokoll genommen.

Alsdann ließ sich der Graf den Erben seines Stammes geben, küßte das Kind und sprach: „Und dieser kleine Blondkopf mit blauen Augen, der in der Taufe den Namen Stephan Johannes Jacobus erhielt, ist mein eheleiblicher Sohn, von meiner in Gott ruhenden Anna Katharina aus dem gräflichen Hause Kukenus Frenwalth herstammend. Ihr, Sophia Kantha, die Ihr dieses Kind zur Welt befördert und bei der Taufe gegenwärtig gewesen, werdet mir solches bezeugen."

Das geschah, und Alles, wie es vorging, wurde in das Protokoll geschrieben.

„Nun dann," sprach er weiter, „so vollziehe Du denn, Josephus Zaploya, an diesem jungen Stephan Johannes Jacobus Grafen Hernany, Erbherr von Kranichfels, die in meinem Geschlechte seit uralten Zeiten übliche Bezeichnung, indem Du ihm mit dem Glüheisen, worauf die Grafenkrone und das Hirschhorn als Zeichen unsers Wappens befindlich ist, ein unauslöschliches Zeichen auf die linke Wade brennst."

Die Eisen waren schon weißglühend gemacht. Ich that, wie geboten war mit möglichster Vorsicht und leichter Hand, so daß der reine Eindruck vollkommen gelang. Das Kind schrie und wurde hinausgetragen.

Ferner nahm er ebenso das zweite Kind, küßte es und sprach: „Dieser kleine rothhaarige Bube mit den kleinen grauen Augen und der aufgeworfenen Nase, ist mein Bastard, mit dem Weibe dieses Mannes, Namens Maria Ludan, gezeugt. Gieb ihm das Zeichen seiner niedrigen Geburt, Joseph; ich will, daß dieser Sohn meiner Leibeignen, stets der Sklave meines legitimen Sohnes und Erben sei, aber mit ihm erzogen werde, um für ihn zu lernen, was jenem, als dem Herrn, einst nützlich sein kann."

Ich zitterte vor innerer Wuth; mein erster Gedanke war, daß ich den kleinen Wechselbalg, den mir fremde Schuld in's Ehebett gelegt hatte, todtbrennen wolle; doch bald gewann das bessere Gefühl in mir die Oberhand. Mich an dem unschuldigen Kinde zu rächen, erschien mir so unwürdig und unmenschlich, daß ich alle meine Seelenstärke zusammen nahm, um wieder ruhig zu werden und die Operation mit sicherer Hand vollziehen zu können.

Das war geschehen; einer andern Wärterin wurde das Kind übergeben. Verwechselung beider schien unmöglich zu sein, und doch ist es geschehen. Deine Wade,

gnädigster Herr, trägt die Grafenkrone und das halbe Hirschgeweihe, und die des sogenannten Grafen Stephan, wie ich selbst gesehen habe, das Sklavenzeichen.

„Du also," fuhr er, wie bisher in lateinischer Sprache fort, „Du bist der wahre und ächte Stephan Johannes Jacobus, ungarischer Magnat, Graf Hernany und Erbherr auf Kranichfels, und jener heißt Johannes Zaploya, eigentlich Ludan, denn er ist der Sohn meines Weibes, der Domina hier im Schlosse, und hier," damit zog er aus seinem breiten, ledernen Leibgürtel ein auf Pergament geschriebenes Dokument, welches das Duplikat des erwähnten Protokolles enthielt und mit der Originalunterschrift beider Zeugen, der Gerichtsperson und des verstorbenen Grafen unter Beidrückung des Gerichtssiegels und des gräflichen Wappens ausgefertigt war, „hier ist der vollgültige Beweis Deiner hochgräflichen Geburt."

Wir können uns leicht das mit jedem Schritt dieser Enthüllung steigende Erstaunen des jungen Mannes denken, der zwar erkannte, daß dieser bereits vollständig und genügend sei; dem es aber in diesem Augenblick sogleich schwer auf's Herz gefallen war, daß durch diese Entdeckung die Frau, die er so lange als Mutter verehrt hatte, deren Milch aus ihrer Brust seine erste Nahrung gewesen war, in eine Kriminaluntersuchung gerathen werde, die noch durch das Verbrechen der Bigamie

bedeutend erschwert werden würde und dann konnte er es nicht über's Herz bringen, daß er den so schwer kranken Mann, der bisher als Graf Stephan so stolz auf seinen Rang gewesen war, so tief erniedrigen solle.

Er beschloß daher mit sich selbst noch ernstlich zu Rathe zu gehen, wie er in dieser Angelegenheit die Pflichten gegen sich vereinigen könne mit den Rücksichten der Menschlichkeit und den Forderungen seines wohlwollenden Herzens. Um indeß noch klarer in der Sache zu sehen, forderte er den Gefangenen auf, fortzufahren.

Ich weiß weiter nichts zu sagen, als daß ich beide Kinder später nicht wieder gesehen habe.

So vergingen noch mehrere Tage. Der Gerichtshalter hatte ihm auf Verlangen zwei Ausfertigungen dieses Protokolls bringen lassen. Dann ließ mich der Graf vor sein Bett rufen. Ich fand ihn sehr verfallen.

„Joseph," sprach er mit schwacher Stimme, „ich fühle mein Ende herannahen, den Morgen des nächsten Tages werde ich nicht mehr erleben, und der Priester ist schon bestellt, um mir die heiligen Sacramente zu bringen. Zuvor aber möchte ich mich mit allen versöhnen, die ich beleidigt habe. Dich, Joseph, habe ich am schwersten gekränkt, indem ich Dir Dein Weib verführte; jetzt aber bitte und beschwöre ich Dich bei den fünf Wundenmalen Jesu, vergieb mir, wie Gott einst Dir Deine Sünden vergeben wird. Trage Deinen Groll nicht über

das Grab hinaus, vergieb, was ich Dir Leides that, damit ich eine ruhige Sterbestunde habe."

„O, mein gnädigster Herr," rief ich vor seinem Bette niederkniend und küßte mit Thränen seine Hand, denn ich war auf das Tiefste gerührt, „in meinem Herzen war schon lange kein Groll mehr."

„Du wareſt immer ein treuer, ehrlicher Kerl, sei es auch ferner meinem Sohne. Hier, empfange diese Urkunde und verwahre sie sorgfältig, und gelobe mir, über die Rechte meines Sohnes zu wachen."

„Das beschwöre ich," und der sterbende Graf wurde ruhiger. Mit einem Lächeln drückte er mir die Hand, und nachdem er die letzte heilige Oelung empfangen hatte, war er nicht mehr unter den Lebenden.

Der Gerichtshalter belegte Alles mit dem Siegel und besorgte die Absendung eines Couriers nach Deutschland, um den Freiherrn von Kranichfels von dem Ableben des Grafen Hernany in Kenntniß zu setzen.

Nach einigen Wochen traf ein Bevollmächtigter des Freiherrn, der zugleich Vormund des jungen Grafen war, auf Hernany ein, besorgte bei dem Palatinat die Eröffnung des Testaments, und nachdem er von dem Gerichtshalter, unter Vorlegung des Originalprotokolls, Kenntniß von der Bezeichnung der beiden Kinder erhalten hatte, nahm er dieses Originalprotokoll und die im Büreau des Grafen vorgefundene Ausfertigung, ohne

von einer zweiten zu wissen, zu sich, und glaubte damit ohne Zweifel allein im vollen Besitz des Geheimnisses zu sein. Was nun weiter zwischen ihm und Marien vorgefallen ist, weiß ich nicht; nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich ihm ausführlich die stattgehabte Operation erzählen mußte, und daß er mich darauf mit einem Brief an eine polizeiliche Behörde nach Wien schickte.

Mir ahnete nichts Gutes. Ich benutzte daher die lockere Beschaffenheit des Siegels, um den Brief auf der Reise, es war gerade in Brünn, zu erbrechen. Mit Ueberraschung fand ich darin eine falsche Anklage, daß ich Reden geführt hätte, die hochverrätherische Absichten verriethen, und daß er anheim gebe, mich ohne Verhör als einen staatsgefährlichen Menschen lebenslang auf den Spiegelberg zu schicken.

Empört über diese Schändlichkeit kehrte ich nach Ungarn zurück. Der Canzler Rabulista, denn der war der Abgeordnete des Freiherrn, war mit meiner Marie und beiden Kindern schon nach Deutschland abgereist; der Gerichtshalter war todt, wie man vermuthete, an Gift gestorben, und so glaubte ich es nicht wagen zu dürfen, mich in Kranichfels sehen zu lassen. Getrieben von einer innern Unruhe, ergriff ich mein früheres Wanderleben wieder. Schon einige Male war ich in der hiesigen Gegend als Balsamträger; da aber die jungen Her-

ren nicht hier erzogen wurden, so hatte ich nicht früher, als durch den glücklichen Zufall, bei dem fingirten Beinbruch des sogenannten Grafen Stephan Gelegenheit zu entdecken, daß wirklich eine Verwechselung beider Knaben stattgefunden haben mußte. Ich war darauf zuerst aufmerksam geworden dadurch, daß mich der Kammerdiener desselben zufällig in einem Weinhause in dem Dorfe Kranichfels traf und mich fragte: ob ich kein gutes Haarfärbemittel habe; sein Herr, der Graf Stephan, habe eigentlich von Natur brandrothes Haar, welches er sich stets dunkelbraun färben lasse.

„Dennoch," schloß er, „muß ich gestehen, daß ich schwach genug gewesen wäre, mein Schweigen erkaufen zu lassen, wenn man mir die gewünschte Försterstelle gegeben hätte."

So mußte die Eitelkeit, der Unglauben und die Hartherzigkeit des angeblichen Grafen Stephan eine Entdeckung herbeiführen, die ihn plötzlich von der Höhe seines Glanzes herabgestürzt haben würde, wenn Johannes davon sogleich Gebrauch gemacht hätte.

Einstweilen gab er dem Ungar die Freiheit. Nachdem er ihm selbst eine alte Jägerlivrée des freiherrlichen Hauses gebracht hatte, mußte sich Joseph damit verkleiden, seine ungarische Nationaltracht zurücklassen, und empfing, unter dem Namen Joseph Szeckler, die An-

weisung an einen Förster, ihm bis auf Weiteres Kost und Wohnung gegen Entschädigung zu geben.

Dann kehrte Johannes auf sein Zimmer zurück, wo ihn bald Franziska aufsuchte.

„O schone meine Mutter, wenn Du Schreckliches entdeckt haben solltest," flehte sie, indem sie mit dem Vertrauen und der Liebe einer Schwester weinend in seine Arme sank.

Das Gefühl, welches den jungen Mann durchbebte in diesem Augenblick, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es war das volle Bewußtsein, daß er sie in der Tiefe der Seele liebte; das war mit dem Augenblick erwacht, als die Umgestaltung seiner Verhältnisse ihm die Ueberzeugung gab, daß sie seine Schwester nicht sei.

Er drückte sie zärtlich in seine Arme und küßte sie mit einer Innigkeit, vor der sie fast erschreckend zurückwich und sagte: „Vertraue auf meine Liebe zu Dir und auf meine Menschlichkeit, ich werde Deine Mutter nicht so unglücklich machen. Das Geheimniß aber ist noch nicht so reif, um es Dir schon mittheilen zu können. . . ."

„Ich verlange es auch nicht zu wissen, es liegt in guter Hand. Wende sich die Rache, wie sie will, so bleibe ich doch stets überzeugt, daß Du klug und milde gehandelt haben wirst."

„Noch das Eine," sprach Johannes, „morgen früh

reite ich nach X.**; der Ungar aber ist von mir entlassen und wird versorgt werden, leg' also die Schlüssel wieder unter das Bett Deiner Mutter, damit sie nichts merkt."

Johannes war zuerst zum Präsidenten, jetzigen Premierminister von Moosbach, gegangen, der ihn schon in der kurzen Zeit ihres Zusammenwirkens liebgewonnen hatte. Nachdem er von ihm das Wort empfangen hatte, nichts in der Sache zu thun ohne seine Zustimmung, zeigte er dem Minister die Urkunde und erzählte ihm die Mittheilung des Ungarn, der zwar entlassen sei, aber sich jederzeit auf Verlangen wieder zum Verhör stellen werde. Alsdann streifte er das Beinkleid hinauf und zeigte dem Minister das mit großer Schärfe und Deutlichkeit eingebrannte Zeichen, die gräfliche Krone und das halbe Hirschgeweih.

„Bis soweit," sprach der Minister, nachdem er seinen jungen Freund umarmt und beglückwünscht hatte, „scheint Ihre Legitimation durchaus nicht zweifelhaft zu sein; es wird nur noch erforderlich sein, daß das Sklavenzeichen am Beine des angeblichen Grafen constatirt werde, und damit dieses mit der nöthigen Schonung geschehe, werde ich mich selbst zu ihm begeben."

„Das eben war es," sprach der ächte Erbe von Kranichfels, „was ich zu vermeiden wünschte. Seine

Wunde ist von der Art, daß die Aerzte es für unmöglich erklärt haben, daß er noch länger wie drei bis vier Monate lebe. Sollte er sterben, so könnte man ihm im Leben noch einen Seelenschmerz und eine Beschämung ersparen, die ihn bei seinem bekannten Stolz vielleicht unmittelbar tödten würde; bleibt er aber leben, so würde ich mich gern mit ihm einigen und ihm auf Lebenszeit die Grafschaft Hernany und den Titel derselben abtreten. Ferner möchte ich der Frau meines Oheims, der Mutter eines geliebten Wesens, um keinen Preis die Schmach und die schrecklichen Folgen einer Kriminaluntersuchung zuziehen, was sich nicht vermeiden ließe, wenn auch gegen den Canzler und gegen den Ungar wegen der Jagdgeschichte die Untersuchung eröffnet würde. Ich bitte und beschwöre daher Ew. Excellenz, mir beizustehen und unsern edlen jungen Fürsten zu bewegen, eine Abolition gegen alle Straffällige in dieser Angelegenheit auszusprechen und nur durch eine kommissarische, möglichst geheim gehaltene Untersuchung den Thatbestand festzustellen, daß ich der wahre Graf Stephan Hernany, Erbherr auf Kranichfels ꝛc. sei."

Sehr gern ging der menschenfreundliche Minister auf diesen Vorschlag ein, und noch lieber der Fürst selbst.

Der Minister selbst übernahm es, den Canzler und den Ungar, so wie die Domina darüber mit Diskretion zu vernehmen, nachdem ihnen durch ein fürstliches Re-

skript Strafloſigkeit zugeſichert war, wenn ſie offen und ohne Rückhalt die Wahrheit bekennen würden.

Auf ſolche Weiſe ergab ſich denn, daß der Canzler, der geglaubt hatte, ganz allein und ganz ſicher im Beſitz der Beweiſe über die Aechtheit der Kinder geweſen zu ſein, zuerſt den Gedanken eines Umtauſches derſelben auf der Reiſe gefaßt habe, durch keinen andern Grund getrieben, als aus Neigung zur Intrigue, und ganz beſonders, um den künftigen Beſitzer von Kranichfels ſtets, wie man ſagt, in der Hand zu haben, damit er, wie bisher, die Verwaltung der Güter deſſelben ganz nach ſeinem Privatintereſſe leiten könne. Maria war nach einigem ängſtlichen Widerſtreben leicht dafür zu gewinnen geweſen, dem eignen Sohn das Glück zuzuwenden, was nach dem Rechte der Geburt dem ehelichen Sohne des Grafen gehörte. Rabuliſta war es auch, der ihr durch vorgelegte falſche Briefe den vermeintlichen Beweis geführt hatte, daß ihr Mann todt ſei, und dadurch erſt ſie bewog, dem wohlgemeinten Antrage des Freiherrn, ſich ihm an die linke Hand antrauen zu laſſen, Gehör zu geben.

So lag auf ihm die ſchwerſte Schuld; die Domina dagegen war nur Verbrecherin geworden durch Ueberredung, Täuſchung und Mutterliebe. Für ſie war dieſe Entwickelung eine wahre Wohlthat, die ihr den Seelenfrieden wiedergab. Der Canzler aber hatte ſich furcht-

bar verrechnet. Der Stolz des unächten Grafen duldete keine angemaßte Autorität von Seiten des Intriguanten, und behandelte diesen selbst mit einer Superiorität, die dem Canzler, der wußte, daß der Pseudograf kein Recht dazu hatte, unerträglich erscheinen mußte. Andeutungen, die er ihm über das Geheimniß machte, um ihn einzuschüchtern, fanden keinen Eingang; und endlich war dieser angebliche Graf ein Charakter, der, bei voller Entdeckung seiner Unächtheit, zurückgetreten sein würde, weil er allein auf adlige Geburt und nicht auf die Würde des Menschen Werth gelegt hatte. Nach diesem Vorurtheil mußte er sich selbst vernichtet fühlen, sobald man ihm seinen einzigen Stolz, die Würde des Adels, genommen hätte. Bei solchen Gesinnungen aber würde jede Entdeckung gegen Rabulista und die Domina eine Kriminaluntersuchung zur Folge gehabt haben.

Unter solchen Umständen war es unvermeidlich, auch dem alten Freiherrn mit der größesten Vorsicht Eröffnungen zu machen über den ihm gespielten Betrug. Anfangs war dieser im höchsten Grade aufgebracht gegen Rabulista und die Domina, dann aber vermöge seiner Gutmüthigkeit ließ er sich beruhigen, und nun war er überaus glücklich, anstatt jenes ihm stets im Innern widerwärtigen Menschen, einen jungen Mann zum Neffen und Erben zu erhalten, den er liebte, als wäre er sein eigner Sohn gewesen.

„Nun aber, Johannes, oder eigentlich Stephan,“ rief er lustig, „laß uns eine Flasche Tokayer ausstechen, auf das Glück den rechten Erben wieder gefunden zu haben!“ Und das erste Glas leerte er selbst: „auf eine glückliche Verbindung zwischen meinem Neffen und meiner Franziska.“ Was sagst Du dazu, Graf Hernany, he? oder ist Dir etwa die neugebackene Baronesse nicht hochadlig genug?“

„Mein gnädigster Onkel,“ sprach der ächte Stephan, der sich, da er auch Johannes hieß, nach wie vor so nennen ließ, „es ist ein eignes Gefühl, seinen Namen vertauschen zu müssen; aber ich kann und werde nicht widerstreben, weil ich Franziska mit Bewußtsein liebe, seitdem ich weiß, daß sie nicht meine Schwester ist, ob aber Franziska, die mir schwesterlich wohlwollte, für mich die Gefühle einer Braut hegen wird, das ist es, was ich sehr bezweifeln muß.“

„Narr,“ rief der Freiherr in der heitersten Laune, „wie ich in Deinem Alter und noch Lieutenant unter Szeckler's Husaren war, habe ich nie daran gezweifelt, daß alle hübsche Mädchen in mich verliebt seien, und besonders jede, auf die ich einmal ein Auge geworfen hatte, und ich wüßte nicht einen Fall, wo mir meine Zuversicht fehlgeschlagen wäre. Allons, frische Fische, gute Fische! wir wollen sogleich Franziska hereinrufen lassen. He, da!“

„O bitte, liebster Onkel, schonen Sie ihr Zartge-

fühl, drängen Sie mich zur Erklärung, so werde ich lieber sogleich selbst zu ihr gehen und mich unter vier Augen gegen sie erklären."

„Nun dann geh' nur, aber in fünf Minuten stellst Du mir die Braut vor, oder ich hole mir selbst Dein Jawort."

Mit einer ganz eigenen, freudig bangenden Herzensbewegung stieg Johannes, wie wir, um Verwechselungen zu vermeiden, den ächten Grafen Hernany immer noch nennen wollen, die schmale Thurmtreppe hinauf nach Franziska's kleinem freundlichen Gemach, dessen Blumenfenster nach der tiefen Waldesschlucht auf der nördlichen Seite des Schlosses Kranichfels hinaus geöffnet war.

Sie saß am offnen Fenster mit dem Taschentuch, indem sie sich die feuchten Augen trocknete, um einen Brief lesen zu können, den sie entfaltet vor sich liegen hatte.

Als sie Johannes bemerkte, wendete sie sich gegen diesen mit den Worten:

„Welch' ein Glück, geliebter Bruder, daß Du kommst, ich bedarf Deines Raths in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens; hier lies erst diesen Brief."

Johannes las und erstarrte. Der Brief war vom vormaligen Erbprinzen, dem jetzt regierenden Fürsten. In den zärtlichsten Ausdrücken, mit dem gefühlvollsten

Herzen und der klarsten Ruhe des Verstandes warb er um ihre Hand.

„Theuerste Franziska," schrieb er unter Andern „Sie lebten längst schon als Ideal der höhern Weiblichkeit in meinem Herzen. Ich fühle, daß ich ein schweres Amt, eine große, heilige Verpflichtung übernommen habe, die ein Volk zu beglücken und einem geliebten Vaterlande ein wahrer Vater zu sein. Um aber diesem hohen Beruf mit steter Liebe, Hingebung und Kraft mich weihen zu können, bedarf ich eines Engels, der mich mit dem Herzen voll Liebe und der geistigen Klarheit, die Sie besitzen, durch's Leben leitet. O Franziska, willigen Sie ein, mein Schutzengel und der dieses Landes zu werden; genehmigen Sie, meine geliebte Gemahlin zu werden vor Gott und der Welt, Sie würden damit das schöne Recht erlangen, die Fürsprecherin aller Witwen und Waisen, und die Mutter aller Unglücklichen und Verlassenen in meinem Lande zu werden. Ja, Franziska, das große Wort ist gesprochen und von meiner Seite unwiderruflich; ich weiß wohl, daß Staatsgesetze meine Nachkommen von der Nachfolge der Regierung ausschließen werden, wenn ich keine standesgleiche Verbindung eingehen würde, allein der Privatstand, in den sie zurückkehren würden, macht edle Menschen oft glücklicher, als den Herrscher die Krone, die so oft eine dornenvolle ist. Gern werde ich meinem

Volke alle Kraft meines Geistes zum Opfer bringen, aber nicht die stille Liebe meines Herzens, das ist unmöglich. Willigen Sie ein, Franziska, dann werde ich morgen persönlich bei Ihrem Vater um Ihre liebe kleine Hand werben, und des Priesters Segen in der Schloßkapelle von Kranichfels wird uns zu still Verbundenen einigen."

Zwei Mal mußte Franziska fragen: „Nun Johannes, was sagst Du dazu? was räthst Du mir?" Dann erst antwortete er in tiefster Betrübniß ganz leise, denn alle seine Hoffnungen und Wünsche waren damit vernichtet: „Folge dem Zuge Deines Herzens, Franziska, und bedenke, daß es etwas Großes und Göttliches ist, wenn das Wohl und Weh Deines Vaterlandes in Deine Hand gelegt ist — entscheide."

„Was wünschest Du, Johannes? Könntest Du Dich von Deiner kleinen Schwester Franziska trennen?"

„Meine Wünsche können hier nicht in Frage kommen — — Dein Glück allein sei die Richtschnur Deiner Entscheidung."

„Nun dann höre meinen Entschluß; ich kann mir kein Glück denken, fern von Dir, mein Johannes. Meine Seele und die Deinige sind eins geworden. Ich denke mit Deinem Verstande und fühle mit Deinem Herzen. Getrennt von Dir, mein Bruder, giebt es keine Existenz mehr für Deine kleine Franziska; alle

Eigenschaften, die der treffliche junge Fürst an mir schätzt, sind das Werk Deiner Liebe, und würden untergehen, wenn ich getrennt von Dir leben und einem Andern angehören soll. Ich schätze und verehre den jungen Fürsten wegen seiner trefflichen Eigenschaften; mich rührt und bewegt seine zarte, liebevolle Neigung für mich; ja ich gestehe gern, ich fühle mich geschmeichelt, durch die Ehre und Auszeichnung seine Gattin zu werden, und dennoch . . ."

„Gewiß," rief sie mit überwallendem Gefühle und warf sich an Johannes Brust, „da ich nicht Deine Gattin werden kann, so werde ich unvermählt bleiben, und habe nur Eins zu bitten: gönne mir das Glück als liebevolle Schwester stets bei Dir zu bleiben."

Johannes kämpfte mit Riesenkraft gegen den innersten Jubel aller seiner Gefühle, und zwang sich, Franziska vorzustellen, daß sie die Schöpferin des Glücks eines edlen Fürsten und dadurch des Glücks eines ganzen Volks werden würde.

„Das wäre wohl schön und gut," sprach sie nachsinnend, „aber ein Volk besteht nicht aus einer Generation, es hat ein ewiges Leben, und sein Glück fordert eine Dynastie, in welcher die Tugenden vom Vater auf den Enkel forterben. Unser junger Fürst hat ein so edles Gemüth, einen so aufgeklärten Geist, daß er, auch ohne mich, sein Volk beglücken wird, besonders wenn

Du, mein Johannes, ihm mit Deinem Rath zur Seite stehen wirst. Die gegenwärtige Generation meines Volks bedarf also meiner nicht, um trefflich regiert zu werden, und für künftige Generationen würde meine Verbindung mit ihm ewig ein Hinderniß bleiben gegen die Fortpflanzung seiner eigenen Tugenden auf seine Nachkommen. Das werde ich ihm schreiben, Johannes. Ich werde an seinen Verstand appelliren, um sein Herz zu beruhigen, und nun frage ich Dich noch einmal, Johannes: würdest Du mich verstoßen aus Deiner Nähe und Deinem Herzen?"

„Und ich frage Dich," rief er begeistert und schloß sie in seine Arme, „würdest Du Dich entschließen können, meine Gattin zu werden, wenn Du nicht meine Schwester wärest?"

„Welche Frage?" entgegnete sie erröthend, und trat fast verletzt einen Schritt zurück. „O, Johannes, mein Bruder, wie kannst Du in einem so heiligen Momente, wo meine ganze Seele in die Deinige sich ergossen hat, durch eine so profane Frage mich kränken wollen?"

„O verzeih', Franziska, die ungeschickte Form, eine Wendung des Geschicks, deren Möglichkeit wir uns nie hätten träumen lassen, hat solche Gedanken und Wünsche mit der Möglichkeit der Erfüllung in mir aufgeregt. So wisse denn, das Geheimniß des gefangenen Ungar, zu dem Du mich führtest, war kein andres, als daß

wirklich eine trügerische Verwechselung der beiden Kinder, denen Deine Mutter die Nahrung aus ihrer Brust gegeben hat, stattgefunden hatte, und daß ich, nicht aber jener kranke Pseudograf Stephan, der wahre und ächte Graf von Hernany, Erbherr auf Kranichfels bin. Die Beweise dieser Angabe liegen vor, und der Fürst wie der Freiherr haben mich als solchen anerkannt, und nun frage ich Dich noch einmal, geliebte Franziska, da Du eines Fürsten Gattin zu werden abgelehnt hast, willst Du das bescheidene Loos wählen, die Meinige zu werden?"

„Johannes," sprach sie bleich und zitternd und Thränen entquollen ihrem schönen Auge, „Du hast mich überrascht, an die Grenzen des Wahnsinns gebracht, gieb mir Zeit, mich zu sammeln; das Glück, das Du mir bietest, ist so unermeßlich, daß meine Seele nicht die Kraft hat, nur den Gedanken daran zu ertragen. O laß mich allein, ich muß beten und meiner Mutter Segen empfangen, die, wie sehr auch schuldig, doch immer meine geliebte Mutter ist."

Johannes ging, noch immer schwebend zwischen Furcht und Hoffnung. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Ungeduld des Freiherrn zu beschwichtigen.

Erst nach Verlauf einer Stunde betrat Franziska das Familienzimmer wieder. Sie sprach mit feierlicher Bewegung: „Meine arme Mutter hat sich in die strenge Klause des Klosters Mariahilf zurückgezogen, und meldet

mir durch diesen zurückgelassenen Brief, worin sie von uns allen für ewig Abschied nimmt, den Entschluß: durch strenge Abgeschiedenheit von der Welt und Gebet und Reue eine schwere Verschuldung abzubüßen, die ihr die Ruhe des Lebens genommen habe. „Gott ist," so schloß sie, „ein barmherziger Richter, vor ihm kniee ich im Staube, vor Menschen kann ich kein Auge wieder heben. Auch Du, meine theuerste Franziska, mache keinen Versuch Deine Mutter wieder zu sehen, man würde Dich nicht einlassen in die Klausur, und das Sprachzimmer werde ich nie betreten. Bringe Deinem edlen Vater meinen letzten Gruß und Kuß, und meinen Dank für alle Wohlthaten, die er mir so unverdient erwiesen hat."

„War doch eine brave Frau," sprach der Freiherr und zerdrückte eine Thräne im Auge. „Möge sie Gottes Gnade und den ewigen Frieden wieder finden. Amen."

Eine feierliche Stille erfolgte. Dann fuhr Franziska auf einen Wink des Freiherrn fort:

„Für den Fall," so schließt sie ihren Brief, „daß der wahre Stephan, Johannes Jacobus, Graf von Hernany, der Dich so innig liebt, Dir seine Hand bieten würde, gebe ich Dir meinen mütterlichen Segen zu dieser Verbindung."

„Und ich segne Euch auch, meine lieben Kinder, als ein verlobtes Paar, das sichtbar Gottes Hand ver-

bunden hat, und das des Menschen Hand nicht wieder trennen soll. Gott behüte Euch und beschütze Euch in Ewigkeit. Amen."

Eine lange Umarmung, eine Scene der innigsten Rührung, deren unermeßliche Gefühlswelt nur Thränen und ein leises Schluchzen, und heiße Küsse verriethen, erfolgte jetzt.

Der Minister von Moosbach war ein still bewegter Zeuge dieser Liebe, und leise sprach er vor sich hin: „Nun habe ich doch wahre Liebe gesehen; o wie fern steht doch die Verbildung der modernen Erziehung diesem wahren und höchsten Glück des menschlichen Daseins; wie fern war meine Hulda von diesem Glück."

Der edle Fürst hatte Franziska's Brief empfangen. Ihre Vernunftgründe überzeugten ihn, daß er den künftigen Generationen seines Landes es schuldig sei, sich dereinst standesmäßig zu vermählen. Auch hatte Franziska ihm geschrieben, daß sie längst ihren vermeintlichen Bruder, den ächten Grafen Hernany, geliebt habe, und daß dieser nach der stattgehabten Entdeckung um ihre Hand geworben habe; sie bitte daher den Fürsten um seine Zustimmung.

Der Fürst fühlte groß genug, sich selbst so weit zu beherrschen, daß er ihr schrieb: „Meine Liebe für meine kleine Elfenkönigin war ein schönes Spiel der Poesie,

zu ätherisch für die rauhe Wirklichkeit kehrt ihr liebes Bild wieder zurück, wohin es gehörte, in das Gebiet meiner duftigen Traumwelt. Was aber Ihr Walten auf Erden betrifft, so wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück zu einer Verbindung, die mich selbst sehr glücklich machen wird, denn als Gattin eines so werthvollen Mannes, den ich als meinen wahren Freund und meinen besten Rathgeber zum Wohl des Landes stets an meine Person zu attachiren suchen werde, darf ich hoffen und bitten: „Nehmt mich auf in Eurem Bunde als den Dritten."

Durch diplomatische Verhandlungen in Wien wurde Stephan Johannes als Graf von Hernany und Magnat von Ungarn anerkannt. Noch aber hielt man das Geheimniß dieses Familienereignisses geheim, bis endlich auch der unglückliche Pseudograf Stephan die Augen schloß, nachdem er im Herannahen des ernsten Moments, vor welchem aller Wahn und alle Täuschung des Erdenlebens weicht, erkannt hatte, daß es doch nur eitel Thorheit gewesen war, mit seinen leeren Standesvorurtheilen, die im lichten Jenseits nicht mehr gelten. Er bekannte selbst in seiner letzten Stunde: „Der Tod macht alle Menschen gleich; vor Gottes Thron gelten der König und der Edelmann nicht mehr, als der Bauer oder Bettler. Nur die Würde des Menschen, nicht sein Rang, gelten auf der Wage des ewigen Weltenrichters."

Die sterbliche Hülle dieses, durch den Wahn eines Standes, dem er selbst nicht einmal angehörte, Getäuschten wurde in der Ahnengruft des freiherrlichen Hauses beigesetzt, und der vormals so arme und unbedeutende Johannes wurde als Graf von Hernany und Erbherr auf Kranichfels öffentlich anerkannt, und von den zahlreichen Bewohnern der ihm erst zufallenden Herrschaft wurde ihm als Erbherrn freudig gehuldigt.

Nach Verlauf eines halben Jahres wurde Franziska seine Gattin. Daß Beide noch bis auf den heutigen Tag geehrt, geachtet und im Kreise liebenswürdiger Kinder glücklich leben, bedarf wohl kaum der Versicherung.

Der alte Freiherr lebte noch einige Jahre zufrieden und ungestört in seiner einfachen, stillen Weise fort. Da ihm aber immer noch etwas fehlte, wenn er seine Domina nicht um sich sah, und der als Förster angestellt gewesene Ungar, Joseph Zaploya, ein rächendes Verhängniß, von Wilddieben erschossen war, so glaubte sie jetzt den vereinten schriftlichen Bitten ihrer Tochter und des Grafen nachgeben zu müssen, und kehrte zu dem alten Freiherrn zurück, dem sie erst vor fünf Jahren als hochbetagten Greis die Augen zudrückte. Alsdann aber kehrte auch sie in das erwähnte Kloster zurück, wo sie so abgeschieden von der Welt lebte, daß man nicht angeben kann, ob und wann sie gestorben ist, oder ob sie noch lebt.

Johannes war nun ein Edelmann, aber er war nicht stolz geworden auf diese Herstellung dieses ihm angeborenen Ranges. „Ich bin," sprach er, „dadurch in der Meinung aller wahrhaft Gebildeten als Mensch nicht mehr geworden. Ich lege keinen Werth auf die zufällige Eigenschaft einer adligen Geburt, aber," fügte er mit glänzenden Blicken hinzu, „ich fühle in mir die höhere Verpflichtung, dazu beizutragen, daß das gesunkene Ansehen des Adels dadurch wieder hergestellt werde, daß die Genossen dieses Standes sich bestreben, allen voranzuleuchten durch Humanität und Bildung. Das ist die wahre Aufgabe des heutigen Adels, deren Erfüllung ihm stets die Achtung der Welt sichern wird."

Und in diesem Sinne benutzte er seine Reichthümer, um seinen Mitmenschen wohl zu thun, und sein Verdienst war es, als Freund und Rathgeber eines edlen jungen Fürsten dazu beizutragen, die Bewohner jenes kleinen Landes so glücklich zu machen, wie es redliche Bürger durch Aufklärung, bürgerliche Freiheit und zeitgemäße Fortschritte und Förderung ihres Wohlstandes nur werden können.

Ende.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.